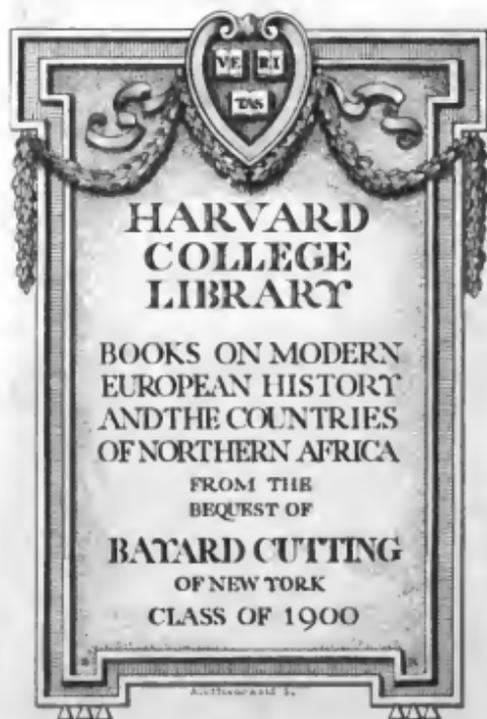


WIDENER



HN E8U5 Y

26256.25.9



Walliser Sagen



Walliser Sagen

Herausgegeben

von dem

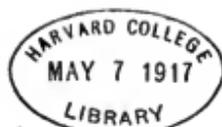
Historischen Verein von Oberwallis

Erster Band



Brig
Buchdruckerei Tscherrig & Cröndle
1907

26256.25,9



*Geogr. u. Gesch.
(F. v. d. M.)*

Selbstverlag des Historischen Vereins von Oberwallis
Alle Rechte vorbehalten

V o r w o r t

Motto: Die Sage schwebt mit Liedern alter Zeit
Aus stiller Brust empor,
Und webt um Taten der Vergangenheit
Der Dichtung Rebelflor.

Dr. Friedrich Neßler.

Die Volksjagen, die seit einem halben Jahrhundert der Gegenstand reger Sammlung geworden sind, bieten dem Geschichtschreiber Belege zur Charakteristik unserer Voreltern und einen Zeiteuspiegel der Denk- und Handlungsweise unserer Vorfahren (Gottschalk), dem Freunde der Poesie aber einen reichen Schatz der echten Volkspoesie (Wyß).

Unser Oberwallis besitzt nun einen sehr reichen Sagenschatz, der auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich gezogen hat. Es ist das Verdienst der beiden Sagenfreunde Tschinen und Kuppen, im Jahre 1872 die Sagen unseres Landes gesammelt und herausgegeben zu haben.

In der Ebene unserer Talsohle und namentlich in den Winkeln unserer Täler gab es noch manche schöne Sage, welche in der Sammlung nicht veröffentlicht war; zudem waren diese „Walliser=Sagen“ (Sitten 1872) im Buchhandel vergriffen und nicht

mehr erhältlich. In einer Zeit, in der die offenen Tore des Simplons und des Lötschberges das Rhonetal der Außenwelt immer mehr erschließen, und die Aufklärungsfüchtelei so gern die Sagenidee hinweglächeln und die Sagenpoesie des Volkes verwerfen möchte, war es höchste Zeit, die alten Schätze der reichen Sagenwelt zu sammeln, bevor sie vergessen und begraben waren.

Zu diesem Zwecke hatte der historische Verein in seiner Versammlung zu Brig 1902 beschlossen, eine neue Sammlung, resp. Vervollständigung der Walliser-Sagen zu veranstalten und hat einem Ausschusse, bestehend aus den Herren Pfarrer Brindlen, Tierarzt Amherd und Archivar Eggler, die Redaktion hierzu übergeben.

Herr Nuppen A., Pfarrer von Saas-Grund, als Inhaber der Anfortrechte der alten Walliser-Sagen hat die Rechte der Neuansgabe bereitwilligst an den historischen Verein von Oberwallis abgetreten, und hat sich zudem sehr tätig an der Redaktion der neuen Ausgabe beteiligt.

Dank der Mitarbeit so vieler Freunde der Volks- sage, die an dem Sammelwerk rege mitgeholfen, können wir mit zwei Bändchen ausgewählter Proben, gesammelt aus dem reichen Schätze der Walliser Volks- sage, vor das Publikum treten.

Unpassend wohl wäre es nun, wenn wir diese

unfere Sammlung mit einer längern wissenschaftlichen Einleitung über das Wesen der Walliser Sage versehen wollten, nein, es kann dies nicht in unserem Plane liegen, sondern wir begnügen uns einige charakteristische Seiten der Walliser Volksjage hervorzuhoben.

Das Walliser Volk ist ein katholisches und tritt auch in seinen Sagen als solches auf; unzählige Male handelt es vom Fegfeuer, von der Sühnung jeden Makels, von der Hülflosigkeit der armen Seelen, von der Messe, von den Heiligen, vom Rosenkranzbeten und andern katholischen Gedanken. Die Idee (Notwendigkeit der Sühne u. a.) ist wahr, die Ausschmückung ist poetische Zutat. Es ist verfehlt, wenn einige irrtümlich meinen, es sei ein Stück Aberglaube dabei. Man verwechselt die Grundidee mit der Ausschmückung. Die Grundidee, der Glaube an ein Fegfeuer baut sich nicht auf Sagen auf, sein Fundament ist ein anderes, ein unerschütterlich feststehendes: es ist die an die Menschheit getragene Offenbarung Gottes, deren Existenz uns hinlänglich verbürgt ist. Das Volk hat seinen Glauben nicht aus der Sage gebildet, es hatte denselben vor der Sage. Aber die Grundidee, daß es einen Reinigungsort gibt zur Abbüßung der zeitlichen Sündenstrafen zc., stimmt mit den Glaubenslehren überein. Nur hat das Volk seine Idee poetisch ausgemalt. Es glaubt an die

Sagenidee, hat Freude an der volkstümlichen Ausschmückung, schwört aber nicht auf die Wahrheit der Erzählung in dieser ausgeschmückten Form. Man muß es einem Volke lassen, seine Ideen in echter Volkspoesie darzustellen.

So ungefähr steht es mit den andern Sagenarten, die historischen ausgenommen, deren Kern auf geschichtlichem Hintergrunde ruht. Was ist eine Sage? Eine Erzählung („Erzellea“), die seit undenklichen Zeiten im Munde eines ganzen Volkes lebt und teils der Wahrheit, teils der Dichtung angehört. Ihre äußere Hülle ist meistens sonderbar, geheimnisvoll, aber der innere Kern enthält oft die tiefsten Wahrheiten. (B. Am Herd.)

Die Sage ist die Wunderblume der Poesie, welche bei jedem Volke bald so bald anders aufblüht, welche sich zwar mit andern Zeitfarben immer wieder verjüngt, die aber auch verdient, daß man sie in der altmodischen Form vor dem Untergange rettet.

So wandern denn diese Sagenblätter hinaus in die frische Frühlingsluft unseres Volkes, wollen da und dort in stiller Stube unterhalten über alte längst entschwundene Zeiten, und bitten um freundliche Aufnahme.

**Das Komitee des Histor. Vereins
von Oberwallis.**



Domherr Peter Jos. Ruppen

Dombherr Peter Jos. Kuppen.

„Mit großer Freude habe ich endlich aus Ihrem letzten wertesten Schreiben die Vollendung des solange in Erwartung stehenden Sagedruckes vernommen. So habe ich das für mich so interessante Werkchen noch vor meinem Tode in Druck erblicken können und dies ist einzig Ihr Werk. Hätten Sie nicht mit solchem Ernst, mit solcher Unverdrossenheit, Beharrlichkeit, fluger Umsicht und begeisterter Liebe für das geschichtliche Altertum unseres Wallis die Sache an die Hand genommen und bis zur Vollendung mutvoll fortgesetzt, so wäre daraus nichts geworden und unsere Sagen wären in Manuscripten für immer begraben geblieben.“ So schrieb im Jahre 1872 Pfarrer M. Tschinen an Dombherr Kuppen. Er hatte vollständig Recht. Bevor die Walliser-Sagen im Druck erschienen, hatte der Herausgeber, und als solcher wird Dombherr Kuppen von Pfarrer Tschinen selbst immerfort genannt, ungeahnte Schwierigkeiten zu überwinden. Mancher hätte das kaum begonnene, patriotische Werk liegen lassen. Was aber Dombherr Kuppen einmal begonnen, das mußte auch zu Ende geführt werden. Er besaß eine eiserne Willenskraft.

In erster Linie bereitete ihm die Drucklegung große Unannehmlichkeiten. Der Buchdrucker L. Schmid in Sitten, mit dem endlich ein Vertrag für 500 Exemplare abgeschlossen wurde, hatte guten Willen aber nicht immer die nötigen Mittel. Dombherr Kuppen schreibt noch im August des

Jahres 1870 an seinen Freund in Grächen: „Wir werden mit unseren Sagen wohl noch weiter müssen, wenn sie in Druck erscheinen sollen.“ Und Tschöden antwortet: „Ich will mich von ihm nicht mehr länger am Narrenseil herumführen lassen.“ Erst Ende 1870 konnte der erste Bogen gesetzt werden.

Von Unterstützung und Aufmunterung war, soweit ich aus der weitläufigen Korrespondenz ersehen kann, keine Rede. Im Gegenteil. Man machte sich vielerorts über die Sagensammler lustig. „Hat der nun nichts Besseres mehr zu tun.“ Oder wie Pfarrer Tschöden sagt: „Dum Duomherr Ruppü het aber gitroumt.“ Ein Einziger, soweit mir bekannt ist, machte eine ehrenwerte Ausnahme. Es ist Friedrich Staub in Fluntern, Zürich. Dieser um das schweizerische Idiotikon vielverdiente Gelehrte konnte die zwei fleißigen Sammler nicht genug aufmuntern, „die hochinteressanten Walliser-Sagen in Buchform herauszugeben.“

Die anscheinlich größten Schwierigkeiten bereitet aber dem Herausgeber noch sein intimer Freund und treuer Mitarbeiter, ohne es natürlich zu beabsichtigen. Pfarrer Tschöden, der eine ganz poetisch veranlagte friedfertige Natur war, scheute vor jedem Kampfe zurück. Er selbst fühlte es nur zu gut: „Ich danke für Ihre Aufmunterung, welche meine ängstliche Bedenklichkeit völlig zerstreute.“ Als Domherr Ruppen ihm am Anfang des Jahres 1870 den Antrag stellte, die schon gesammelten Sagen gemeinschaftlich herauszugeben, war er voll Begeisterung. In einem Briefe vom 14. März lese ich: „Ihr Schreiben hat mich sehr erfreut, weil der Inhalt desselben einen Gegenstand behandelte, für welchen ich schon von meiner Jugend an schwärmte und der noch immer meine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen im Stande ist.“ Es sollte aber anders kommen. Schon

am 31. August 1870 verlangt er mit Ungestüm seine Sagen zurück und spricht davon, dieselben allfällig in einer illustrierten Zeitschrift von Berlin, redigiert von Dr. Kuhn, zu veröffentlichen. Am 11. Jänner 1871, als endlich der Druck begonnen, klagt er: „Wollte Gott es wäre keine einzige von meinen Sagen gedruckt — so groß ist meine Freude daran.“ Auch schrieb er noch am 19. Dezember 1871, als der Druck wieder ins Stocken geraten war: „was sagen Sie dazu, wenn durch Ihren Unternehmungsggeist die Monatschrift wieder ins Leben gerufen würde?“ Domherr Kuppen wollte aber die Walliser-Sagen in Buchform haben und dabei blieb es. Die Walliser-Sagen wurden gedruckt, und wahr ist zum Teil geworden was Tscheinen am 2. Mai 1870 schon schrieb: „Außer der Ehre und Freude der erste und vielleicht der letzte Herausgeber von unseren alten, recht seltsamen Walliser-Sagen zu sein, haben Sie leider keinen Lohn für Ihre Mühe. Erst die Nachwelt wird Ihr patriotisches Wirken anerkennen.“

Domherr Peter Jos. Kuppen wurde am 28. Jänner 1815 zu Biedermatten, einem kleinen Dörflein der Gemeinde Valen, im Saastale, geboren. Seine Studien absolvierte er in Sitten mit Auszeichnung, indem er mit Herrn Henzen, dem nachherigen Studienpräfecten, stets die ersten Plätze theilte. Zum Priester geweiht wurde er 1838. Er diente von der Pöcke auf. Seine priesterliche Laufbahn begann er als Kaplan von Simpeln. Später siedelte er aber als Pfarrer nach Zeneggen und Törbel über. Da seine Gesundheit bedenklich litt, entließ ihn der hochwürdigste Bischof de Preux, der den jungen, talentvollen Priester hoch schätzte, auf das Familien-Rektorat nach Tannmatten. Hier verlebte er seine glücklichsten Jahre; auch wünschte und hoffte er, hier sein Leben beschließen zu kön-

nen. „Er wurde aber berufen auf die wichtigen und mühsamen Pfarreien von St. Niklaus, wo er ein durch das große Erdbeben von 1855 verschüttetes Gottes- und Pfarrhaus vorfand und mit Umsicht und Sachkenntnis restaurierte, und einige Jahre nachher nach Meters, wo er ebenfalls das Pfarrhaus sozusagen umänderte. Ueberall war er geachtet und geliebt, stellte aber auch überall vollauf seinen Mann.“ (Pfarrer Jos. Anton Ruppen).

In Würdigung seiner ungewöhnlichen Tätigkeit und Arbeitskraft wurde er im Jahre 1865 zum Domherrn und Prokuratoren und im Jahre 1879 in Anerkennung seiner vielen Verdienste zum Großsacristan des Kapitels erwählt.

„Er führte im ehrwürdigen Domkapitel und im bischöflichen Senate viele Jahre ein gewichtiges Wort und war so ziemlich tonangebend.“ (Pfarrer Jos. Anton Ruppen).

Domherr Ruppen, der über ein unverwüßliches Gedächtnis verfügte und besonders in der Liturgie und Kubrik als Auktorität galt, war sein ganzes Leben lang literarisch tätig. Schon als Student legte er sich ein Tagebuch an, in welches er bis in die letzten Lebensjahre, mit peinlicher Ausdauer und Genauigkeit, Tagesneuigkeiten und Beobachtungen aufzeichnete — eine interessante kleine Bibliothek von mehr als 40 Bänden! Im Druck erschienen sind nebst den Walliser-Sagen die geschätzte „Chronik des Thales Saas“ und die „Familienstatistik von St. Niklaus.“

In seiner Lebensweise war er äußerst einfach, genügsam und exakt, weshalb er auch von Manchen als Sonderling angesehen wurde. „Er war offen und gerade und, wenn man will, anscheinend barsch im Reden und in seinem ganzen Charakter, verbarg aber unter einer scheinbar rohen Hülle ein goldenes und grundlauteres Herz, bereit, aus seinem

großen Wissens- und Erfahrungsschatze Allen mit Rat und Tat beizustehen.“ (Pfarrer Jos. Ant. Ruppen).

Gestorben ist Domherr Ruppen in Sitten, am 19. November 1896 im Alter von beinahe 82 Jahren. Seine letzten Lebensjahre waren kaum glücklich zu nennen; er hatte sein Augenlicht fast ganz verloren und auch geistig war er gebrochen. Sein nicht unbedeutendes Vermögen teilte er bei Lebzeiten unter seine Verwandten oder verwendete es zu wohltätigen Zwecken.

Bis in sein hohes Alter war und blieb er ein großer und treuer Freund und Liebhaber der heimischen Sagenwelt. Als er vernahm, man gehe mit dem Gedanken um, eine neue Folge von Walliser-Sagen herauszugeben, freute er sich darüber wie ein Kind. Er sagte damals zu mir: „Es ist recht, das andere auch ein Opfer bringen unserem lieben Wallis. Sollte man die Sammlungen verschmelzen wollen, so bin ich damit einverstanden. Sonst kannst du meine Sagen wieder herausgeben. Korrigiere aber nicht zu viel daran; die Sage ist Volkspoesie und man muß sie so aufschreiben, wie das Volk denkt und spricht, nur dann hat sie einen bleibenden Wert. Meine Sagen werden immer Abnehmer finden.“

Aloys Ruppen

Pfarrer von Saas-Grund.

I. Landes- und Ortsfagen

1. Wallis ein See.

Bei St. Maurice schlossen vormalß die Berge hoch hinauf das Wallis vollständig ab und versperreten der Rhone jeglichen Durchgang. Das ganze Land bis nach Yag bildete daher einen einzigen gewaltigen See. Schon zu dieser Zeit war aber das Wallis bewohnt und die Ansiedler fuhren mit Schiffen und Rähnen von Ufer zu Ufer. Noch heute weiß man manchen Ort zu nennen, wo starke Eisenringe in die Felsen eingelassen waren, um die Schiffe festzubinden, so unter Yag oberhalb Brämis, bei St-Maurice de Laques, bei Albenried im Hochberg, im Zintschuggen zwischen Bisp und Eiholz, am Ebiberg bei Stalden, in den Driesten, in der Schratt und unter Hegdorn bei Naters und in der Tunetschfluh bei Mörel. In Rußerberg heißt noch jetzt ein Ort Fischerbiel. Hier sollen Fischer gewohnt haben, als Wallis noch ein See war, und sie hatten das Recht, nach dem gegenüberliegenden Albenried zu schiffen. Gewaltige Naturereignisse sprengten dann mit der Zeit den starken Damm bei St. Maurice und verschafften dem einstigen See den nötigen Abfluß. *Rup. Wal. Sag. Nr. 1. Fr. Lagget.*

2. Das veränderte Klima im Wallis.

In früheren Zeiten herrschte im Walliser Lande ein viel milderer Klima als heutzutage. Hoch über das Joch unserer Berge, die nun ewiger Schnee und Gletscher deckt, führten bequeme Saumpfade und gut gepflasterte Straßen. An Orten, wo jetzt jeder Holzwuchs verschwunden, oder wo nur die wetterharte Lärche oder die knorrige Arve kümmerlich fortkommen, da blühten einst prächtige Obstbäume und reiften saftige Trauben. Stattliche Dörfer, ja selbst wohnliche Städte lagen inmitten grüner Weiden und blumenreicher Matten droben in den Alpen und Bergen; heute ist das alles verschwunden, und an den ausgetrockneten Hängen findet dort kaum das genügsame Schaf kärgliche Nahrung und in den mit Steingeröll überdeckten Mulden haust nur noch das flinke Murmeltier oder der scheue Grathase.

Der Sagen und Erzählungen gibt es gar viele, die uns von jenen besseren Zeiten Meldung tun.

Von Oberwald führt ein schwieriger und mühsamer Uebergang durch das Gerntal in das Val Bedretto. Früher war dieser Paß viel leichter zu begehen. Eine bequeme Straße, deren Spuren noch sichtbar sind, verband hier das Wallis mit dem Tessin. Durch das Münstiger- und auch durch das Vächital bei Nedingen konnte man ehemals auf gangbaren Pfaden in das Berner Oberland gelangen.

Ein besonders lebhafter Verkehr bestand in alten Zeiten zwischen Fiesch und Grindelwald über den Fiescherjochpaß. Im Titer in Fieschertal, wo der Weg hindurchführte, und ebenso am Mettenberg oberhalb Grindelwald befanden sich Kapellen, die der hl. Petronilla geweiht waren. In beiden

Kapellen hingen Glöcklein von gleichem Guß und selbem Ton; ihr wunderbarer Klang geleitete den verirrtten Landerer durch Nacht und Ungewitter an's ersehnte Ziel. Die Walliser zogen öfters über den Berg, um zum Kirchlein der hl. Petronilla am Mettenberge zu wallfahrten, indessen die Grindelwaldner in den warmen Schwefelbädern zu Fiesch Genesung ihrer leiblichen Gebrechen suchten. Zur Zeit der Reformation begaben sich recht oft Walliser, die der neuen Lehre zugeneigt waren, über die Gletscher nach Grindelwald, um dort sich trauen und ihre Kinder taufen zu lassen. Leute von Grindelwald hingegen, die dem alten Glauben treu geblieben, kamen zahlreich ins Wallis herüber, um hier die Pflichten ihrer Religion auszuüben. In spätern Jahren aber begann der Gletscher gewaltig anzuwachsen und zerstörte den alten Weg samt den beiden Kapellen. Ungefähr zur selben Zeit wurden auch die Bäder von Fiesch unter dem Schutte eines Bergsturzes begraben.

Zwei alte Verbindungen bestunden zwischen Saas und Simpeln, die früher von Jägern und Handelsleuten vielfach benutzt wurden, heute aber nur unter großen Schwierigkeiten gangbar sind. Ein Weg führte über die Tristalpe und das Laquinjoch in das Laquintal, der andere vom Mattwaldtal über das Rossbodenjoch nach Simpeln.

Die Pässe von Saas über den Monte Moro und nach Macugnaga und über die Saaserfurka ins Antronatal sind gegenwärtig nur von Schmugglern und Touristen gekannt. Vormals zogen ganze Karawannen mit Pferden, Vieh und Kaufmannswaren hinüber und herüber.

Vor Zeiten war der Gornergletscher hinter Zermatt noch nicht so groß und mächtig wie jetzt. In der Talsohle am Fuße des Niffelhorns stand dichtes Gesträuch, in dem die Säumer auf ihren Fahrten über den St.

Theodulpaß nach Val Tournanche öfters ihre Lafttiere verloren.

Auch über den Col Durand und das Triftjoch foll früher ein reger Verkehr zwischen Zermatt und Gifisch stattgefunden haben.

Die Zermatter gehörten vor alten Zeiten kirchlich zur Pfarrei Sitten und gingen auch dahin über die Berge zum Gottesdienst. Selbst nachdem in Zermatt eine eigene Pfarrei errichtet worden, wallfahrteten noch lange Jahre der Pfarrer und acht Männer der Gemeinde durch die Täler von Zmutt und Ering nach der Bifchofsstadt, wie ihre Vorfahren zur Abwendung von Unglück gelobt hatten.

Vom Turtmantal führte ein gepflasterter Reitweg durch die Augftkumme über das Augftbort ins Nikolaital. Auch von Naron ging ein Weg durch das Ginzanttal nach dem Augftbort.

Ueber den Petersgrat und den Tchingelpaß zogen einftens die Lötſcher, um auf Geheiß ihrer Herren von Turn den Annertengrund im Lauterbrunnental zu beſiedeln. Auch ſpäter wurde öfters Wein über den erſtgenannten Paß geſäunt und zur Zeit der Reformation ein Altar ins Wallis geſchlachtet.

Und in jenen fernen Zeiten, wo ewiger Schnee und Gletſcher nur die oberſten Kluppen unſerer Berge bedeckten, da waren auch hochgelegene Gegenden bebaut und bewohnt, die jetzt verlaſſen ſind. Im wilden Gerntal gedieh einſtens die edle Rebe. Im heutigen Wichelwald, Ulrichen gegenüber, ſtanden etliche Weiler und Dörfer. Bei Niederwald lag das Dorf zur Rhonebrücke. Jetzt ſteht nur mehr eine Kapelle dort und eine einſame Weide.

Weiter unten war Michelsmatt, eine reiche, blühende Gemeinde und ein anſehnliches Dorf. Eine traurige Sage

spinnt sich um den Untergang dieses Dorfes. Michelsmatt war der Sammelpunkt junger tanzlustiger Leute. Einmal, als wieder die Lichter im Gemeindehause von Michelsmatt brannten und die Töne der Musik hinüberschallten durch die stille Nacht, trat ein Vorsteher hinein in die Tanzstube und gebot Einhalt. Ein höhnisches Gelächter scholl ihm entgegen. Da erhob er den Zeigefinger und sprach: „Wehe euch, da ihr die Stimme eurer geistlichen und weltlichen Behörde nicht anhören wollt!“ Noch in der gleichen Nacht stürzte eine Lawine mit einem Felsenbruch zu Tal und begrub das Dorf mit dem Tänzervolk. Am Musibord bei Steinhaus war einst ein großes Dorf. Jetzt steht noch eine halbuntergrabene Kapelle und ein einziges Haus daselbst, das von heute auf morgen noch seinen Standpunkt behauptet. Am Lauwigraben (Mühlebach) stand das Dorf Lauwinen. Heute ist davon nichts mehr übrig. Eine Stunde oberhalb Ernen stand das Dorf Eggen. Es soll einst die Verpflichtung gehabt haben, einen Mann ins Kontingent (Militär) abzuliefern. Heutzutage ist es eine Frühjahrs- und Winteralpe mit zerstreuten Hütten.

Eine halbe Stunde von Ernen war das idyllische Gütlein Einegelti, von Wiesen und Ackerland umschlossen. Dort soll zur Zeit ein Frauenkloster gewesen sein.

Das obere Fieschertal, das nun völlig vom Gletscher angefüllt ist, soll einstens einem Sentum reiche Abzug geboten haben. Und in der Märzelen blühten in früheren Zeiten Kirsebäume in heller Pracht. Am Fuße des Eggishorn, in der Nähe des Aletschgletschers, will man noch jetzt „Stadelplanen“ finden, ein sicheres Zeichen, daß dort vor Zeiten Getreide gepflanzt wurde.

Auf Furggen, der Alpe von Grenchols, war ehemals ein stattliches Dorf. Die Stadteralpe soll ihren Namen

einer Stadt verdanken, die im Grunde des Saßlichtales gelegen war. In der Mulde zwischen dem Bettli- und Tunetschhorn, wo jetzt ein kleiner, fast stets mit Eis bedeckter See sich befindet, kamen fünf große Sentum zusammen; so ergiebig war dort der Graswuchs.

In Maters will man in einer Schrift gelesen haben, im Aletsch sei ein roter Apfelbaum verteilt worden. Und in der Nieder-alpe zeigt man einen Tisch von Nußbaum, der im Aletsch gewachsen sein soll. In der Alpe Zembächen im innern Aletsch kann man noch heute die „Schiebblatten“ eines Stadels sehen. Und so erklärt sich denn auch, daß in Olmen und Aletsch behäbige Dörfer stunden, die jährlich am Frohnleichnamsfest 7 bemantelte Herren und 25 in weißes Landtuch gekleidete Vorbräute nach Maters zur Kirche entsandten. In der Lüsgeralpe, zen Tischen, war sogar eine ansehnliche Stadt.

Auch das Gantertal war in früheren Zeiten stark bevölkert. Eine alte Sage berichtet, daß man in der heil. Christnacht in Glis nicht läuten durfte, bis die Leute von Ganter mit ihren brennenden Fackeln auf den Bleiken erblickt wurden. Die Abhänge unter dem Schallberg sollen dazumal mit Neben bepflanzt gewesen sein.

Das Dorf Simpelu stand einst auf der Bärenkumme am Castelberg ob der jetzigen Waldregion. Das Laquintal war stark bevölkert und es wurde daselbst vortreffliches Korn gebaut. Die Geteilschaft war so zahlreich, daß sie zu den Matsitzungen vier Mantelherren abordnete.

Im abgelegenen Ranzertale befanden sich mehrere Gemeinden, die eine eigene Pfarrei bildeten. Noch heute zeigt man den Ort, wo die Kirche und der Friedhof gewesen. Nie läßt sich auf diesem Plage eine Viehherde zur Nacht-

ruhe nieder. Der berühmte Heidenwein, der jetzt im Gebiete unter Wisperterminen gedeiht, soll ebenfalls von den Höhen des Ranzertales herstanunen.

Oberhalb Wisperterminen stand das Dorf Nuspekt, das längst verschollen ist. In der Finnelenalpe, auf dem östlichen Abhange des Saasertales, hoch ob Eisten, soll ein Frauenkloster gewesen sein, das von Apfelbäumen umgeben war. Auf der gleichen Talseite weiter einwärts liegt die wilde Mattwaldalpe. Dasselbst will man noch Ueberreste eines Backofens und eines Mühlsteins sehen. Durch den Mattwaldbach von dieser Alpe getrennt dehnt sich der Siwiboden aus. Hier war ehemals am Fuße des obern Bergabhanges, den jetzt wüstes Steingeröll deckt, ein Dorf oder gar eine Stadt, aus welcher einst ein Trupp Reiter auf einer Spazierfahrt in einem wenig entlegenen Bergweiler das Abendessen eingenommen. Dieser Weiler heißt darum jetzt Rittmal.

In Saas soll der große Allalingletscher, der die Wispe zu einem See aufstaute, vom Talgrund aus kaum sichtbar gewesen sein. Und in den wilden Sandejen von Zermeggern stunden 7 Scheunen und Ställe.

In Emd besitzt man einen Fisch, aus einem Apfelbaum verfertigt, der im Schalb im Rühblattboden gefällt wurde, wo jetzt nur noch Gras und etliche Rüben wachsen.

Im Zmuttal bei Zermatt befand sich ehemals das Dörfchen zu den tiefen Matten; ein Bergsturz hat es verschüttet und heute dehnt sich an derselben Stelle der Zmuttgletscher breit und wüchtig aus. Noch vor nicht langer Zeit fand man Hausgeräte, die vom Gletscher ausgeworfen wurden. Auch die weite Ebene, die jetzt der Theodulgletscher ausfüllt, war vor langen Jahren schneefrei. Dasselbst lag

ein großes Dorf, oder wie andere berichten, sogar eine Stadt.

Im Balttschiedertal, eine Stunde von der Sennhütte entfernt, wo jetzt nur ödes Geröll ist, soll das Dorf Kuhmatt mit einer Kirche gestanden sein. Sieben bemantelte Rats Herren und noch mehr Kränzlitöchter sollen von dort zur Frohnleichnamsp procession nach Bisp gekommen sein. Da erfolgte ein Bergsturz und verschüttete das schöne Dorf. Der große Felsblock in der Ebene liegt gerade über der Kirche, deren Turmspitze die Felsen stützt.

Das Wivanni oberhalb Außerberg soll mit Weinreben bepflanzt gewesen sein. Dasselbst hoch ob dem jetzigen Walde befand sich auch ein Dorf mit Friedhof, dessen Gräber noch sichtbar sind.

Auch die Berge von Bürchen, Unterbäch und Eischoll waren früher weit höher ständig bewohnt als jetzt. Auf dem Schaufelboden und am Lerch waren Wohnsitze während des ganzen Jahres. In der schönen Krumme beinahe ob der Holzregion wurden vor etlichen Jahren alte, abgestorbene Nebstöcke ausgegraben.

Der Turtmanngletscher hatte vorzeiten bei weitem nicht die Ausdehnung, die er jetzt hat. Wo derselbe jetzt den Talhintergrund mit seinen Eismassen ausfüllt, da war einst die blütenreiche Blümlisalp. Und in jenen Zeiten bildete Meiden eine ansehnliche Stadt.

So herrschte denn in den alten Zeiten hoch droben in den Bergen und weit drinnen in den Tälern ein schönes und behagliches Leben. Doch die Zeiten änderten sich; das Klima wurde kälter, die Gletscher rückten vor, die Holzregion zog sich immer tiefer in die Täler herab, die Alpen und Bergweiden verwilderten mehr und mehr und so mußten

auch die Menschen ihre einstigen Wohnsitze verlassen und in den wärmeren Gegenden des Tales sich ansiedeln.

R. W. S. Nr. 1. Wolf, Wallis und Chamonix. Fr. Lagget.
C. Clausen.

3. Die St. Jodern-Kufe.

Es war einmal im Lande Wallis ein sehr heiliger Bischof mit Namen St. Jodern (Theodul = Theodor). Einst hatte der Frost die Weinlese völlig zerstört und die guten Leute litten großen Mangel. Jammernd kamen sie zum Bischof, der sich ihrer erbarmte, eine Kufe voll Wein segnete und alle tröstend einlud, zu kommen und laut Bedürfnis Wein daraus zu ziehen; nur verbot er ihnen strenge, die Kufe etwa zu öffnen. Und die Kufe gab des köstlichen Weines so viel man nur verlangte; sie versiegte nicht und ward nie leer. Und das währte so der Jahre gar viele fort; die Kufe gab noch Wein, als der Bischof schon längstens gestorben war.

Drunten in Sitten im Bischofskeller neben der alten St. Peterskirche wurde diese wunderbare St. Jodern-Kufe aufbewahrt. Da wollte es das Unglück, daß einmal gar vorwitzige Leute in den Keller kamen, die sehen wollten, was denn endlich und letztlich diese Wunderkufe wohl in sich bergen möge. Mit frevelnder Hand ward dieselbe aufgerissen und siehe! — die Kufe war trockenleer — nur am obern Spundloch hing eine schöne volle Traube, die jedoch gleich verdorrte und in Staub sich auflöste. Auch die Kufe fiel in Trümmer und ließ sich nicht mehr zusammenfügen.

R. W. S. Nr. 4.

4. Die St. Jodern-Glocke.

Vom gleichen Bischofe St. Jodern wird auch erzählt daß ihm einmal offenbar wurde, der Papst in Rom schwebe in Gefahr, und er sollte gewarnt werden. Unschlüssig und ratlos öffnete der Bischof das Fenster und sah vor dem Schlosse drei Teufel munter und freudig mit einander tanzen. Gleich rief sie der Heilige herbei und fragte, wer von ihnen der geschwindeste sei. Da antwortete der erste, er sei geschwind wie der Wind, und der zweite meinte, er laufe wie die Kugel aus dem Rohr. „Das sind nur faule Bäume gegen mich,“ lachte der dritte, „ich fliege durch die Welt wie ein Weibergedanke.“ Mit diesem verabredete nun der Heilige, er wolle sein werden, wenn er ihn, noch bevor die Hähne morgens frähen, nach Rom zu bringen und wieder nach Sitten zurück zu tragen vermöge. Der Satan nahm freudig das Anerbieten an und stellte einen schwarzen Hahn als Wächter auf die Stadtmauer. Aber auch St. Jodern brachte einen weißen Hahn auf den Dachgiebel des Schlosses und schärfte ihm wohl ein, sich morgens nicht etwa zu verschlafen. — Die Reise ward angetreten; — im Nu war St. Jodern in Rom. Er warnte den Papst noch zur rechten Zeit und erhielt von ihm aus Dankbarkeit zum Geschenke eine Glocke. Der Satan mußte nun auch noch die Glocke mit aufladen und nach Sitten heimtragen. Es war noch nicht zwei Uhr morgens, als er glücklich mit seiner Doppellast zu unterst auf der Planta ankam. Das merkte der weiße Hahn auf dem Dache auch gleich und fing aus vollem Halse schnell zu frähen an. Auch der schwarze Hahn des Satans erwachte und schrie mit. Da ergrimmte der Satan sehr, daß er die Wette verloren, und warf die Glocke mit solcher Gewalt zur Erde

nieder, daß sie neun Ellenbogen tief in den Boden einsank. Der hl. Bischof aber rief: „Dona! Dona! litt!“ und die Glocke fing an zu läuten und kam läutend wieder zum Vorschein. — Das ist nun die „St. Jodern-Glocke“, die lange gegen Ungewitter Wunder tat. — Der Bischof St. Jodern wird darum abgebildet mit einer Glocke, die der Satan trägt. —

R. W. S. Nr 5. Arch. f. Schweiz. Volkskunde. B. 3. f. 187.

5. Der St. Theodulpaß.

Der hl. Theodul, Bischof von Sitten, machte einst eine Reise nach Italien und besuchte seinen Bruder, der in Aosta sich niedergelassen und damals krank darniederlag. Längere Zeit verweilte der hohe Kirchenfürst bei seinem kranken Bruder und trug auch die Kosten seiner langen Krankheit. Nun wollte der Bischof in seine Heimat zurückkehren und schlug den Weg nach Chatillon, Valtournanche, Breuil ein. In Valtournanche bat er um einen Begleiter. Als sie in Breuil ankamen, sagte der Bischof seinem Begleiter: „Geld kann ich dir nicht geben, was ich aber habe, das gebe ich dir und bin auch bereit, einen Gegendienst zu leisten.“ „Wenn Sie mir gefällig sein wollen“, sagte der Begleiter, „dann bitte ich, befreien Sie uns von den Schlangen, von denen wir in dieser Gegend sehr geplagt sind.“ Von dem Tage an wie noch heute war diese Gegend von den Schlangen befreit. Der Bischof langte glücklich in seiner Heimat an und der Augstpaß hieß von der Zeit an Theodulpaß.

B. Zurbriggen.

6. Karl unter den Weibern.

Es war vor grauer, alter Zeit. Krieg herrschte im Lande. Alle waffenfähigen Männer waren ausgezogen zum blutigen Kampfe. Nur der Sigrift war geblieben. Ihm und dem alten Pfarrer war die Hut des Dorfes anvertraut. Zu Berg und Tal zerstreut besorgte das Weibervolk die Herden. Diese Zeit wollten die räuberischen Augsttaler benutzen, um das Dorf Zermatt zu plündern. Denn es lagen Schinken, Schafffleisch und alter Käse noch in Fülle da. Die Feinde hatten sich auf dem St. Theodulpasß gelagert und Kriegsfeuer rötete den Himmel. Da erschaute eine Hirtin im roten Boden zuerst das böse Zeichen und brachte die Nachricht ins Tal.

Am Triffsbach, damals Bomosier genannt, saß der Sigrift auf einem Stein und weinte heiße Tränen, so daß der Stein noch heute naß ist; denn er glaubte sein liebes Zermatt verloren. Allmählig sammelten sich viele Weiber. Klagend umstanden sie den Sigrift. Doch plötzlich riefen die Weiber: „Wir wollen uns schon verteidigen, was stehen wir heulend hier. Auf, laßt uns mutig dem Feinde entgegenreten; Gott ist mit uns! Werfen wir uns in die Kleider unserer Männer; gebt uns Waffen; wir wollen den Schelmen noch gehörig heinzünden!“ Sofort durchzogen Boten alle Viertel, denn Zermatt war damals in vier Viertel eingeteilt. Bald erschienen von allen Seiten weibliche Krieger in der malerischen Tracht ihrer Männer, mit Sensen, Keulen und Knütteln bewaffnet. Wild blickte ihr sonst so mildes Auge und ihre kleinen Füße stampften ungeduldig. Schnell hatte Karl seine Soldaten geordnet und vorwärts ging dem Augstpasß entgegen. Auf dem Ferri, einem klei-

nen Bethause, knieten alle vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes nieder und flehten um Hilfe, Mut und Sieg. Beim hellen Mondschein gings nun aufwärts, in raschen Schritten die Wengen hinein, dem Furgloch zu und schon sind sie auf den Lichbrittern angelangt. Jetzt erscheinen auf dem untern Theodulgletscher die vielen Banden der Auggstaler. Wie staunten diese, als sie einen solchen Kriegshaufen ihnen entgegenrücken sahen. Immer mehr nähern sich die feindlichen Scharen. Als der Anführer der Auggstaler die Zermatterkrieger sah, entfiel ihm der Mut und kam nun gleich zu Karl herüber, um mit ihm sich zu besprechen. Karl aber sprach: „Du siehst, wie der Mut meinen Kriegern die Brust aufschwellt. Kommt nur heran, wir sind bereit, euch zu empfangen und euch blutigen Lohn zu zahlen, wie unsere Ahnen hier auf den Lichbrettern schon einmal getan.“ Die Auggstaler fürchteten sich sehr und zogen sich friedlich zurück. Karl führte nun seine Krieger heimwärts. Als sie am Furgbach in die saftigen Alpenstrüfen kamen, machten sie Halt. Keulen und Sensen steckten sie in die Erde und knieten dankerfüllt nieder, um dem hohen Schlachtenlenker für die wunderbare Rettung zu danken. Und siehe Welch ein Wunder! Als sie sich wieder erhoben, hatten die dürren Holzschäfte ausge schlagen, grünt und blühten, so daß daraus ein duftiger Garten geworden und der Ort bis auf den heutigen Tag noch Garten genannt wird. Noch heute lebt die Sage von Karl unter den Weibern im Munde des Volkes fort. W. Zurbriggen.

R. B. S. Nr. 8. Vergl. Arch. f. Schw. Volkst. I. S. 42.



7. Ein Kampf in der Distelalp, Saastal.

In Saas erzählen sich die Leute, vor uralter Zeit habe einmal eine Schar Feinde über den Monte Moro in's Land einfallen wollen. Niemand wußte etwas von ihrem Anzuge. Als sie die Paßhöhe überschritten hatten, lief ein Taubstummer, der in seinem Leben nie ein Wort gesprochen, wie wahnsinnig in der Distelalp, der ersten am Passe, von Hütte zu Hütte und stammelte überall sehr deutlich die Worte: „Sie kommen, sie kommen die Tällibörter nieder.“ Alles geriet in Aufregung. Der Taubstumme nahm eine Steinplatte auf die Achsel, stieg damit auf ein Hüttdach und schrie laut: „Den ersten, der kommt, schlag ich tot.“ — Und es kam einer, angetan mit einem hellroten Rock; er war den Uebrigen vorausgeeilt. Der Stumme hielt Wort und schlug ihn tot, als jener an ihm vorübergehen wollte. Gleich zog er ihm den roten Rock aus, legte ihn selber an, nahm den losgerissenen Kopf des Erschlagenen in die Hände und zog so dem Feinde entgegen. Die Alpweiber ergriffen Gabeln, Sensen und andere Instrumente und folgten eufsig. Da erschrocken die Feinde über diesen Anzug so, daß sie umkehrten und eilig wieder über den Mondellipaß aus dem Lande liefen.

Bei dieser Gelegenheit soll das Mirakelbild der Mutter Gottes zur hohen Stiege, damals noch in einer Mauer unter freiem Himmel, Blut geschwitzt haben. R. B. S. Nr. 6.

8. Die Schlacht auf Lichbrittern.

Wenn man von Zermatt über das Matterjoch oder den Theodulpasß nach Val Tournanche reist und den Gratfad passiert hat, so kommt man vorerst auf die sogenannten Lichbritter. Dies ist eine ziemlich bedeutende Ebene, in der verschiedenartig gestaltete Felsbugel emporragen. Hier soll vor vielen, vielen Jahren eine große Schlacht zwischen Piemontesen und Wallisern stattgefunden haben. Das Treffen war so groß und mörderisch, daß man die vielen Toten nicht einmal beerdigen konnte. Ja man fand noch viele Jahre nachher dort Totenschädel und Gerippe. Daher nannte man die Stätte zu den Lichbrittern.

R. B. S. Nr. 7.

9. Kampf und Sieg der Munder 1212.

Es war an einem Sonntage und das Mundervolk in der Kirche beim Gottesdienste. Der Geistliche hielt eine auffallend lange Predigt. Besorgt um die zu Hause allein gelassenen Kinder, verließ eine alte Frau die Kirche. Kaum war sie im Freien, sah sie zu ihrem großen Schrecken den Feind von der hohen Furen ($\frac{1}{4}$ Stund ob Mund) gegen das Dorf herab steigen. Ohne Verzug stürzt sie in die Kirche und berichtet, was sie gesehen. Ein ungeheurer Tumult entsteht. Der Geistliche, wegen der ungewöhnlich langen Predigt im Verdachte des Einverständnisses mit dem Feinde, wird von der Kanzel herabgestürzt; man bewaffnet sich mit Mistgabeln, Sensen und Knütteln und stürzt sich

auf die feindlichen Berner in der hohen Furen, drängt sie zurück bis auf die Plakmatten (1 Stunde ob Mund). Hier entspinnt sich das Gefecht von neuem. Der Feind wird geschlagen und flieht in das Baltshiedertal und wird an dem Orte Nami gänzlich aufgerieben. Bloß drei Mann blieben übrig. Aller Menschlichkeit vergessend, stachen die Sieger einem die Augen aus mit der höhnischen Bemerkung, er solle jetzt heimgehen und berichten, was er gesehen. Dem zweiten schnitten sie die Zunge aus und bemerkten: „Geh' nach Bern und erzähle, was du hier gehört hast.“ Dem dritten schnitten sie die Ohren ab, damit er besser höre, was hier gesprochen worden und es nach Bern hinterbringe.

P. Foller.



10. Die Gräber in der Roten Kanne.

Diesseits des Berggrates, welcher das Baltshiedertal von dem Gebiet der Gemeinde Mund scheidet, findet der Wanderer an grüner Bergmulde oder Einbuchtung zahlreiche, längliche Rasenhügelchen, die Menschengräbern ähnlich sehen. Es sollen diese Hügel auch wirkliche Gräber sein. Nach weit verbreiteter, uralter Ueberlieferung hat hier zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, anlässlich einer der häufigen Feldzüge zwischen den Zähringern resp. Bernern und den Fürstbischöfen von Sitten ein erbitterter Kampf stattgefunden. Damals wollten die Dienst- oder Kriegsmannen der bernischen und uechtländischen Adligen auf einem Bergwege, wo man ihrer nicht gewärtig war, nämlich über den sogenannten Ahnengrat und weiter über den Reichfirn-Gletscher am Breithorn vorbei ins Oberwallis eindringen. (Eggerberg, Baltshieder und Außerberg, letzteres in frühester Zeit der

Bischofberg geheißen, waren nämlich bischöfliche Feudallehen.) Ein Hirtenbube, der auf dem Bergkamm die Ziegen hütete und die Gewappneten von ferne auf den schwer gangbaren Pfaden langsam herannahen sah, sei eiligen Laufes den kürzesten Weg, nämlich über die schwindeligen Taljuonen, herausgelaufen und habe die Leute in den nächstliegenden Weilern von Außerberg gewarnt.

Eilig sandten die Außerberger gute Läufer nach Aron und ließen auf der Hohegge ihr Wachtfeuer aufflammen, um die gegenüberliegenden Dörfer zu alarmieren. Ebenso eilig brach der Landsturm von Aron und den umliegenden Dörfern und Weilern, sowie auch von Wisp her auf und drang ins Balfschiedertal hinein dem Feinde entgegen. Dieser, der keines Widerstands gewärtig, auf dem jenseitigen Gehänge lange Rast gemacht hatte, wurde zu spät der Vorbereitung diesseits des Grates gewahr.

Ein überliefertes Volkslied aus jener Zeit enthält unter anderem:

„Als sie chummund in d'roti Chummu,
G'hörunt'sch scho der Arnero Trummu.“

In der engen Halde oder muldenartigen Einbuchtung, Note Kuppe genannt, wurden die Feinde von dem Landsturm der Walliser überrascht und ohne Gnade zusammengehauen oder die steile und grausig tiefe Bergwand hinuntergerollt. Aber auch unserer Landsleute blieben, da die Feinde ihr Leben so teuer als möglich verkauften, viele auf der Wahlstatt, so daß der Siegeszug nach Hause zugleich ein Trauerzug gewesen sein soll. Das obgemeldete alte Volkslied sagt über den Heimzug der Sieger:

„Wie'sch chumunt s'Arar unter d'Vindu,
Chönnent'sch nummu 99 Ma mehr findu.“

N. v. Noten.



II. Die Vernichtung der Berner in der Tägi.

Einst brachte in fliegender Hast ein Bote die Kunde nach Naters, die Berner seien im Begriffe, über den Oberaletschgletscher in das Wallis einzufallen. Sofort ertönte die Sturmglocke und alle weiffenfähigen Männer der beiden Comper Naters und Nifchenen machten ſich auf, um dem Feinde entgegenzuziehen. Sie rückten über den Oberaletschgletscher hinein bis in die Tägi und trafen hier Anſtalten, die Berner gehörig zu empfangen. Hoch oben an ſteilen Abhängen wurden gewaltige Ketten geſpannt und mächtige Steinblöcke daran gelegt. So gerüftet erwartete man wohlgemut den Feind; doch dieſer ließ ſich nirgends blicken. Schon vierzehn Tage und Nächte hatten die Naterſer vergeblich gewacht; ſie kamen zur Anſicht, die Kunde vom Einfall der Berner ſei nur ein leeres Gerücht geweſen und zogen daher heim. Nur einer, der nicht Bürger, ſondern bloß Einwohner von Naters war, erklärte: „Ich will mit meinen zwei Buben noch dieſe Nacht hier bleiben und Wache halten.“ Man war mit ſeinem Vorſchlag einverſtanden. Und in derſelben Nacht nun, als bereits der Morgen graute, da hörten die drei Wächter in der Tägi Hähnengeſchrei von dem Gletscher herauftönen. Es waren wirklich die Berner, die heran rückten. Sie hatten die Abſicht, ſich endgültig in Wallis niederzulaffen und führten daher gleich Weib und Kind und ſämtlichen Hausrat mit ſich. Die Hähne aber, die ſorglich in Rückenförben verpackt waren, begannen beim Anbrechen des Tages zu krähen und machten ſo die Naterſer auf die nahenden Feinde aufmerkſam. Als nun die Berner unten am Abhang vorbeizogen,

da lösten die drei Männer oben die Ketten und mit furchtbarem Krachen stürzten die angehäuften Felsblöcke in die Tiefe und zerschmetterten Volk und Vieh. Nur wenige Feinde kamen mit heiler Haut davon und flüchteten in ihre Heimat zurück. Die Gemeinde von Raters aber schenkte den wackern Rettern in der Not für ewige Zeiten das Bürgerrecht in Raters. D. Imesch.



12. Der Kopf als Bote.

Einft zogen die Savoyer in gewaltigen Haufen das Walliser Land hinauf, um den köpfigen Bauern da droben ihre Freiheit mit blutigem Schwerte verleiden zu machen und sie Gehorsam und Unterwürfigkeit gegen große Herren zu lehren. Die Männer der untern Gegenden wurden alle angeworben und zogen mit in den Kampf gegen das Oberwallis.

Während des Feldzuges besorgten nun Weiber ihre Wäsche an einem Waschtrog, dem das Wasser aus der Rhone zusfloß. Die Frühlingssonne schien warm hernieder und machte die Wäscherinnen gut gelaunt. Nicht nur ihre Hände waren tätig, auch ihr geläufiges Redehaus — wie das nicht anders sein kann — ruhte nicht und klapperte ununterbrochen im muntersten Gemurmel fort. „Mich wundert's,“ meinte die eine, „ob diesmal die dummen, vier-eckigen Lämmelköpfe da oben nicht etwas runder und gesimpfiger werden.“ „O gewiß“, lachte die andere, „rund und kugelig wie geschliffener Rhonesand! O wie ist mir da wohl ums Herz! Mein Mann hat mir versprochen, aus dem Ruhland da oben, wo Kälber tanzen und Stiere

Walliser Sagen.

Musik machen, etwas recht Schönes heimzubringen. O wie freue ich mich des Tages! Ach schau, wie das Wasser sich rot färbt; welch schönes Roßblut müssen die stolzen Ringfäße haben, die man heute da oben an der Rhone tot schlägt. Das schmeckt mir besser als Honig und glänzt heller als Gold.“ Und im gleichen Augenblicke trug das Wasser ein abgeschlagenes Haupt herab und warf es der frohen Wäscherin in den Trog. — Es war der blutige Kopf ihres Mannes. R. W. S. Nr. 10.



13. Das Gefecht auf der Blutläffe.

Jenseits des Rhodans in der Nähe von Turtig wird ein bestimmtes Gebiet, jetzt Acker- und Schilfboden, seit undenklichen Zeiten vom Volk die Blutläffe genannt. Dieser Name soll von einem blutigen Gefecht herkommen, das der Ueberlieferung gemäß vor vielen Jahrhunderten hier stattgefunden hat. Ein Freiherr von Maron, so heißt es, sei damals Feldhauptmann der Walliser Landleute gegen die fremden Eindringlinge gewesen. In der That berichtet die Walliser Geschichte, daß im Jahre 1383 Peter v. Maron (Großvater oder Vater des mächtigen Witschard v. R.) nebst seinem Vetter Perrod von Maron tätigen Anteil an dem Aufstande der Walliser gegen den Bischof Eduard von Savoyen genommen hat, zu dessen Hilfe der jugendliche Amadeus VII., genannt „der rote Graf“, mit einem Heere ins Wallis einfiel. Nachdem Amadeus Marons Burg Beauregard ob Chippis erstürmt, zwei Söhne Peters von Maron, Heinzmann und Petermann, gefangen fortgeführt und das Eifischtal geplündert und verwüstet hatte, kam er

bis Salgesch, wo die Leute von Leuf und den umliegenden Dörfern sich auf Gnade ergaben. Hierauf zog Savoyens Macht weiter das Land hinauf, und hier in der Ebene zwischen Turtig und Maron traten ihr die deutschen Oberwalliser unter Führung des Peter von Maron entgegen und lieferten ihr ein blutiges Gefecht. Aus Rache ließ dann beim Rückzug „der rote Graf“ die beiden gefangenen Söhne Marons auf der Großen Brücke in Sitten enthaupten.

Früher soll man auf der Blutlaffe manchmal alte Waffen gefunden haben. M. v. Koten.



14. Der Mannenmittwoch in Visp.

Im Jahre 1388, den 23. Christmonat, erlitt der Graf von Savoyen in Visp eine bedeutende Niederlage. Viele tausend Feinde unserer Freiheit verloren daselbst das Leben. Ueber diesen Sieg erzählt die Sage folgendes:

Graf Amadeus von Savoyen kam mit vielem Kriegsvolk das Land hinauf bis vor Visp. Er verlangte, man solle sich ergeben, ihm Einlaß in die Burgschaft gewähren und Gehorsam schwören, sonst werde er alles verbrennen und niedermachen. Die guten Leute erschrocken sehr, denn sie waren zum Krieg schlecht bereit und schlecht gerüstet. Sie beehrten darum in der Angst drei Tage Bedenkzeit, nicht als wollten sie sich freiwillig übergeben, aber um so mehr Zeit zu gewinnen. Und die Savoyer gaben ihnen die verlangte Bedenkzeit, machten Quartier an der Vispe und warteten auf Antwort. — Die Visper entboten eilig um Hilfe ins Thal hinein und nach Goms und Brig, verhielten sich sonst mäuschenstill, damit die Feinde nicht was merken.

Als aber die dritte Nacht kam, mit der die Bedenkzeit ausging, wurde in der Burgschaft alles lebendig. Die gerufene Hilfe kam an; — nur die Briger verspäteten sich und kamen erst als der Handel fertig war. In die Burgschaft wurde Wasser eingeleitet, das in der großen Winterkälte zu Eis gefror und Wege und Stege ungangbar machte. In den Werkstätten und in mancher Küche schmiedete man eifrig spitzige Fußeisen und Schuhnägel, um auf dem Eise sichern Stand zu bekommen. Man bereitete große Holzklöße und mit Steinen schwer beladene Wagen, an die man noch schneidende Instrumente befestigte, um selbe über das Eis in die feindlichen Scharen hinabrollen zu lassen. Selbst die Weiber waren nicht müßig und hatten vollauf zu tun; sie trieben den Schmieden eifrig die Windbälge, brachten Kohlen und Eisen herbei, verteilten die gespitzten Eisen und Schuhnägel unter die Krieger und halfen geschäftig alles rüsten und zum Angriff vorbereiten. Sie trugen auf dem Rücken noch Wasser herbei, um Eis zu machen an Stellen, wo Wasser durch Leitungen nicht konnte hingeführt werden. Man arbeitete mit solchem Eifer und solcher Hast, daß sieben Männer den Anstrengungen erlagen.

Als der Tag anbrach, war alles schlagfertig. Da wollte man, wie man versprochen, den feindlichen Offizieren, die wegen Kälte in einem Stadel logierten, Antwort bringen. Man nahm ein Lamm, dem band man die vier Füße zusammen, öffnete behutsam die Stadelthüre, warf dasselbe hinein zum Morgengruß und mit solcher Hast und Eile wurde die Thüre wieder mit einem Reisteifen verraumelt, daß einer dem andern den Daumen von der Hand abgestoßen. Darauf legte man Feuer an den Stadel und die Flammen stiegen hoch auf. Noch zu den Dachlatten heraus schrien die Offiziere um Gnade; aber es ward keine gegeben.

Arndick rann das geschmolzene Gold und Silber aus dem Stadel zur Erde herab.

Unterdeß griffen auch die übrigen wohlgerüsteten Krieger, auf dem Eise sicher einhersehreitend, das feindliche Kriegsheer an und trieben auf dem glatten Boden große Holzstämme und schwer beladene, mit schneidenden Instrumenten versehene Wagen in die Reihen der Feinde hinein. Auf dem schlüpfrigen Eise hatten die Savoyer keinen Stand und purzelten zu Boden, wo sie entweder erschlagen oder in die Spitze gestürzt wurden. Der Sieg war vollständig.

Zum Andenken an diese Schlacht setzte man im Zenden Risj den Mittwoch vor Weihnachten, „Mannemittwoch“ genannt, als Festtag ein und hielt denselben bis auf den heutigen Tag.

R. W. S. Nr. 11.

15. Unterirdische Gänge.

Vielerorts berichtet man von unterirdischen Gängen, die von einer Burg oder einem Hause ausliefen und oft erst an weit entlegenen Orten ausmündeten. Ein solcher geheimer Gang führte von der Burg Mangepane, oder wenigstens von der darunter gelegenen Ebene bei Erpu Stadelti, bis hinab auf das Hochgericht bei Mörel. Denselben benutzten die Zwingherren, um von ihrer hoch gelegenen Burg rasch auf die Landstraße zu gelangen und den einsamen Wanderer unversehens zu überfallen und auszurauben. Solche unterirdische Verbindungen bestanden auch zwischen dem Hause des Kastlan Gasser und dem Schloß Urnavas in Maters, zwischen dem Hause Supersago und dem St. Anna-Altar in der Pfarrkirche zu Glis. In Brig führte ein ge-

heimer Gang von der Höllmatte bis unter die Burgschaft, in Lingwurm (Brigerberg) von einem Hause nach der Salinaschlucht, in Bisp von der Hübschburg zu einem unbekanntem Ausgang, in Niedergesteln von der Burg bis nach Löttschen.

In diesen verborgenen Durchgängen will man oft kleine, runde Stücke Leder gefunden haben; steckte man dieselben in die Tasche, so fand man sie tags darauf in Gold verwandelt.

L. B. S. Nr. 36.



16. Das Schloß Arnavas in Naters.

Dieses Schloß liegt dem Superjazo-Schloß gegenüber, zwischen welchen der Melchbach fließt. — Vom Schloß Arnavas steht nur der Turm noch, der jetzt zum Schulhaus ausgebaut ist. Dort soll ein Zwingherr Burkhard in alten Zeiten arg gehaust haben. Von seiner Lüsterheit und den Erpressungen an Tribut wird Unglaubliches erzählt. Diese Zwingherrn waren auch mächtig im Steinstoßen. Als ein Bauer den Burgherrn einst merken ließ, er habe einen Geißhuben, der den Stein so weit stoßen würde als er, mußte er denselben auf der Stelle aus Mettich, vier Stunden ob Naters, abholen. Dieser Bube soll mit einem Reisteisen (Eisenstange) Rüsse von den Bäumen herab gebengelt haben. Der Zwingherr stellte sich selbst zum Ziel in der Ueberzeugung, daß der Geißhub den Stein nicht so weit zu stoßen vermöge; aber er betrog sich; der Stein wurde vom Hirten mit solcher Kraft geworfen, daß dem Zwingherrn die Beine gebrochen wurden. — Dieses Schloß soll eine lange Belagerung ausgehalten haben und, als die Belagerer selbes

ausgehungert glaubten, hingen die Belagerten noch gebratene Hammeln zu den Fenstern heraus. Man soll erst später darauf gekommen sein, daß das Schloß Ornavas durch einen unterirdischen Gang mit dem Hause des Kastlan Gasser heimlich in Kommunikation gestanden habe. Der letzte Zwingherr soll bei dieser Belagerung auf dem Abtritt durch einen Pfeil getödet worden sein.

Bei der Bevölkerung von Ornavasso im untern Ossolatal ist eine alte bis jetzt festgehaltene Ueberlieferung, daß sie eine Kolonie von Wallisern aus Naters sei, die sich in den Bergen von Ornavasso, die damals fast unbewohnt waren, angesiedelt habe. Veranlassung oder Ursache dieser Einwanderung sei folgendes gewesen: Zu alten Zeiten hatten über das Volk von Naters ausländische und gewalttätige Tyrannen geherrscht. Nicht eine der letzten Vergewaltigungen sei die Forderung der ersten Nacht der neuvermählten Bräute gewesen. Dadurch zur Verzweiflung gebracht, entschlossen sich einige Untertanen, dieses verabscheuungswürdige Joch abzuschütteln. Zwölf kühne Jünglinge versprachen ihre Hand an ebenso viele Jungfrauen und verschworen sich, ihre Hochzeit über dem Leichnam ihres verhassten Herrn zu feiern. Das Los bezeichnete das erste Brautpaar, welches den ersten Schlag ausführen sollte. Als der bestimmte Tag angebrochen und ihre Ehe in der Kirche geschlossen war, begaben sie sich in Festkleidern und in Begleitung ihrer Verwandten und Freunde vor das Schloß des Tyrannen und Wüstlings. Niemand verriet ihren Schwur. Als das erste Paar bei dem Herrn vorgelassen wurde, wollte dieser die Braut in seine Arme schließen, fiel aber von einem wuchtigen Schlage tödtlich getroffen zusammen. Gleichzeitig pflanzten die draußen Gebliebenen Spieße auf ihre Stöcke, bezwang das Schloß, töteten oder überwältigten die Knechte

und Gehilfen des Bösewichts, soweit sie nicht durch schnelle Flucht entinnen konnten. Jubelnd über die gelungene Rache feierten nun die Brautpaare ihre Hochzeit; doch dauerte ihr Jubel nur kurze Zeit. Die Kastlane der benachbarten Burgen waren über die Vorfälle im Schloß von Ornavasso einberichtet worden und sie fielen nun mit vereinten Kräften auf das Dorf Raters. Aber schon hatten sich die Rächer des Vaterlandes mit ihren Bräuten und Freunden, mit ihren Herden und ihrer Habe über die Berge nach Italien gestücht und fanden am Berggehänge von Ornavasso ein vor der Wut ihrer Verfolger sicheres und durch den See, den die überschwemmte Toja gebildet, geschütztes Heim. In Capaleccio, mitten im Bergabhang, siedelten sie sich an, dehnten sich allmählich nach Bach und Monch aus und stiegen schließlich in die Ebene der Toja hinunter und legten den Grund zur jetzigen Burgschaft Ornavasso. Die alten Walliser behielten aber auch in den italienischen Gefilden ihre Heimat lieb; bis ins 19. Jahrhundert hinein sandten sie Wallfahrten zur Mutter Gottes auf dem Glisader. Auch in Raters hat man die einstigen Auswanderer nicht vergessen; noch jetzt erzählt man, daß die vier Geschlechter: Zoffen, Kuppen, Salzmann und Walden noch gegenwärtig in Ornavasso bestehen.

L. B. S. Nr. 29 und Blätt. a. d. B. Gesch. II. Bd. S. 242.

17. Der Zwingherr in Unterbäch.

Eine arge Tyrannenherrschaft hauste zur Zeit auch in Unterbäch beim sog. untern Steinhaus (ad inferiorem domum lapidoam). Einer dieser Zwingherren soll sich

zum Zeitvertreib ein besonderes Vergnügen daraus gemacht haben, von den Fenstern seiner Burg aus die Leute in der Umgebung zu verhöhnen und zu verspotten. Mit Pfeil und Bogen versehen ging ein Jäger von Eischoll auf die dem Burgschloß gegenüberliegende Gwadernegge. Bereits daselbst wurde der Bogenschütze von der Burg aus mit Hohn Gelächter begrüßt. Das Blut fing in den Adern des vorwitzigen, kühn entschlossenen Gensjägers an zu kochen; er nahm einen in Gift getauchten Pfeil aus dem Köcher, legte an, zielte, drückte los und — durchbohrt war der letzte Zwingherr. Er wurde auf der Mittagsseite seiner Burg dicht an der Straße Maron-Unterbäch eingescharrt und das Grab mit einer enormen Steinplatte zugedeckt. Die Steinplatte zeigt heute noch auf der nämlichen Stätte jeder Hirtenknabe von Unterbäch. Die Burg wurde ausgeraubt, geplündert, ihre Mauern aber blieben stehen und kühe Winde streiften durch ihre Hallen bis zum großen Erdbeben von 1855, in welchem Jahre der westliche Teil der alten Mauer in sich zusammenstürzte, während der östliche Teil noch jetzt jedem vorbeiziehenden Erdenpilger die Grüße entgegenbringt aus den grauen Zeiten der traurigen Zwingherrschafft. N. Studer.

18. Bischof Cavelli's Tod.

Freiherr Anton von Turn lebte mit seinem Verwandten, dem Bischof Cavelli, in bitterer Feindschaft.

Eines Morgens, als der Bischof mit seinem Hofkaplan in der Hauskapelle auf dem Schlosse Seta das Brevier betete, da stürmten die Knechte Antons herein, packten den

greifen Kirchenfürsten samt seinem Gefährten und stürzten sie zum Fenster hinaus in den graulichen Abgrund. Der unglückliche Bischof fiel auf einen abschüssigen Felsen, von dem er weiter in eine ebene Wiese hinabkollerte, wo er liegen blieb. Leute, die auf dem Felde waren, fanden ihn noch am Leben; sie hoben ihn auf und wollten ihn nach Chandolin tragen. Am Ende der Wiese setzten sie den Sterbenden nieder, um bei einem kleinen Brunnen sein blutiges Haupt zu waschen. Hier starb der Bischof. Zum Andenken an diesen Tod steckt nun jeder, der an dieser Quelle trinkt, ein hölzernes Kreuzlein in die Erde, deren stets viele hunderte da stehen. Der Brunnen heißt jetzt „Kreuzbrunnen — Fontaine de croix.“

R. W. S. Nr. 12.

19. Die nächtlichen Ruhestörer.

In Niedergesteln erzählt man, daß der Freiherr Anton zum Turn-Gestelnburg wegen seines bösen Gewissens sehr oft die Nächte schlaflos zubringen mußte. Er habe jedoch die Schuld an seiner Schlaflosigkeit zur Sommerszeit dem Froschgequacke am Fuße des Schloßfelsens zugeschrieben. Um die unermüdblichen Schreihälse zum Stillschweigen zu bringen, habe der Freiherr einen neuen Trondienst erjonnen. Dieser habe darin bestanden, daß seine Untertanen familienweise, mit langen Ruten bewaffnet, am Rande des nahen Sumpfes haben Wache stehen und die grünen Musikanten durch Streiche ins Wasser in ihrem Konzerte stören müssen.

N. v. Noten.

20. Belagerung der Burg Niedergesteln.

Nachdem Freiherr Anton von Turn 1375 den Bischof Tavelli vom Schlosse Seta hatte herunterwerfen lassen, erhoben sich die Oberwalliser, die treu zu ihrem Bischof hielten, gegen ihn und belagerten seine Burg in Niedergesteln. Diese leistete aber Jahre lang den hartnäckigsten Widerstand.

Aus dieser langen Belagerung erzählen die Leute noch als Sage, daß die Oberwalliser, als sie mit Gewalt nichts ausrichten konnten, sich entschlossen, die feindliche Burg ringsum wohl abzuschließen und deren Besatzung durch Hunger zu bezwingen. Achtzehn Monate lang waren bereits alle Zugänge zum Schloß auf das genaueste bewacht und niemand erhielt Erlaubnis weder zum Ein- noch zum Ausgehen. Schon lange erwartete man die Uebergabe der Festung, weil man bereits in den ersten Monaten die Leute magerer und elender wollte gefunden haben. — Da blickten eines Morgens, als die aufgehende Sonne die Burg so freundlich beschien, wieder aller Augen erwartungs- und hoffnungsvoll zu derselben empor, und siehe! eine Reihe der schönsten und frischesten Hammen oder Schinken hing da vor den Fenstern und mit hellklarem Weine frank man spöttisch auf die Gesundheit der erstaunten Belagerer. — Da ward der Mut der Oberwalliser auf eine harte Probe gestellt. — Doch sie verloren denselben nicht, verdoppelten ihre Wachsamkeit und spürten auf's neue nach verborgenen Zugängen. Und sie fanden einen, der durch den Berg in's Lötischtal führte, von woher die Besatzung reichlich mit Nahrungsmitteln war versorgt worden. Das ergrimmte die Oberwalliser derart, daß sie die Leute von Lötischen den

obern Zenden untertan machten, von welcher Anechtjchaft sich diese Braven, die gegen ihren rechtmäßigen Herrn nur ihre Pflicht taten, erst Ende des vorigen Jahrhunderts mit schwerem Gelde loskauften. R. B. S. Nr. 13.

21. Der standhafte Spion.

Als die Oberwalliser die Feste Westelnburg Monate lang vergeblich belagerten und die Belagerten durch allerlei Trug- und Scheinmittel keine Hoffnung aufkommen ließen, daß die Besatzung an Uebergabe denke, erbot sich schließlich ein sehr unscheinbar aussehender Landmann, als Bettler verkleidet, sich und alsdann den Landstürmern Einlaß in das trutzige Felsenest zu verschaffen. In stockfinsterner und sehr stürmischer Nacht klopfte er am Burgtore an. Man ließ den seltsamen Fremdling ein in der Hoffnung, aus ihm wichtige Aufschlüsse bezüglich der Belagerer, über den Stand der Dinge im Lande und besonders wohl auch Kunde über etwaigen nahen Entsatz zu locken. Allein siehe da, der späte Gast gab auf alle Fragen der Besatzung keinen Bescheid und gloszte die Fragenden wie ein Tölpel verständnislos an; er schien taubstumm zu sein. Alles Schreien, alle Versprechungen und die schrecklichsten Drohungen prallten wirkungslos, wie an den dicken Burgmauern, so auch an ihm ab. Um aber sich gänzlich zu vergewissern, daß dieses Verhalten nicht Verstellung, ließ der Schloßhauptmann den Tölpel in die Folterkammer schaffen und ihm den Daumen der Rechten in die Schraube legen. Auch das half nichts; das Klemmen und Pressen entlockte dem Spion nicht einen einzigen Schrei, der einem Wortlaut ähnlich gewesen wäre.

Man ließ ihn schließlich als ungefährlich und blödsinnig gehen und im Hundeloch am Tore Nachtlager beziehen. Wie nun alles in der Burg in Sicherheit sich glaubte, steckte der vermeintliche taubstumme Bettler einen in seinen Lumpen verborgen gehaltenen Spieß auf den derben Bettelstab, stieß damit unversehens die Torwache nieder, öffnete das Tor und ließ die draußen auf das verabredete Zeichen harrenden Landleute herein. Bald war nunmehr die Besatzung überwältigt und die Zenden Herren der Zwingburg. Nachdem die Ueberwundenen traurig abgezogen, ließen die Landleute das Felsenest in Flammen aufgehen. Der kühne Spion aber wurde als Landesbefreier gefeiert und reichlich belohnt.

N. v. KOTEN.

22. Das menschliche Gerippe in der Gestelnburg.

Wendet man sich unterhalb Niedergesteln auf dem Wege nach Steg-Hothen gegen den hochragenden Felsen, der die Trümmer der einstigen Feste trägt, so gewahrt man an dessen westlicher Flanke eine Höhle.

In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wagte es der Schullehrer mit einigen beherzten Knaben, diese Höhle, die offenbar den Herren der Burg einst als Schlupfwinkel und Versteck gedient, zu durchstöbern. Siehe da, die Suchenden stießen nahe dem östlichen Ende des geheimen Ganges auf ein menschliches Gerippe, dessen Zustand auf äußerst langes Verweilen in dieser Felsengruft schließen ließ. Es sollen die Gebeine des letzten unschuldigen Opfers der Zwingherrschafft gewesen sein, welches bei der Erstürmung

der Feste in diesem Verließ den Tod des Verschmachtens starb.

N. v. Koten.



25. Das Schandmal des Zwingherrn.

Von gleicher Stelle aus bietet sich dem aufmerksamen Beobachter noch ein anderer überraschender Anblick. Der Fels bildet oben neben oder über den Mauerresten nämlich eine mächtig große Erhebung, die sehr deutlich die Gestalt einer bischöflichen Inful ausprägt; sogar die beiden Schulterbänder sind gut erkennbar. — Seltzames Naturspiel! Nach der Ansicht des Volkes, welches dergleichen Erscheinungen gerne ausdeutet und ihnen lebendigen Hintergrund verleiht, hat der vermeffene Stolz und die Grausamkeit der einstigen Herrschgewaltigen, die hier gehaust und die sich, wie die Landesgeschichte beweist, in steten hochverrätherischen Fehden mit ihren rechtmäßigen Lehensherren und geistlichen Obern, den Bischöfen zu Sitten, zu messen verwagten, dieses stete und unverwüsthche Schandmal der Felonie verdient. Namentlich der Letzte derer von Turn-Gestelnburg, Freiherr Anton, welcher so weit ging, seinen Fürstbischof und Verwandten Tavelli, von Seta hinunter zu Tode stürzen zu lassen, habe das Strafgericht des Himmels augenscheinlich über sich ergehen sehen. Anton zum Turn wurde nämlich mit seinem Anhang zu St. Leonhard gänzlich besiegt, mußte ins Ausland flüchten und dort im Schlosse seines Eidams (Albergowant, Ain), also auf fremder Erde sterben, während im Wallis seine Burgen bezwungen und zerstört wurden und auf den Trümmern seiner Stammfeste von der eupörten Natur das Zeichen hoheprieisterlicher Würde, an der er sich

so schmachvoll vergriffen, ihm zum Schandmal für ewige Zeiten aufgerichtet ward. Die Inful hat gesiegt und überragt siegend den Burgfelsen, die trotzig Burg aber liegt unter ihr gebrochen und geschleift. N. v. Noten.

24. Die mitternächtlichen Zecher.

Auf dem Burgfelsen zu Maron ragt nebst einem Teil der Ringmauern noch ein festes Turmhaus in die Lüfte, das, wie eine vermauerte Bogenpforte hoch oben im dritten Stockwerk darauf schließen läßt, durch eine Fall- oder Drehbrücke mit der übrigen Burg verbunden war. Noch ist das düstere Gelaß im ersten Stockwerk an dem Felsboden, sowie an der einzigen, engen, eisenvergitterten Fensterlücke deutlich als einstüges Gefängnis erkennbar, und noch sind die Fuß- und Handgewichte, womit die Opfer der zwingherrlichen Gerichtsbarkeit gefoltert wurden, darin vorhanden.

Die Freiherren von Maron, die hier ihre Stammburg hatten, sollen es geliebt haben, nach ihren Fehde- und Waidzügen sich in diesem Teil ihres Schlosses am Herdfeuer zu versammeln und, indeß tief unter ihnen die Tränen ihrer Gefangenen den harten Felsboden benetzten und ihre Seufzer an den Kerkermauern ungehört verhallten, sich an schäumenden Humpen und gebratenen Bären- und Wolfsfeulen gütlich zu tun. Zur Strafe müssen nun die Geister der hartherzigen Zecher an der Vorabend der „hochzeitlichen“ Festtage um Mitternacht hieher zurückkehren und an glühendem Trunk und heißem Ambis ihre Leizen und Zungen versengen lassen. N. v. Noten.

25. Der Schatz der Herren von Naron.

Als Witschard von Naron 1417 den Ansturm der Mäze herannahen sah, soll er nicht mehr Zeit gefunden haben, alle seine Kostbarkeiten und Geldkisten, die in seinen dem Herd des Volksaufbruchs näher gelegenen Schlössern in Verwahr lagen, in's Ausland zu retten. So gab er denn vor seiner Flucht nach Bern seinem Burgvogt oder Kastlan zu Naron Befehl, möglichst vieles in den unterirdischen Gängen des Schlosses bis auf Wiederkehr ruhigerer Zeiten zu verbergen. Die Stammburg Narons wurde vom Volke erstürmt und verbrannt und dem Freiherr war es nicht mehr vergönnt, nach Wallis zurückzukehren. So harrt denn der Familienschatz der Naron noch immer des Auffindens.

Vor etwa 50—60 Jahren wollten zwei Knaben, die beim Viehhüten am Schloßfelschen herumnistiegen, den geheimen Gang unterhalb des jetzigen Kirchenportals aufgefunden haben. Sie waren aber nicht beherzt genug, weiter hineinzubringen, und bei Erwachsenen fanden sie keinen Glauben. Als Männer versuchten sie nochmals ihr Glück — aber siehe da, es war keine Oeffnung mehr zu finden.

N. v. Noten.

26. Der Hausgeist im Nisperlin-Turm.

Die Edlen von Nisperlin hatten ihren Stammsitz im Turtig Naron gegenüber. Noch steht dort, von einer Ringmauer teilweise umgeben und von einem wappengeschmückten Bogentor flankiert, ihr altersgraues Turmhaus.

In dieser ehemaligen Herrenbehauung soll es, obwohl sie noch bewohnt wird — man will behaupten, gerade aus diesem Grunde — nicht immer heimelig sein.

Vor vielen Jahren sperrte eine Mutter ihr widerspenstiges Mädchen in das Kellergeläß des Turmes ein. Das unsinnige Schreien und Heulen der Gestrafteu veranlaßte jedoch deren baldige Befreiung — aber leider schon zu spät. Denn siehe, das vorher gesunde Kind soll von da an blödsinnig geworden sein. Auf Befragen gab es an, es sei plötzlich ein altväterlich gekleideter Herr vor ihm gestanden und habe fortwährend mit dringender Geberde nach einer Ecke des Kellers gewiesen und ihm gesagt, es solle dort graben. Vor Schrecken sei es aber ohnmächtig geworden.

Der verborgene Schatz harret noch der Entdeckung und der Hüter desselben der Erlösung. N. v. Noten.



27. Heldentod des Thomas Underbinen.

Als im Kriege der Walliser gegen den Herrn v. Baron die Berner mit ihren Verbündeten in starken Scharen 1419 über die Grimfel in Goms einbrachen und sengend und brennend das Tal herunterrückten, da sammelte Thomas Niedi in der Binen die waffenfähige Mannschaft der obersten Dörfer um sich und führte sie in den Tuettschen zwischen Obergesteln und Ulrichen gegen die Feinde.

Thomas war ein gewaltiger Riese von Gestalt — wie eine alte Chronik meldet, maß er acht französische Fuß — und hatte eine außerordentliche Körperkraft. Als Waffen benutzte er in diesem Kampfe sechs Reisteifen, die er, je

drei zusammengeschmiedet, mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Feinde niederzusen ließ. Bei jedem Streiche seiner gewaltigen Waffe rief er mit erschütternder Donnerstimme: „Holla, nieder mit dir!“ So erschlug der furchtbare Mann der Hunderte viele, ohne zu ermüden. Nicht vermochten blanke Waffen den Helden zu fällen; aber was offener Tapferkeit nicht gelang, das vermochte schwarzer Verrat. Unverletzt warf sich ein Berner unter die Toten und stöhnenden Verwundeten. Wie der Herrliche über ihn hinweg schritt, ausholend zu neuem Schlag und Tod, schnitt ihm der Verächtliche das Zwerchfell auf. Der tödtlich verwundete Kämpfer warf die hervorquellenden Eingeweide über die Schultern und kämpfte weiter.

Wiewohl er die fliehende Seele auf der Zunge fühlte, machte er noch einen Mundgang durch die Reihen der Berner und unter dem Eisen des Sterbenden starben noch Duzende. So kam er bis auf eine kleine Anhöhe, wo er erschöpft innehalten mußte. Sein Blick schweifte über die kleine Schar seiner Leute, deren kämpfend viele fielen. Er sah auf die gewaltigen Heersäulen der Feinde, die unaufhaltjam vorwärts drängten, und zu seinem Entsetzen erblickte er auf der Anhöhe über seinem Haupte die Fünzig aus Schwyz, die jauchzend sich anschickten, den Wallisern in die Flanke zu fallen. In dieser Not hob er sein Auge zum Himmel und er flehte: „O Gott, der Du mir bis anhin Kraft gegeben, siehe, ich kann Dein Werk nicht mehr vollenden, denn ich verschwachte. O gieb mir nur einen Trunk Wasser und getreulich will ich die Sendung vollenden, die Du mir aufgetragen.“ Kaum hatte der Held diese flehenden Worte gesprochen, so quoll es und scholl es wie in der Ferne rauschendes Wasser. Die Erde öffnete sich zu seinen Füßen und hervor sprudelte erst dünn wie ein Windsfaden

dann voller und immer voller ein kristallheller Quell süßen, erquickenden Wassers. Dankerfüllt trank der totmatte Held die Spende des gütigen Himmels. Wie er getrunken, schwang er nochmals seine Hebeisen durch die Luft und erschlug noch vierzig Berner, den Seinen aber befahl er, die Schwyzer von der Anhöhe herunter zu werfen. Dann sank Thomas Niedi sterbend nieder. Schon jubelte Bern frohlockend auf und drang von neuem Mute erfrischt auf Wallis ein; aber in diesem Augenblicke höchster Gefahr erschien der Kaplan von Münster, Jakob Minichove, mit den Vierhundert aus Münster. Ihr Kriegsgeschrei erfüllte den Feind mit solchem Schrecken, daß er vor dem Fähnlein Münsters in regelloser Flucht über die Grimsel zurückstoh. Zufrieden mit Gott und der Welt starb nun Thomas Niedi, betrauert und bewundert von den Seinen. In jenem Augenblicke also wurde die Walliserfreiheit geboren, in dem ihr heldenhafter Vater starb. Noch immer aber fließt der Niedibrunnen in den Tuctschen in hellsprudelnden Quellen und wird fließen, solange Wallis frei. O möge er ewig fließen, der Niedibrunnen, ewig!

Adr. Weger.
R. W. S. Nr. 14.

28. Die Mutter Gottes auf der Stadtmauer in Sitten.

Im Jahre 1475, den 13. Wintermonat, wurde die Stadt Sitten durch die Oberwalliser von der Belagerung des Herzogs von Savoyen entsetzt. Ueber diese Kriegstat berichtet die Sage:

Der Herzog von Savoyen lag mit seinem Kriegsheere

auf der Planta und belagerte die Stadt Sitten. Diese schlug die Anfälle mutig ab und rief die Oberwalliser um Hilfe an; bevor diese jedoch kam, litt sie große Noth und war alle Augenblicke in Gefahr, vom Feinde überrumpelt zu werden. Als die so heißerwarteten Krieger aus Oberwallis endlich bei der Leukerpforte anlangten, ließ man ihnen nicht Zeit, in die Stadt einzuziehen, sondern sandte sie schnell zum Saviesetor hinüber, um dem Feinde eiligst in die Flanken zu fallen. Zu gleicher Zeit trafen auch die Männer aus Saviese und der Umgegend ein und zogen mit ihnen in den Kampf. Und es war eben Mittag und die Glocke läutete zum Gebete. Alle warfen sich auf die Knie und beteten laut den englischen Gruß. — Sieh! da erschien auf der Ringmauer eine wunderschön glänzende Frau, die huldvoll auf die betende Schar herablickte und sich dann voll Ernstes gegen den Feind wandte. Auch die Savoyer sahen die Erscheinung; sie sprachen daher sehr kleinlaut: „O weh! jetzt ist die Windelwäscherin auch da — wir sind verloren!“ — Voll Mut und Vertrauen standen die betenden Männer auf, jagten die Feinde in die Flucht und befreiten die frohlockende Stadt.

Das geschah am 13. Wintermonat, welcher Tag für Wallis ein Festtag wurde. — Auch war das Bild der Muttergottes auf der Gundispspforte zu sehen, solange dieses Thor noch stand; jetzt ist es ob dem Eingang der Theodulskirche angebracht.

R. B. S. Nr. 15.



29. Das Gefecht bei Gstein 1476.

Steigt man von Gstein den alten Saumweg gegen Sempeln auf, gelangt man in ungefähr einer Viertelstunde zu dem Berggute genannt „in den Gräbern.“ Es liegt links am Berge und neben einer kristallhellen Quelle. An dieser Stelle fiel, wie Walliser Chronisten berichten, 1476 ein Gefecht der Sempeler gegen die Lombarden, welche dem Herzog Karl von Burgund zu Hilfe zogen, vor. Ein Weib von Gstein, das Anrücken des Feindes bemerkend, brachte eilends die Kunde nach Sempeln. Leider war die waffenfähige Mannschaft des Tales in einer andern Richtung abgezogen. Nur ein einziger Mann war zurückgeblieben, es war aber ein ganzer Mann. Unverzagt bewaffnete Karlo, so hieß er, alle handfesten Weiber des Dorfes und rückte mit ihnen dem Feinde entgegen. Bei dem Gute, jetzt „zu den Gräbern“ genannt, stieß er auf die Lombarden. An der Spitze seiner Amazonen drängte er sie zurück und wirkte mit seiner Hellebarde Wunder der Tapferkeit. Endlich begann sein Arm zu ermüden. Er steckt seine Waffe in die Erde. „Wenn hier,“ sprach er zum Himmel gewendet, „eine Quelle entspringt, daß ich meinen brennenden Durst lösche, so will ich in Gottes Namen den Kampf fortsetzen.“ O Wunder! eine kristallhelle Quelle entquillt dem Boden und gegenüber auf den Bleiken erscheint in lichtigem Strahlenglanze U. V. Frau mit drohendem Blicke gegen die Lombarden gewendet. „Wenn auch diese,“ riefen erschrocken die Welschen, „wider uns streitet, sind wir verloren“ und ergriffen schleunigst die Flucht. Aus Dankbarkeit und zum ewigen Andenken erbauten die Sempeler zu Ehren der lieben Mutter Gottes eine Kapelle auf den Bleiken, die

bis auf den heutigen Tag von Simpeln aus viel besucht wird.

So lautet die Sage in Simpeln und auch in einer handschriftlichen Prigerchronik wird des Geschehtes erwähnt. Immer noch werden in dem Gute zu den Gräbern Totengebeine und Ueberreste von Waffen ausgegraben. Offenbar aber ist die Zahl der Feinde in der Sage übertrieben.

W. Toller.

30. Bischof Superjag.

Zu Essère bei Rex reiten jeden Samstag drei feurige Reiter auf dreibeinigen Rossen vorbei. Ihnen begegnete öfters ein alter päpstlicher Soldat von Evolène, der zu Rex in Arbeit stand und am Samstag über Essère nach Hause ging. Jedes Mal, wenn die Reiter vorbeistoben, war er gezwungen, aus dem Wege zu gehen. Das verdroß den alten Soldaten. Als er nun eines Sonnabends wieder nach Rex heimkehrte, nahm er seinen zu Rom geweihten Degen mit sich und hängte ein Kreuz daran. Sobald die drei Reiter erschienen, versperrte er den Weg mit einer Latte und befestigte an derselben den Degen mit dem Kreuze. Die Reiter sprengten in saufendem Galopp heran. „Deffne den Weg,“ herrschte der erste ihn an, „und laß uns passieren, denn wir haben Eile.“ „Laßt auch ihr mich passieren auf offener Landstraße,“ erwiderte der Soldat, „und zwingt mich nicht, jedesmal euretwegen aus dem Wege zu gehen.“ Während nun die beiden hintern Reiter die gesperrte Stelle umritten, bestand der erste darauf, daß der Weg geöffnet werde. „Wer bist du denn?“ fragte beherzt der alte Krieger. „Ich bin Bischof Superjag und muß heute noch

bis Kosta, weil ich einst das Recht wohl gekannt aber nicht nach dem Rechte gerichtet habe.“

Blätter a. d. Wallisergeschichte I. 300.

31. Jörg auf der Fluh.

Es ging im Wallis und in der Eidgenossenschaft die Schaudermähr, Jörg auf der Fluh trage in einem Fingerringe den leibhaftigen Gottseibeius. Item, Jörg habe einen Sohn zu den Türken geschickt, den Koran zu lernen, damit er nach seiner Rückkehr die Christen zum Islam bekehre.

Auch von dem Kardinal Schinner ging die Sage, ein beschworener Teufel sage ihm alle Dinge. P. Zoller.

32. Die Abschaffung der Folter.

Wie anderwärts wandte man auch im Wallis in alten Zeiten die Folter an, um von den Angeklagten das gewünschte Geständnis zu erpressen. Der Große Stockalper war schon längst zur Einsicht gekommen, daß die Folter ein gar unrichtiges Mittel war, die Wahrheit zu erfahren. Denn viele gestanden in den fürchterlichen Qualen allerlei, was sie sicher nie getan hatten, nur um den weiteren Schmerzen zu entgehen. Aber wie das Volk hievon überzeugen? Endlich verfiel er auf folgenden Ausweg. Eines Tages klagte Stockalper seinen Knecht an, er habe ihm einen Sattel gestohlen. Der Angeklagte wurde sofort eingezogen und vor den Kastlan geführt, leugnete aber hart-

nädig die ihm zur Last gelegte That. Der Kastlan ließ ihn daher auf die „Gichti“ (Folterbank) bringen und begann mit der Marter. Bald gestand nun der Knecht, er habe wirklich den Sattel gestohlen. In diesem Augenblick brachte Stokalper den Sattel herbei, den er selbst verborgen hatte, und mit ernstern Worten wies er an diesem Beispiele den Richtern die Nichtigkeit der Geständnisse nach, die auf der Folter gemacht werden. Und so wurde denn die Folter abgeschafft. D. 3 m e s c h.

55. Der schwarze Tod.

Zu wiederholten Malen hat die Pest, bisweilen der schwarze oder große Tod genannt, in Bergen und Thälern des Walliser Landes furchtbar gehauet.

Die Ansteckung kam meistens von außen. In Meters wird erzählt, ein Schafhirt in Aletsch habe eine Kuh aufgehoben und gegessen, die ein großer Vogel im Schnabel über die Berge her getragen und vor ihm fallen gelassen habe.

Auch in Saas geht die Sage, die Pest sei einst in einer schwarzen Wolke über die Berge aus Italien gekommen und habe zuerst den Schafhirten auf der Alpe angepakt.

Ausnahmsweise hart ist das Völklein im Binnertal von dieser Plage getroffen worden. Im Langental, wo jetzt gewöhnlich keine Familie überwintert, sind nur unter den Jungfrauen über dreißig und in der ganzen Pfarrei Binn 300 Personen der wütenden Epidemie zum Opfer gefallen.

Das Dörflein Schappel-Matte, das heute nur noch in einigen Ruinen existiert, starb gänzlich aus bis auf einen einzigen Knaben, der dann der Stammvater des noch heute zahlreichen Familiengeschlechtes Tenisch wurde.

Um die vielen Leichen auf den Gottesacker zu transportieren, holte man den Sentumstier von der Schappel-Alpe. Dieser Muni, abgespannt vom Leichenkarren, ging auf die an den Friedhof angrenzende Wiese, um dort zu weiden, blieb dort Tag und Nacht ohne Hirt und Wache und stellte sich, so lange es Leichen gab, bereitwillig zur Verfügung. Als der Muni die letzte Leiche auf den Friedhof gebracht hatte, kehrte er, ohne getrieben zu werden, schnurgerade nach Schappel zu seiner Herde zurück.

Solche Schrecknisse brachten natürlich eine große Aufregung unter dem Volke hervor, und man flehte um Gottes Barmherzigkeit durch Gebet und Gelübde. So z. B. gelobten die Binner, am Vortage vor St. Sebastian auf das allerstrengste zu fasten, und diese Faſte wird noch heutzutage von den meisten Familien gehalten. Weil man sich an diesem Tage gewöhnlich mit Bohnenfoch und Wasser begnügte, heißt dieser Fastentag beim Volke weit und breit „der Binner Bohnentag.“

Recht traurig und bedauernswert ist es dem damaligen Ortspfarrrer Yagger, gebürtig aus Geseheneu, ergangen. Er versorgte die allerletzte an der Pest erkrankte Person, trug das Allerheiligste in die Kirche zurück, schloß dasselbe in den Tabernakel ein, verließ in aller Hast die Kirche, und lief dann (wie es in einer lateinischen Chronik heißt: *Salto per saltum* Sprung über Sprung) durch's Moos hinunter und stürzte sich in die wild daherbrausende Binne. — Die Schrecknisse der Pest müssen diesen Herrn wahnsinnig gemacht haben. Nach drei Jahren wurde er auf einem Sande bei Hohenfluen aufgefunden und in Mörel begraben.

Von dem Tale rückte der große Tod hinaus nach Außerbinu und dann nach Ernen. Etwa 10 Minuten westlich von Ernen ist ein Brännlein. Hier stellte der schwarze

Tod sich auf den Trogkopsf und rief mit markerschütternder Stimme nach Ernen hinunter:

**Bimpernella und bats (geröstetes) Brot,
Oder ihr seid morgen tot.**

Von diesem Brünlein, das von da an den Namen „Totenbruntschi“ trägt, kam der große Tod mit einem einzigen Schritt bis auf einen kleinen Hügel mitten im Ernerfeld, jetzt noch Totenhubel genannt und wiederholte da seine schreckliche Mahnung an Niederernern; darauf setzte er in einem einzigen Sprunge über auf das erste Haus in Niederernern, dessen Bewohner gleich mit der Pest behaftet wurden. Alle aber, welche nach der Weisung des Toten „Bimpernella und bats Brot“ gebraucht hatten, wurden gerettet, die übrigen dagegen fielen ihm erbarmungslos zum Opfer.

Eine andere Sage erzählt, man habe zur Pestzeit gesehen, wie eine Feuergarbe in drei Absätzen vom Wald auf das oberste Haus in Niederernern geflogen; von diesem ersten Haus sprang die Flamme auf die dritte und fünfte u. s. w. Wohnung über, bis sie zu unterst des zu jener Zeit großen Dorfes ankam. In jenen Häusern, auf deren Dächer diese Feuergarbe sich niedergelassen hatte, starben alle Bewohner, in den andern Häusern aber nur wenige.

Auch in Ernen selbst verlangte die Pest viele Opfer. Um die Leute nicht allzusehr in Furcht und Angst zu versetzen, wurde die Sterbeglocke nicht mehr geläutet, auch durften die Leichen von den Nebendörfern nicht durch die Burgschaft, sondern nur hinter derselben auf den Friedhof gebracht werden. Die Bestattung der vielen Leichen bot nicht geringe Schwierigkeiten. Die Gräber waren längst alle angefüllt und doch starben täglich zahlreiche Personen. Um alle auf dem Friedhof beerdigen zu können, mußte man

daher die ohnehin schon hohe Kirchhofmauer um vieles erhöhen. Der dadurch gewonnene Raum wurde mit frischer Erde angefüllt und so konnte jeder Verstorbene, wenn auch in einer andern Schichte, doch auf dem Friedhof ein Plätzchen finden.

Zur Zeit als der große Tod über Ernen seine grause Geißel schwang, entfloh ein Mann bis in's Rippbei etwa drei Stunden hinter Ernen weit im Nappental drinnen und glaubte so dem Tode entrinnen zu können. In Ernen selbst wurde die Not immer drückender und man wußte sich des furchtbaren Senfenmannes nicht zu entledigen.

Als der Rat von Ernen zufällig noch spät am Abend zusammen war und sich eifrig beriet, wie dem Unglück wohl Einhalt geboten werden könnte, rief das „Tote“ vom Walde herunter den versammelten Vätern zu: „Ich gehe nicht von Ernen weg, bis auch das Männchen im Rippbei heraus ist.“ Noch in derselben Nacht schickte man nach dem Manne, um ihn mit Güte oder Gewalt nach Ernen zurückzubringen. Der Mann im Rippbei hörte aber die Mannen kommen und merkte sehr wohl, was man mit ihm vorhatte. Er entwich abermals und flüchtete sich in den Grundbiel in eine abgelegene, unbewohnte Kammer. Am folgenden Morgen kam eine kleine Katze vor sein Fenster und beehrte kläglich miauend Einlaß. Der Mann öffnete, das Kästchen sprang ihm auf die Schultern, liebkostete ihn wie ein Kind, sagte dem Manne: „Rippbeimanni, jetzt ist's Zeit,“ und fluß war es wieder durch das Fenster auf und davon. Der erschrockene Mann wußte sehr wohl, was das zu bedeuten habe. Schon krank, lief er nach Ernen, um seine Sach zu machen und starb beim Betreten des Dorfes. Eine gleichlautende Sage sagt, dieser Mann sei der Landeshauptmann Michael Tschampen von Niederernen gewesen.

Von dieser Stunde an nahm die fürchterliche Krankheit ab und war nach wenigen Tagen aus Ernen gänzlich verschwunden.

Schrecklich gehau't hat der große Tod in Michelsmatt und Lauinen. In Michelsmatt hat ein Kind in der Wiege alle seine Verwandten bis auf den neunten Grad in einer und derselben Nacht ererbt. Eine Kuh ging dafelbst ebenfalls während nur zwölf Stunden infolge Hinsterbens des jeweiligen Besitzers bis auf den zehnten Meister über. Ebenso groß wie in Michelsmatt war das Sterben im Dorfe Lauinen. Vor dem großen Tod kamen von dieser Gemeinde mehr als fünfzehn Vorbräute (ledige Töchter mit Schleier und Kranz angetan) zum Fronleichnamsfeste nach Ernen. Im folgenden Jahre aber kam nicht eine mehr, denn sie alle hatte der unbarbarische Tod dahingerafft. Die Sterbezahl in diesen zwei Dörfern war so groß und die Ueberlebenden waren so zusammengeschmolzen, daß man die Toten zu mehreren zusammen auf einem Ochsenfuhrwerk nach Ernen bringen mußte. Dieser Zustand dauerte schon volle zwei Monate. Als nun wieder eines Tages der Ochse mit seiner traurigen Last in Ernen angekommen war, nahm er plötzlich Reißhaus und verschwand im Walde, ohne daß man ihn nachher wiedergesunden hätte. Seine Arbeit schien aber getan, denn von diesem Tage an ging die Zahl der Sterbenden zurück, so daß man die Toten wieder wie üblich, je einen von vier Mann getragen, nach Ernen bringen konnte.

Zahlreiche Opfer verlangte die Pest auch in den Bergen von Meters. Um die Seuche nicht weiter zu verbreiten, erlaubte man den Bergleuten nicht mehr, hinab nach Meters zu kommen. Darum habe man die Verstorbenen in der Frohmatte begraben, woselbst der Pfarrer mit dem hl. Sakrament auf einem Hügel sich aufhielt. Zum Begraben der

Toten waren zwei Männer, wovon einer einäugig, bestellt und als Lohn erhielten sie von jeder Leiche ein Leintuch. Sie „beigeten“ die Leintücher auf einander und jedem der zwei Gräbler fiel ein kasterhoher Haufe zu.

Einem Kinde wusch eine Mutter mit Gottvertrauen in Aletsch das Herz und sieh, das Kind starb nicht und ihm fielen noch in selber Nacht zwölf Trinkkühle als Erbschaft zu.

Die Seuche verschwand, als ein Verstorbener das Heilmittel angab:

„Bibinella und gebackt Brot
Ist gut gegen den gäben Tod.“

Auch tröstete der Verstorbene, es werde nur noch der einäugige Gräbler und der jüngere Aletschhirt sterben. So geschah es auch. Die Bibinella wurde tief im Massachin gefunden.

In Brig starben die Leute auch haufenweise dahin. Man trug die Leichen nicht mehr auf dem gewöhnlichen Wege nach der Kirche von Glis; über eine Brücke zu oberst der Burgschaft brachte man sie durch das Dörschen Zenhäusern direkt auf den Friedhof, wo sie in große, gemeinsame Gruben eingescharrt wurden.

Auf den Alpen bei Gondo soll der schwarze Tod die ganze Bevölkerung bis auf zwei Schwestern hinweggerafft haben. Diese bargen sich in einer Höhle auf Wallengut und wurden gerettet.

In Stalden wird von einer großen Pest erzählt, wo es der Toten so viele gab, daß man selbe unbesorgt in offene Gruben warf. Der „Gribjer“ (Totengräber) wohnte bei der Törbier-Tschifchri in einer Steinscheuer und starb zuletzt selbst an der Pest auf einem kasterhohen Haufen Leintücher, die er durch das Begraben verdient hatte. Die

Peſt verſchwand, als eine Stimme aus dem Ebiberge gerufen hatte:

„Kehrt um den Roten,
den Toten;

Iß Bibinella, Pumpernella und gebahts Brot,
So hört uf der gähe Tod!“

In Zermatt ſoll einmal an der Peſt ſo viel Volk geſtorben ſein, daß auf dem Wege zur Kirche Gras zu ſprießen begann. Man fand nicht mehr Leute, die Toten zu begrabten. Da ließ ſich dafür ein alter Mann anwerben, der ein offenes Bein hatte und darum auch von der Seuche verſchont blieb. — Eine Familie wohnte in einem Hauſe in einiger Entfernung allein. Dieſe ſchloß ſich ein und vermied jede Zuſammenkunft mit andern Menſchen; nur von Zeit zu Zeit kam einer auf einen Hügel heraus, um zu erfahren, ob der Tod aufgehört habe. Endlich vernahm er die gute Botſchaft und freudig kamen die Verſchonten hervor, um zahlreiche Erbschaften in Empfang zu nehmen. Man theilte die Geräthschaften frohen Herzens, nur um einen Sack voll Wolle wurde gekant, der endlich der von der Krankheit frei gebliebenen Familie zuſiel. Und mit dieſer Wolle brachten ſie die Krankheit in ihr Hauſ; in kurzer Zeit ſtarben alle.

Ein lediger Burſche flüchtete ſich beim Einbrechen der Krankheit über den Augſtthalberg aus dem Lande. Als er nach langer Zeit zurückkam, hatte der Tod aufgehört. Der Burſche aber zog einen zurückgelassenen Rock an, der ihm die Krankheit noch mittheilte und den Tod gab.

In Saas wird erzählt, während der Peſt habe der Sigrift alle Sterbenden an einem Seelentag in die Kirche gehen ſehen, alle kannte er, außer den letzten. Als der Unbekannte in die Kirche eingetreten war, hörte er deutlich

sagen: „Jetzt müssen wir noch den Loser auch einschreiben.“ Er behauptete darum fest, so lange er zu Grabe läute, werde das Sterben nicht aufhören. Und wirklich war der Sigrift der letzte, der der Seuche erlag.

In St. German war die Verwüstung, welche der schwarze Tod unter der Bevölkerung anrichtete, so furchtbar, daß in allen Häusern und selbst auf Weg und Steg die Leichen, die Luft verpestend, umherlagen und niemand mehr sich fand, der sie begrub. Nur an ein einziges menschliches Wesen wagte das schwarze Gespenst nicht, die graue Hand zu legen; es war dies ein unschuldiges und überaus frommes Mägdelein von etwa 18 Jahren, in dessen wunderholder, liebreizender Gestalt die engelgleiche Seele gleichsam dem Auge sichtbar wurde. Der Mitmenschen Elend reiste in der edeln Jungfrau einen hochherzigen Entschluß; Gott ohnedies schon seit jeher angehörend, wollte sie ihm auch noch ihr junges Leben zum Opfer bringen. Sie wählte sich unter der hinterlassenen Viehhabe ihrer Verwandten ein schneeweißes Pferd, zäumte es mit bunten Bändern wie zu einem Hochzeitsritte festlich auf und alsdann zog sie unerschrocken von Haus zu Haus, über Feld und Weg, hier und dort die verwesenden Leichen sammelnd und auf ihrem treuen Zellter unter Gebet nach dem Friedhose führend. So tat die hochherzige Jungfrau Tag um Tag, Woche um Woche, bis sie allen Opfern der Seuche eine geweihte Ruhestätte bereitet hatte. Alsdann aber waren es der Bestatteten so viele, daß der Friedhof zu St. German ob der Ueberfülle barst und ein großer Leichentnäuel die steile Mangasse hinunter in die Weinberge sich wälzte. Von den vielen Männerleichen soll diese Gasse ihren Namen führen. Die jungfräuliche Totengräberin aber soll auf dem Grabeshügel des letzten Bestatteten freudig den Opfertod gestorben

und ihre Seele, wie eine Lerche sich in die Lüfte schwingend, hell aufjubelnd in den Himmel eingegangen sein.

Zr. Walpen. M. Clausen. M. Clausen. R. B. S. Nr. 27, 28, 29 und R. v. Noten.



54. Aus den Franzosenkriegen.

Die ruhmvollen, aber unglücklichen Kriege unserer Väter gegen die Franzosen in den Jahren 1798 und 1799 leben noch frisch und kräftig in der Erinnerung des Volkes fort. Allerorts erzählt man sich, wie mutig die Walliser gegen die Fremden gekämpft, wie schrecklich die Feinde im Lande gehaust, wie sie alles geraubt und geplündert und wie sie überall, wo ihr Fuß hingekommen, unsägliches Unheil angerichtet haben. Aus der reichen Fülle dieser Erzählungen seien hier nur einige wenige angeführt.

Manche einsichtsvolle Männer wollten das Volk von dem kühnen Unterfangen abmahnen, gegen die mächtigen Franzosen Krieg zu führen; sie mußten aber meistens ihre gutgemeinten Räte teuer bezahlen. Ein Vorsteher in Saas, Zurbriggen, der Bedenken äußerte, gegen die Macht der fränkischen Truppen feindlich aufzutreten, wurde mit Stricken gebunden nach Visp geführt. Ein anderer Vorsteher, Sunnermatter, wollte in der versammelten Gemeinde zu Törrbel abraten, gegen einen Feind länger zu kämpfen, dessen siegreiche Waffen das kleine Wallis schon ganz umschließen. Sogleich sprangen viele schreiend auf: „Schweig Franzos! Du bist um den Kopf zu groß.“

Als die Oberwalliser im Mai des Jahres 1799 den Pfynwald gegen die Franzosen verteidigten, brachte ihnen

besonders das grobe Geschütz, das die Feinde bei Varen aufgefahren hatten, schwere Gefahr. Doch die Kugeln trafen selten, weil die Kanonen zu hoch gerichtet waren. Dies glaubten unsere Leute besonders dadurch veranlaßt zu haben, daß sie nach jedem Schuß aus der Schanze heraus sprangen und sich den Anschein gaben, die einschlagenden Kugeln vor den Erdwällen heraus zu suchen. Immer höher und höher flogen darum die Geschosse über ihren Häuptionen hinweg. Einmal jedoch schlug eine Kugel in die provisorische Feldküche gerade unter den großen Fleischkessel ein, beschädigte diesen zwar nicht, doch stäubte sie den letzten Feuerfunken darunter fort, so daß die Soldaten für diesen Tag nur mit halbwarmer Kost vorlieb nehmen mußten.

Bei den Oberwallisern waren im Pſyn auch kaiserliche Husaren aus Oesterreich, mit denen sie eben nicht wohl zufrieden waren; sie meinten, selbe nützen wenig und freffen ihnen immer nur das beste weg; — die Kaiserlichen wurden im Wallis überall angeschrieben als an Appetit eben nicht franke Krieger.

Eines Tages ritten zwei Husaren, Vater und Sohn, die Fahrstraße hinab, um nach Feinden zu spüren. Da begegnete ihnen in einiger Entfernung ein französischer Reiter. Umkehren wollte keine Partei, weil das Feigheit verraten hätte und zwei gegen einen zu streiten, wäre ebenso ehelos gewesen. Darum wollte der Sohn voran. Aber der Vater, der den Franzosen mit seinem Scharfblicke wohl gemustert hatte, sagte: „Wart Bub! dem bist du's nit!“ Gleich hielt jener an und ließ diesen voran, der seine Tabakspfeife zog und gemütlich zu stopfen begann. So trat er an den Franzosen heran und ließ ihn ganz nahe kommen. Aber sein Schwert ziehen, dem Feinde den Kopf spalten, umkehren, die gestopfte Pfeife anzünden und gemütlich zu-

rücktraben, wie er gekommen, das war eine und dieselbe Arbeit.

Nach dem unglücklichen Ausgang der Kämpfe im Pfyn hatten versprengte Scharen der Oberwalliser den Versuch gemacht, bei der Landbrücke in Bisp die Feinde aufzuhalten, doch auch hier mußten sie der Uebermacht weichen. Die Franzosen schlugen nun ihr Quartier in Bisp auf. Ein Theil der Armee rückte landaufwärts, der andere schwenkte ins Bispertal ein. Die Franzosen begannen mit der Besetzung der umliegenden Berggemeinden, um nicht Feinde im Rücken zu lassen. In den wohlbestellten Kellern von Bisperterminen ließen sie es sich trefflich schmecken; was sie nicht verschmausen konnten, richteten sie sonst zu Grunde: — leer mußte alles werden.

Weniger glücklich waren die Franzosen in Zeneggen. Sie suchten den Weg dahin, indem sie einigen heimkehrenden Soldaten auf der Ferse folgten. Angekommen in der wenig anmutigen Gegend beim Kalkofen, wo steile Bergabhänge die Straße gefährlich machen und hohe Felsen sie von oben abschließen, war es ein einziger Mann, der den Franken Halt gebot. Er stieg auf die Felsen hinauf, wo er vor dem Feinde sicher war und fing an zu schreien und zu lärmen, als kommandierte er eine halbe Armee. Der Mut oder die neckische Kühnheit dieses Mannes rettete Zeneggen vor Raub und Plünderung. Die Franzosen getrauten sich nicht weiter und kehrten eilig nach Bisp zurück, um dem Kriegsrat zu hinterbringen, der Berg da oben sei uneinnehmbar. Die Ansicht von Bisp aus bestätigte die Botschaft. Man wußte keinen Rat. Endlich erfuhren sie am dritten Tage, es gebe über Bürchen hinauf einen Zugang, den keine Felsen verschanzten. Gleich ward Befehl erteilt, diesen Weg einzuschlagen.

In Zeneggen hatte man sich indessen auch eines Bessern besonnen. Der Rat und an dessen Spitze der Pfarrer, der etwas französisch sprach, zog dem Feinde in die Höllelen entgegen. Und die Menschen zeigten sich menschlicher als gewöhnlich, sie ließen sich von der Gemeinde wohl bewirten, aber verdarben und stahlen nicht mehr, wie sie es im ersten Ansturm sonst überall thaten.

Nachdem die Franzosen die Landbrücke bei Wisp mit stürmender Hand genommen hatten und über Wisp herauf vorgedrungen waren, versammelte sich eine große Schar derselben bei der Mittikapelle in Eyholz, um auszuruhen und sich mit Wein zu stärken. Da schoß ein erzdummer, von Franzosenhaß wütender Bauer von Brig mit seiner Muskete über die Rhone hinüber in diesen Soldatenhaufen. Wie ein Fels, wenn er in einen ruhigen See stürzt, denselben in Aufruhr bringt, so daß seine Wogen wütend auseinander und wieder zusammenspringen, so öffnete sich diese Masse der Franzosen und schlug wieder unter furchtbarem Gebrüll zusammen. Den Sturmarsch schlagen, die Waffen ergreifen und in vollem Laufe vorwärtsstürzen, war das Werk eines Augenblickes. Das war aber ein großes Unglück. Zahlreiche alte, ermüdete und halb- und starkverwundete Walliser befanden sich auf der Landstraße, die dem Feinde hätten entgehen können, wenn dieser mörderische Schuß nicht gefallen wäre. So aber wurden diese alle eingeholt; sie fielen in die Hände eines erbarmungslosen Feindes, der seinen Sturm Lauf überall mit gemordeten und mißhandelten Leichen bezeichnete.

Auch in Raters geschah es, daß, nachdem bereits Pardon ausgegangen war, eines Morgens ein französischer Offizier mit seiner schönen und jungen Frau ob dem Dorfe spazieren ging. Da knallte plötzlich ein Musketeuschuß in der Gegend

vom Klotz und zu Tode getroffen sank die schöne Frau an der Seite ihres trostlosen Gatten zusammen. Wer diesen mörderischen Schuß getan, konnte man nie erfahren. Man kann sich die Aufregung des Offiziers und seiner Waffenbrüder über eine solche schändliche Tat denken. Wie angeschossene Löwen drohten sie dem Volke Tod und Verderben. Ein schrecklicher Sturm entlud sich über dem Haupte der armen Bergbewohner; raubend, mordend und verwüstend durchstürmten die Feinde den ganzen Berg von Naters. Im Moos, Geimen und Mehlbaum tat sich bei Nacht der Himmel flammend auf und machte alles in weiter Ferne tageshell.

An der Massa hatten die wenigen Scharfschützen der Walliser schon den dritten Angriff der Franzosen abgeschlagen. Aber neue Frankenscharen wälzen heran über die Leichen ihrer Brüder, voran eine Compagnie Sappeur, die die Brücke räumen sollen. Und über allen Weht die rote Fahne, die sie mahnen soll an den Schwur, daß die Walliser heute zu Grunde gehen sollen. Ob auch Duzende unter ihnen fallen, immer neue Krieger ersetzen die Gefallenen. Da ein Zauchzen, es ist ein entsetzliches Zauchzen, für die Walliser wie Zauchzen aus der Hölle. Es zeigt den Wallisern an, daß die Barrikade auf der Brücke weggeräumt und der Weg offen ist. Doch jetzt erscheint über Mörel-Nied her der letzte Landsturm von Goms, voran Knaben von 12—14 Jahren mit Heugabeln bewaffnet, sodann Töchter und Frauen, die, vergehend ihrer eigenen Schwäche, mit dem Vaterland siegen oder fallen wollen, endlich an Stäben wankende Greise, die mühselig eine Flinte schleppen, die sie um den letzten Käse im Hause von den Kaiserlichen eingetauscht hatten. Ein verzweifeltes Ringen beginnt, dessen Ausgang schon entschieden war, ehe es begann. Die Walliser müssen

der Uebermacht der Franken weichen. Schritt um Schritt werden sie zurückgedrängt, bis sie in wilder Flucht durch die Berge fliehen. Auf der Flucht fallen Duzende kraftloser Greise und Verwundete dem Feinde in die Hände. Lebendig wurden die Sammernden auf die Bajonette gespiest und zappelnd weite Strecken mitgeschleppt bis sie ihren Geist ausgehaucht hatten. Ein 90jähriger Greis, Johann Clausen von Ernen, befand sich unter den zuletzt Flüchtenden. Er hielt den geladenen Stutzen in der Hand, ohne daß er es wagte loszudrücken, denn die Kugel in der Flinte war seine letzte und mit dieser wollte er sich die Feinde vom Leibe halten. Da plötzlich schlägt das Wehgeschrei der Verfolgten wilder, herzerreißender an sein Ohr. Eine Schar unglücklicher Verfolgter war nahe daran, dem erbarmungslosen Feinde in die Hände zu fallen. In diesem Augenblicke vergaß er seine eigene Not und Rettungslosigkeit, legte an und schoß einen höheren französischen Offizier vom Pferde. Ein Wutgeheul der Franzosen war die Antwort auf diesen trefflichen Treffer, sie stauten an, steckten eine Gruppe Häuser in Brand, bei dessen Leuchten sie den Offizier begruben. Die bedrohten Helden aber waren gerettet.

Trotz hartnäckiger Gegenwehr der Gommer erstürmten die Franzosen am 2. Juni 1799 den Deischberg. Schon waren letztere über den Laggraben vorgedrungen, als plötzlich von Lag her Schuß auf Schuß ertönte und jedesmal sank ein Offizier getroffen zu Boden. In Lag befand sich nämlich ein alter Büchjenschnied, der mit unfehlbarer Sicherheit Kugel auf Kugel in die Reihen der Feinde sandte, während sein Sohn ihm unablässig die Gewehre lud. Als die wütenden Soldaten endlich in das Dorf eindrangen, da flüchteten sich auch die beiden Verteidiger. Der Vater eilte gegen die Rhone hinunter, er wurde aber sofort er-

griffen und von den Franzosen in Stücke zerrissen. Der Sohn wandte sich gegen den Wald, von drei Feinden hitzig verfolgt. Plötzlich kehrte er sich um, riß sein Gewehr von der Schulter und drückte los. Der Ladstock, der im Gewehrlauf stecken geblieben war, durchbohrte zwei seiner Verfolger durch und durch, der dritte aber ergriff eiligst die Flucht.

L. W. S. 78 und 79. R. 16 und 17. Adr. Weger. D. Zmesch.

55. Die Entvölkerung der Gommerberge.

In Goms wohnten die Leute nicht immer tief unten im Tale. Es gab Zeiten, in denen man die Täler mied und auf den Höhen und Hängen haushielt. In jenen glücklichen, sagenhaften Tagen wuchs noch auf den höchsten Bergen Getreide, und von den tiefern Hügeln und Halden tönte das Lied des Winzers, dem die Nebgelände feurige Weine kredenzten. Eines Jahres aber trug es sich zu, daß die Weinernte gar mager ausfiel. Besonders einem reichen Bauern spielte der Unsegen arg mit. Die frühern Jahre hatte er kaum Faß und Läger genug, die Schätze seiner Reben zu bergen. Dieses Mißjahr füllte ihm aber kaum das kleinste Läger. „Wahrlich,“ sprach er, „es lohnt sich nicht der Mühe, eine solche Kleinigkeit einzufellern. Beim ersten besten Besuch muß mir der Heurige verzehrt werden.“ Schnüchzig harrete er eines Besuches: aber eine Zeit lang wollte niemand auf seinem Gehöfte vorsprechen. Des Wartens müde sprach er: „Nimmer habe ich Lust, mir die Augen nach einem Besuche blind zu sehen; ich will selbst den

Weg unter die Füße nehmen. Der erste beste, der mir unter die Finger gerät, muß mir meinem Diesjährigen ein Ohr herunterdrehen helfen.“ Wie er eine Strecke mit seinen Gedanken allein gewandert, sah er in der Ferne einen Mann herankommen. „Dem ist heut sein Glück Wirt,“ dachte er, und setzte sich in den Schatten einer dichtbelaubten Eiche. Wie er nach seiner Berechnung meinte, daß seine Stimme den Pilgrim erreichen könne, hielt er sich die Hände, mit denen er einen Trichter bildete, vor den Mund und rief: „Heda! wenn du Durst hast, zeige, daß du laufen kannst!“ Als der Fremde neben ihm stand, schlug der Winzer den Stöpsel von dem Spundloch und hielt dem Wanderer das Lägel entgegen. Als dieser schon die Hände darnach ausstreckte, zog er das Lägel zurück und fragte: „Aber mit Verlaub, wer bist du denn eigentlich?“ „Ich bin der Herrgott,“ entgegnete der andere. „Du bist der Herrgott?“ würgte der Bauer langsam hervor. „Dann hebe dich nur gleich wieder fort.“ An den sprühenden Blicken des Bauern erkannte unser Herrgott gleich, daß sein Gegenüber heute mit ihm nicht Gutfreund sein wollte und schritt weiter. Nach einer Weile stapfte ein mageres, hageres Männlein auf ihn los. Seine Haare waren weiß wie Birkenrinde und seine Wangen zusammengeschrumpft wie ein leerer Tabakbeutel. Der Bauer bot ihm das Lägel hin; es ging von Mund zu Mund. „Aber wer bist du denn eigentlich?“ fragte er jetzt. „Ich bin der Tod“, antwortete der Fremde, „eigentlich bin ich gekommen, deinen kranken Nachbar zu holen.“ „Du bist der Tod?“ verwunderte sich der Bauer. „Schön, ist mir ganz recht, daß du den Nachbar, diesen schäbigen Nacker holst; jetzt aber kannst du nicht in sein Haus kommen, das Angefinde des Kranken ist auf dem Felde und er ist in der Stube eingeschlossen. Noch einen

Schluck, Herr Tod!" „Eingeschlossen? Ei, ich pfeife mir auf verschlossene Türen. Da wo sich ein Sonnenstäubchen hindurch zwängt, schlüpfe ich ebenfalls durch." Einige Vaterunser lang war Stille. Der Bauer schnitt sich einen Plan zurecht. Nur dann und wann bot er dem Zechgenossen einen Trunk, der nicht abgeschlagen wurde. Wie der Tod sich eine stattliche Fahne aufgesteckt, dachte der Bauer: „Nekt oder nie mehr blüht der Weizen." Nach einem Trunk und passender Einleitung fragte er den Tod: „Aber wie ist es da mit deinem Durchschlüpfen, von dem du mir eben erzählt? Das kann ich so recht nicht glauben. Wenn's war wäre, müßttest ein rechter Teufelskerl sein. Man siehts dir wohl an den Augen ab, daß du mehr als Broteffen kanntst; aber durchschlüpfen wie ein Sonnenstaub; nein das glaube ein anderer! Das . . . das ist . . . nicht für un- gut!" Diese Rede stach des Magern Ehrgeiz; er wiegte sein Haupt von einer Schulter zur andern und kniff den Mund fest zusammen zum Zeichen, daß ein jedes Vaterunsermütterchen seine Kunststücke nicht nachmache. Der Bauer sah, daß seine Rede eingeschlagen. Er fragte daher wieder: „Ja könntest du denn, da mans nicht anderst erproben kann, durch das Spundloch in das Läger schlüpfen? Um meine Seele gerne sähe ich ein solches Hexenstücklein von dir." Der betrunkene, hochmütige Tropf ging auf's Eis: „Ach was! das ist ja Kinderspiel," sprach und schon verschwand Kopf mit samt dem Körper im Läger. Der Bauer aber war nicht linkhändig. Schwapps! war der Zapfen mit nerviger Faust aufs Spundloch geschlagen und der arme überlistete Tod ein Gefangener. Vergnügt wie noch nie im Leben rieb sich unser Bauer ob des gelungenen Streiches die Hände, legte sich das Läger über die Schultern und kehrte freudvoll zu seinem Hofe zurück. Ver-

schwiegen wie alle Bauern, sagte er niemanden von seinen Hausgenossen etwas von seinem unfreiwilligen Gaste. Stolz schritt er hinab in den Keller, stellte das Läger samt dem gefoppten Inhalte in die versteckteste Ecke, rief sodann seinem Zechgenossen noch höhniſch zu: „So jetzt, da bist, da bleibst! Wer dich eingesperrt, das weißt du; wer dir wieder Luft machen wird, kannst du erraten, hast jetzt Zeit dazu.“ Dröhnend warf der Bauer die Kellertüre ins Schloß und kümmernte sich fürder nicht absonderlich mehr um seinen Gast. Die Folgen dieses Abenteuers machten sich bald in ganz Goms bemerkbar. Kein Mensch mehr wollte Abschied nehmen von dieser Welt und dieses Zaumertal mit einem bessern Jenseits vertauschen. Immer neue Generationen hielten ihren Einzug ins Leben. Wie hoch auch die Berge von Goms zum Himmel emporragen, all die hungrigen Gaumen konnten sie doch nicht sättigen; und wenn sie noch viel fruchtbarer und viel höher gewesen wären. So kam es, daß auf den Gommerbergen bald Mangel an Brod und Boden war. Die Not zwang einen Teil des Volkes in die Ebene niederzusteigen und sich da ein Heim zu gründen. So blieb es lange, lange Jahre. Unser Bauer wurde alt. Seine Hände zitterten und wollten zur Arbeit nicht mehr taugen. Am liebsten saß er an den Sommertagen den ganzen laugen Tag vor seinem Hause im Sonnenschein, im Winter aber neben dem warmen Ofen. Im Hause des Bauern gabs wohl oft Sturm, aber nicht nach jedem Gewitter erschien der Regenbogen des Friedens. Nach solchen Auftritten wünschte er den Tod herbei. Aber eitler Wunsch! der Tod kam nicht, wie er auch nach ihm bettelte; er kam zu ihm ebenso wenig wie zu den andern. Sein Gedächtnis war verschwunden, nicht an vieles erinnerte er sich mehr, nur daran noch, daß man einst hat sterben können, daß

sein Vater und seine Mutter vor undenklichen Zeiten gestorben. Dann seufzte er nach der guten alten Zeit, in der man hatte sterben können. Aber sterben konnte er nicht. Wieder hatte es in seinem Hause einen wüsten Auftritt gegeben. Als nachher alle Anwohner des Hauses an die Arbeit gegangen, nahm er seinen Weg zum Keller, um seinen Grimm und Groll im Weine zu ertränken. Heute wollte er vom besten Weine trinken und auf einige Augenblicke und Stunden seinen Kummer vergessen, vergessen sein Elend. Er ging von Faß zu Faß und spähte nach dem ältesten Jahrgange; da fiel sein Blick in eine finstere, verborgene Ecke. Hier erblickte er ein über und über mit Spinnweben umspinnenes Läger. „Da wird ein guter Tropfen drinn sein,“ dachte er. Sein schwaches Gedächtnis erinnerte sich noch, daß er früher in diesem Läger den feurigsten Wein verzapft hatte. Dieses Läger aber hatte er schon lange nicht mehr gesehen, schon lange nicht mehr. Sofort rollte er das Läger hervor, stieß den Zapfen weg und hob es an den Mund. Da sprang aber der Tod auch schon hervor und sprang ihm an die Kehle und würgte ihn zu Tod. Jetzt begann aber ein gewaltiges Sterben auf den Bergen und in den Thälern von Goms. Kein Haus, keine Generation blieb verschont. Die wütende Pest riß den Jüngling und die Jungfrau, den Säugling und den Greis ins nimmer satte Grab. Ganze Weiler und Dörfer standen leer und verödet. Als die Pest aufhörte, waren nur vereinzelte Personen übrig geblieben. Wie der große Tod aufgehört, waren der Ueberlebenden so wenige, daß für sich allein weder Berg- noch Thalleute haushalten konnten; daher beschloß man, sich zu einer Gemeinde zu vereinigen. Die Thalleute aber wollten nicht mehr auf die Berge hinaufsteigen und so blieb den Gebirglern nichts anderes übrig,

als die Berge zu verlassen und in den Thälern zu wohnen. Wie die Berge nicht mehr von schaffenden Händen bebaut wurden, verwilderten sie rasch. Wo früher blühende Gehöfte von Weinbergen umkränzt waren, dehnte sich gar bald Ge-
strüpp und nutzlose Wildnis aus. Adr. Weger.

56. Das Gerntal.

Eine Stunde hinter dem Dorfe Unterwasser ist der Gern oder das Gerntal. Nicht immer lag es so menschenleer, mäuschenstill, so einsam und verödet wie heute. Zwei blühende Dörfer, Ober- und Untergern waren in dieses reizende Landschaftsidyll hineingestellt. Dieses schmucke Dorf-
gelände wiederum war umgeben von einem blühenden Kranze von herrlichen Apfel- und Kirschbäumen und weithin dehnten sich von knorrigen und weitästigen Tannen umsäumt, die saftigsten Wiesen aus. Es war eine Lust, dort zu wohnen und eine zahlreiche Bevölkerung hatte sich in diesem Wunderlande angesiedelt. Mehr als zwölf Schleierjungfrauen kamen am Sonntag von Gern nach Münster zum Gottesdienste. Und das Volk von Gern war ein freies Volk. Es hatte eine eigene Gerichtsbarkeit. Den Würdigsten aus seiner Mitte erkor sich das Volk zu seinem Richter. Er hatte über Leben und Tod zu entscheiden. Um Nachdruck seinen Mahnungen und seinen Urteilen zu verschaffen, stand in der Nähe der Galgen. Das war Gern in längst entschwendener Zeit — was ist es jetzt? Ein Trümmerfeld untergegangener Herrlichkeit. Auf den Ruinen der einstigen Dörfer erheben sich neben zerfallenen Mauern ein paar Ställe. Wohl haben die Väter unserer Väter dort schöne

rote Aepfel gegessen; jetzt sind die Kirsch- und Aepfelbäume mit der reichen Blätterkrone verschwunden und mit ihnen die Kirschchen und die Aepfel. Nichts ist übrig geblieben als in Untergern neben der Kapelle der morsche Stamm eines weitbäuchigen Kirschbaumes. Seither sind vierzig Jahre dahingegangen und mit ihnen ist auch dieser letzte Zeuge der Vorzeit dahingeschwunden. Wohl strahlt die Sonne noch auf die weitgedehnten Fluren des Gerntales, vermag sie aber nicht mehr zu erwärmen und bringt nur etwas Gras, Korn und Kartoffeln zur Reife. Wohl hört man dort noch hie und da die Tödler eines glücklichen Völkchens, aber es sind nur einige Hirten in den kurzen Sommertagen, die noch träumen und singen von dem Wunderreiche einstiger Zeiten.

A. Kreuzer.

57. Der Schläfer.

In der Gernalpe, die früher Eigentum der Bewohner von Bisp und Umgebung war, war einmal ein Knabe von Unterwasser als Hirt angestellt. Er war 14 Jahre alt und von Natur aus ein Vielschläfer. Einmal schlief er drei Tage und drei Nächte nacheinander, ohne zu erwachen. Aus Furcht, er werde gar nicht mehr aufwachen, weckte ihn der Senn nach der dritten Nacht. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen und sprach: „Taget es schon wieder?“

A. Kreuzer.

38. Der Schwestermord.

In einem Dörfchen zwischen Unterwasser und dem letzten Stafel der Längisalp lebten drei reiche Geschwister miteinander, ein Sohn und zwei Töchter. Eine dieser Töchter war mit wenig geistigen Fähigkeiten begabt, dabei aber sehr fromm und gottesfürchtig. Den beiden andern Geschwistern war dieselbe überlästig. Eines Nachts wurde die geisteschwache Schwester ermordet und unter eine Platte nahe beim Wasser begraben. Das Wasser grub den Leichnam heraus und trug ihn bis zum Bylerbach. Der Geist dieses ermordeten Mädchens hatte aber die Macht erhalten, alles zu verwüsten, soweit das Wasser den Leichnam getragen hatte. Gleich nach Auffindung der Leiche entstand ein furchtbares Ungewitter. Das Faulhorn, vom Regen unterwühlt, stürzte herunter auf die schöne grasreiche Gegend und das trauliche Dörfchen und begrub alles unter Schutt und Trümmern.

A. Kreuzer.

39. Der Hirt auf der Längisalp.

Vor 57 Jahren war auf der Längisalp ein Knabe von Oberwald als sogenannter Zuhirt angestellt. Das Sentum war um die Mitte des Sommers in den zweitletzten Stafel zu Lichern vorgerückt, und das Vieh kehrte eben von der durchaus nicht ungefährlichen Abendweide im Seli zurück. Der Zuhirt hatte den Auftrag erhalten, die letzten säumen den Kühe nahe an die Hütte heranzutreiben. Plötzlich hörte er im tieferliegenden Stafel in der Gant ein lautes Kinder-

gebrüll. Sofort eilte er zur Stelle, sah aber nichts. Er spitzte die Ohren und hörte daselbe Gebrüll im noch tiefer liegenden Stafel. Er begab sich dahin und sah wirklich ein Kind, welches ein Fsheinen und ein Huter gemeinsam bejaßen. Geläute, wie sonst immer, trug es aber keines am Halse. Der Knabe schlug wacker mit seiner schweren und breiten Lederpeitsche auf das Kind ein. Das Kind aber lief nur so um die Hütte herum und streckte jedesmal den Kopf in die offene Hüttentüre hinein. Dem Sennen fiel das lange Ausbleiben des Knaben auf. Er eilte auf eine Anhöhe und rief aus vollen Kräften: „Wo bleibst du so lang?“ Der Knabe, ebenfalls mit dem Aufwand seiner ganzen Stimmkraft, antwortete: „Huterhansjobs Kind kann ich nicht von der Hütte bringen.“ „So laß es da und komm!“ rief der Senn ihm entgegen. Raschen Schrittes eilte der Knabe der Sennhütte zu. Sie machten noch einen Rundgang in dem Sentum. Es war kaum eine Minute nach der Ankunft des Hirten; als sie zehn Schritte unterhalb der Hütte, wo Hutterhansjobs Kind gewöhnlich sein Lager hatte, ankamen, sahen sie das Kind mit der Schelle am Halse auf seinem Lager liegen. Derselbe Zuhirt, der dies mit-erlebt hatte, lebt heute noch in Oberwald.

A. Kreuzer.



40. Das Schwein auf der Längisalp.

Auf der Längisalp, welche östlich von Oberwald liegt und dieser Gemeinde gehört, ist ein Stafel „Senzen“ genannt. Auf einer Seite desselben ist ein wüstes, finsternes Loch. Wie tief es ist, weiß man nicht. Wenn man in

daselbe hineinschaut, weht einem eine stinkende, kalte Luft entgegen. Es sind jetzt gegen hundert Jahre, daß einige Sommer hindurch jedesmal, wenn man die Alpschweine getränkt hat, auch ein Schwein aus diesem Loche kroch, zur Tränke kam und sodann wieder in dem Loche verschwand. Seither hat man das Schwein nicht mehr gesehen, aber unheimlich ist die Stelle immer. A. Kreuzer.

41. Der Spielplatz bei Unterwasser.

Beim Dorfe Unterwasser dehnte sich einst eine große, mit Gras bewachsene Ebene aus. An die Ebene reihte sich ein ziemlich hoher Hügel. Auf diesem Hügel war ein Stein und auf dem Stein ein Holzkreuz. Die jungen Leute sammelten sich an Sonn- und Feiertagen gern in dieser Ebene und trieben da ihre Jugendspiele. Unter anderem wurde oft versucht, wer ohne auszuruhen, den Hügel hinan bis hinauf zum Kreuze laufen könne. Dazu mußte man einen guten Atem und gute Beine haben. Da kam die große Ueberschwemmung anno 1834. Der Hügel wurde weggeschwemmt, die grasreiche Ebene mit Schutt bedeckt. Nur ein großer Stein ragt aus dem Geröll hervor; es ist der Stein, der auf dem Hügel stand. Bis in die Hausgärten von Unterwasser wurde der Schutt hineingetragen und lange dauerte es, dieselben wieder urbar zu machen. Der fünf Schuh hohe Schutt konnte nicht gänzlich weggeräumt werden, doch grub man bis auf die alten Zaunpfosten den Schutt heraus und steckte die neuen Zaunpfosten auf die Köpfe der alten. A. Kreuzer.

42. Obergesteln brennt.

Einige Jahre, bevor Obergesteln den Flammen zum Opfer fiel, war eines Abends spät eine ältere Frau etwa fünf Minuten oberhalb Geschenen in der Kalbereyen mit Holz sammeln beschäftigt. Wie sie sich eine genügende Last zusammengelegt hatte und nach Hause gehen wollte, sah sie den Himmel ringsum flammenrot und von Rauchwolken erfüllt. In Obergesteln aber erschaute sie die Mehrzahl Häuser und Ställe in hochlodernen Flammen. Schrecken fuhr ihr durch die Glieder und händeringend sah sie in das schaurige Schauspiel, bis sie aufgeschreckt wurde vom Sturm- geläute von Obergesteln und Ulrichen. Die Frau eilte nun Geschenen zu, um da ebenfalls Hilfe zu fordern. Und im selben Augenblicke hörte sie zwei Männer keuchend an sich vorüberlaufen, die aus Leibeskräften riefen: „Zu Hilfe! Feuer! Obergesteln brennt! Zu Hilfe!“ Wie die Frau die Schreckensboten ins Dorf rennen sah, hörte sie immer noch ihren jammernden Ruf: „Obergesteln brennt!“ Jeden Augenblick erwartete nun die Frau das Sturm- geläute und den Lärm des erschreckten Volkes, aber alles blieb ruhig und still. Und wie sie zurück in das Feuermeer zu blicken gedachte, lag das Dorf unverfehrt da, in das Silber des aufgehenden Mondes getaucht. Das gleiche Schauspiel wiederholte sich den Augen und Ohren eines Obergestler Bürgers und auch einem von Münster erging es ähnlich.

Zu gleicher Zeit sahen Leute oft eine Prozession von Ulrichen aus dem Oberbach, der zwischen Ulrichen und Gesteln der Rhone entlang fließt, pilgern. An der Spitze des Bittganges schritt laut betend und segnend ein Bischof und trug die Gesichtszüge des hl. Nikolaus, der in der Kirche von Ulrichen verehrt wird.

Als Obergesteln in Flammen stand, schleuderte der starke Wind, der stets von der Furka weht, die feurigen Kohlen des brennenden Gesteln bis auf die dürren Holzdächer von Ulrichen, ohne daß auch nur eine einzige Schindel Feuer fing. Diese Rettung aus großer Gefahr schrieb aber das gläubige Volk der Hilfe des Himmels zu.

Adr. Weger.

43. Der Tennibock.

Im obern Dorf von Ulrichen lebte vor Jahr und Tag ein alter Junggesell, der seine eigene Freude hatte, die harmlosen Kinder zu plagen. Wo er kleine Kinder antraf, schreckte er sie oder fügte ihnen sonst eine Bosheit zu, daß sie laut aufweinten. Der Junggesell starb. Um seine vielen Quälereien zu büßen, wurde er in einen großen, grauen Bock verwandelt. Seine gebogenen Hörner reichten bis auf den halben Rücken, sein Bart hing tief hinunter, sein Haar war lang und zottig. Seinen Aufenthalt hatte er beim obern Dorfbrunnen, wo sich unter einem kleinen Speicher ein Stall befand. Der Bock wurde oft gesehen und hieß im ganzen Dorf der Tennibock. Aber so majestätisch er einherschritt, war er doch der Spott der Kinder. Oft versammelten sich die Kinder beim Brunnen und schriegen so laut sie konnten: „Tennibock! Tennibock!“ und liefen eilig davon. Allerdings kam der Bock aus dem Stalle heraus, um die spottenden Kinder mit seinen Hörnern zu stoßen, aber sobald sie über den Kennel hinüber waren, hatte der Bock seine Gewalt verloren und mußte beschämt in seinen finstern Stall zurückkehren.

B. Am Herd. Denkwürdigkeiten von Ulrichen S. 126.

44. Der Falkenfriedhof.

Mit dem alten Sennen auf Blasen waren die Ulricher nicht mehr zufrieden und stellten einen jungen aus dem Bernerbiet an, der sich tüchtig zu stellen wußte. Als der Senn auf die Alpe kam, war er heiterer Dinge und jodelte nach Herzenslust. Aber es schien, daß sein Frohmut einen Fehler hatte; er kam nicht aus reinem Gewissen. Der Senn wurde krank und lag auf dem Sterbebett. Auf die Frage, wo er begraben werden wolle, antwortete er: „Nirgends anderswo, als auf der schönen Ebene auf Mel-lingen.“ Man staunte, daß der Senn für sein Grab keine geweihte Erde haben wolle; doch wollte man seinem letzten Willen nicht widersprechen. Als er gestorben war, begrub man ihn an der bezeichneten Stelle. Alsogleich flog eine Menge von Falken herbei, die fort und fort das Grab umkreisten und ein wildes Geschrei erhoben. Die Hirten, welche dies sahen und hörten, gerieten in Schrecken und das Grab des leichtsinnigen Sennen wird bis auf den heutigen Tag der Falkenfriedhof genannt.

B. Am Herd. l. c. S. 124.

45. Der Waldbuel.

Auf dem Waldbuel bei Ulrichen stand ein geheimnisvoller Baum. Dieser verbarg in einer viereckigen Vertiefung ein merkwürdiges Marienbild, das nicht von Menschenhand gemacht, sondern aus dem Baum herausgewachsen sein soll. Mitten in der Nacht hörte man von dort her hell die Glocken läuten, wobei der Gesang der Priester und der

Klang der Orgel ertönten, kurz es war nicht anders, als wenn daselbst in Gegenwart einer großen Volksmenge feierliches Hochamt gehalten würde. Dabei sah man, wie in Laternen Lichter brannten, die hell und klar in die Nacht hineinleuchteten. Man vermutete, daß die Engel des Himmels auf den Hügel herniederstiegen und dort Gottesdienst hielten. Das Volk schaute mit großer Verehrung zu diesem Hügel hinauf und zog gern dahin. Die Pfarargeistlichkeit sah in der ganzen Geschichte nur einen gefährlichen Aberglauben und eine Gelegenheit zur Ausschweifung, indem der Betuel zuerst zum Plederbuel, nachher zum Schletterbuel wurde. Eine Kapelle, die dort erbaut werden sollte, wurde nicht erbaut. Der Bischof verbot es. Nichtsdestoweniger hörte der Kummel noch nicht auf. Eines Abends stiegen zwei rüstige Theologen mit scharf geschliffenen Nerten hinauf auf den Hügel und fällten in 10 Minuten den Wunderbaum, von dem das Volk glaubte, es könne keine menschliche Kraft ihn zum Falle bringen. So hat denn auch der Spuck der Mitternachtmesse aufgehört.

Nach P. Am Herd. I. c. S. 130.

46. Die St. Annakapelle im Loch.

Im Jahre 1664 zogen fünf Handelsmänner, die Unterwaldner Göttschi, Schälli, die Eschentaler Gebrüder Binoi, der Pomatter Zurjchmitten, aus dem Tessin über die Novina nach dem Wallis. In der Nähe der Wallijergrenzen wurden sie von Räubern angefallen. Die Angegriffenen aber setzten sich wacker zur Gegenwehr und zwangen die Banditen zur Flucht. Der Ort, wo dies geschah, wird bis auf den heutigen Tag „Mörderloch“ genannt. Darauf setzten

die Kaufleute ruhig ihren Weg fort, bestiegen die Anhöhe und erreichten im Egimental den Walliserboden, wo sie neben dem Kapellchen des hl. Niklaus sich niedersetzten und ausruhten. In dankbarer Erinnerung an ihre Errettung gelobten sie, eine Votivtafel in dieses Bethäuschen hinzustellen. Als die Niklauskapelle später dem Zerfalle anheimfiel, wurde das Votivbild in die St. Annakapelle übertragen.

Burgener. Die Wallfahrtsorte der Schweiz II. B. S. 182.

47. Der Tauben- und St. Antoniwald.

Zwei der schönsten Wälder im Oberwallis sind der Tauben- und St. Antoniwald, wo die prächtigen und riesenhaften Tannen am hellen Tage ein geheimnisvolles Dunkel verbreiten. In diesen Wäldern soll es zeitweise unheimlich sein. Bergleute und Jäger, die ohne Not nachts dieselben passierten, sollen oft kreuz und quer bis am hellen Tage in der Irre herumgeführt worden sein. Solch wiederholten Irrgängen sollen die Kapellchen mitten in diesen von Geistern bewohnten Wäldern ihren Ursprung verdanken.

L. B. S. Nr. 34.

48. Belohnte Ehrfurcht.

Ein Bürger von Gschenen hatte gar eine große Ehrfurcht gegen die Geistlichen. Auch wenn er hoch oben in den Bergwäldern seine Kinder hütete und zufällig auf der Straße, die im Talgrunde in tausend Krümmungen sich

vorwärts wand, einen Priester wandern sah, zog er also gleich seine Mütze und machte eine Verbeugung gegen den Priester hin.

Oft bildete er deshalb das Gespötte der andern Leute, die ihn einen törichten Menschen nannten. Sie sagten öfters zu ihm: „Was hast du von deinem Mützenheben und Knixenmachen? Der Priester, dem es gilt, sieht es ja doch nicht!“ Mit einem sanften Lächeln auf den Lippen erwiderte er gewöhnlich: „Wohl sieht mich der Knecht nicht, aber was verschlägt's? Dann sieht mich der Meister, den ich in seinem Diener ehre.“

Als dieser Mann zum Sterben kam, trug es sich zu, daß alle Geistlichen des Dekanates Goms sein Sterbelager umstanden und für die scheidende Seele beteten. An diesem Tage aber spottete niemand mehr über den frommen Mann, sondern man sagte: „Das ist der Lohn für sein Mützenheben.“ Dieser Verehrer der Priester aber war der Großvater des nachherigen Bischofs Hildebrand Zost, des großen Staatsmannes und Gesetzgebers des Landes Wallis.

Eine ähnliche Begebenheit wird auch in der Hochmatte, Gemeinde Gremgiols, erzählt. A. d. R. Weger.



49. Die Warnung des Toten.

In der Grafschaft, Bezirk Goms, war irgendwo eine Alpe, auf welcher ein sehr guter Stafel mit prachtvollem Graswuchs war, aber leider war der Weg dahin sehr gefährlich. Er war so gefährlich, daß fast jedes Jahr, wenn man mit dem Sentum in den Stafel oder wieder zurückfuhr, ein oder das andere Stück Vieh mit seinem Führer zu Tode fiel.

Eines Jahres, als man wieder bereit war, diesen Stafel zu benutzen, rief ihnen der Tote: „Löifät alli Dörfer, löifät alli Dörfer, ihr värliarät alli Jahr där wägcht Ma!“

Von da an wurde dieser Stafel nicht mehr benutzt.

Das gleiche wird erzählt von Mörel-Nied. Da stürzten auf der Oberrieder Wasserleitung öfters Männer ab. Auf den gleichen Ruf wie oben: „Löifät ic.“ wurde die Wasserleitung ebenfalls aufgegeben. Adr. Weger.

50. Die Abendstügerin in Bizingen.

Eine kräftige, lebensmutige, alleinlebende Bauerntochter hatte auch die Sucht, jeden Winterabend mit dem Rad am Arm die Abendstügestube aufzusuchen. Wie sie eines Abends spät nach Hause kam, stand eine Mannsgestalt an der Haustüre. Einen Gefellen vermutend, wollte sie ihn urchig bei Seite schieben, steckte den Schlüssel an und warf schnell die Türe hinter sich ins Schloß. Aber o weh! als sie in die Stube trat, stellte sich die Gestalt grinsend vor sie hin, gab sich als strafenden Geist zu erkennen. Von jener Stunde an war ihr rechter Arm gelähmt und begann zu siechen.

J. Lauber.

51. D'Ebifawine oberhalb Bizingen.

Vor uralten Zeiten sahen die Leute eines Winters öfters, wie ein Stier da oben eifrig Schnee zusammentrug. Um Mitte Zänner brach die Lawine los, der Stier war vor-

gespannt, während ein graufiger Mann das Gefährt zu leisten schien. Sofort fingen die Kapellenglöcklein von Gaden und Wyler fest zu läuten an. Der Mann kommandierte dem Zugstier: „Leits aufs Dörfli!“ Dieser aber erwiderte unwirsch: „I mag nit, z'Leni und z'Vreni schriend setig.“

J. Lauber.

52. Der Untergang von Groß-Ernen.

Vor vielen und vielen Jahren war Groß-Ernen ein großes Dorf in der Gegend bei Fiesch. Die Bewohner waren lieblos, hartherzig und böse; darum wollte sie der liebe Herrgott strafen zum warnenden Beispiel für andere Menschen. Bevor jedoch der Himmel sein Strafgericht losließ, wollte er die Bewohner des Dorfes noch einmal auf die Probe stellen. Er sandte darum zwölf Engel in Gestalt armer Leute ins Dorf, die an allen Türen vergebens um Einlaß baten. Ja man beschimpfte sie sogar von den Fenstern herab und jagte sie mit Steinen aus dem Dorf. Bei einer armen Witwe aber außerhalb des Dorfes fanden die Fremden bereitwillig Einlaß und Nachtherberge. Da war nun freilich das Maß voll. Ein furchtbarer Sturm mit Blitz und Donner entlud sich in das Gebirge, welches gelodert unter schrecklichem Krachen zu Tal stürzte und Groß-Ernen mit Mann und Maus verschüttete. Das Dorf lag im sogenannten „Laumili“. Nur das Haus und die Wiese der barmherzigen Witwe blieben verschont.

R. B. S. Nr. 79.

53. Der Kirchenbau von Neckingen.

Neckingen hätte gerne eine eigene Pfarrei gehabt. Wer den rauhen Winter in Obergoms kennt, wird den Wunsch verstehen. Münster aber wollte nichts von einer Trennung wissen, und in Sitten fand man kein Gehör; da wandte man sich an die Nuntiatur nach Luzern. Der Nuntius schickte nun zur Untersuchung des Falles den Priester J. J. Härsmann nach Neckingen. Hier mußte er einen Winter lang bleiben. Aber wie hatten die Neckinger diesen Winter zu klagen! Und doch war der Winter so mild und angenehm, wie es in Goms keines Menschen Lebtag vorkommt. Aber die Leute jammerten: „Jetzt ist es mit der Kirche fertig und aus.“ Der Gesandte schwieg, dem Nuntius in Luzern aber berichtete er: „Gebt den Neckingern nur eine Kirche, in Goms möchte ich trotz Kirche im Winter nicht tod, geschweige lebendig sein.“ So wurde Neckingen eine Pfarrei.

A d r. W e g e r.

54. Die Pfarrkirche von Ernen.

Zur Zeit, als die noch jetzt stehende Pfarrkirche von Ernen erbaut werden sollte, lebten in Niederernen mehrere große, ansehnliche Familien wie: Grassen, Tschampen, Kämpfen, Holzer, Gumpisch. Auch die Familie Aufderfluh (Superjago) soll zu Niederernen bei 3'Brück gewohnt haben. Jakob Superjago, welcher der Vater des berühmten Walliser Bischofs Walter Superjago war, wird in den Akten betreffs eines Brückenbaus in Niederernen genannt. Diese Herren verlangten, daß die neue Kirche zwischen Ernen und Nieder-

ernen auf den sogenannten Schuflen erbaut werden sollte. Damit waren die Erner nicht einverstanden. Es wurde darum eine gemeinsame Ratsversammlung aller beteiligten Ortschaften angesetzt, um sich über den Standort der zu erbauenden Kirche zu besprechen. Als die Abgeordneten von Ernen sich zu jener Versammlung begaben, riefen ihnen die Leute von Ernen nach: „Machet dann, daß die Kirche im Ort bleibt.“ Mit diesem geflügelten Worte überstimmten die Erner die übrigen Gemeinden. Es wurde beschlossen, daß die neue Kirche wieder im Dorfe Ernen erbaut werde. Doch machten die Herren von Niederernen den Vorbehalt, es dürfe an Sonn- und Feiertagen nicht eher zum Hochamt geläutet werden, bis man vom Kirchturme aus die zwölf Herren von Niederernen in Mänteln und hoch zu Ross auf den Schuflen heranreiten sehe. C. Clausen.

In Wisp hatte der Sigrift den gemessenen Befehl, nicht eher zum Gottesdienst zu läuten, bis er vom Turm aus die Baronen von Eich in weiten Mänteln und Seitendegen mit ihrer Dienerschaft gegen Wisp heranreiten sah.

R. W. S. Nr. 42.

55. Der Brand in Ernen.

Mitten im Dorfe Ernen entstand einst ein fürchterlicher Brand. Mitten unter andern Häusern brannte ein Haus lichterloh und schon begann das verheerende Element seine vernichtende Arbeit an den daneben gebauten Häusern. Man schrie nach Wasser, aber es herrschte eine so furchtbare Kälte, daß der Dorfbach abgefroren war und selbst die Dorfbrunnen vereist waren. Das schöne Dorf schien gänzlich dem Feuer

preisgegeben und machtlos standen die Bewohner dem entfesselten Element gegenüber. Man wußte sich weder zu raten noch zu helfen. In dieser äußersten Not fiel alles auf die Knie und flehte inbrünstig um Rettung des geliebten Heimatdorfes. Da sah man auf einem der zunächst am Feuerherd gelegenen Häuser eine Frau stehen, die mit ihrer leinenen Schürze dem Feuer wehrte und es am Weitergreifen zu verhindern schien. In der That ließ auch das Feuer allmählich nach und erlosch von selbst an den schon angebrannten Wänden der umstehenden Häuser. Das Haus, welches zuerst gebrannt hatte, brannte nieder bis auf den Grund inmitten der andern, ganz nahe gebauten Häuser, die gänzlich verschont blieben. Aus Dank für diese außerordentliche Hilfe beschloß nun die Gemeinde alljährlich am Feste der hl. Agatha ein Lobamt halten zu lassen, was fürderhin stets geschah.

Diese Sage wird auch so erzählt:

In der Bedrängnis habe man das Gelübde gemacht, zwölf Mann nach Maria-Einsiedeln pilgern zu lassen, wenn das Feuer nicht weiter um sich greife. Auf das hin sei über dem brennenden Hause ein Marienbild gesehen worden. Das Feuer habe dann abgelassen und das schwebende Bild sei erst verschwunden, als das Feuer ziemlich erloschen und keine Gefahr mehr war.

Al. Clausen.

56. Das Lauinerhaus in Ernen.

Gewiß schon manchem Besucher von Ernen wird ein Haus, das an Größe alle andern weit übertrifft, aufgefallen sein. Dieses dreistöckige Holzhaus mit vollständigen Woh-

nungen für sechs Familien, das wohl seinesgleichen an Größe sucht, ist das sog. Lauinerhaus. Der Erbauer war ein Junggefelle, Martin Lauinen, der das Haus nur bauen ließ, um seinen Reichtum zur Schau zu tragen. Als er dem Baumeister seinen Plan auseinanderlegte, fragte dieser: „Nud ist wohl Holz genug dazu?“ „Hierhundert Stämme sind bereit und noch alle Schleifen voll,“ gab der andere stolz zurück. Das Haus ward gebaut und die Arbeiter mußten, weil dazumal noch wenig Geld war, mit Käse, Fleisch und andern Naturalien ausbezahlt werden. Wie dies geschehen, fing ein Mann von Ernen über den Erbauer an zu spötteln und sagte: „Nun werden dem Lauinen der alte Käse und die Schinken wohl abgenommen haben.“ Der Proß ließ den Spott nicht auf sich sitzen und am nächsten Tage erblickten die erstaunten Bewohner von Ernen in jedem der neunzig Fenster einen alten Käse. So reich hatten die Erner den Lauinen doch nicht geglaubt, aber wie groß war erst ihr Erstaunen, als am folgenden Morgen vor jedem Fenster neben jedem der gestern hingelegten Käse noch ein alter Käse und ein Schinken lagen und die Wohlhabenheit des Besitzers den Verblüfften kund taten.

U. Clausen.



57. Die Kapelle im Ernerwald.

Ein frommer Mann wollte ungefähr 200 Meter oberhalb der Burgschaft Ernen im sogenannten Kalverboden eine Kapelle bauen und hatte sich bereits an die Ausgrabung des Fundamentes gemacht. Sonderbarerweise fand er jeden Morgen die Instrumente weiter oben im Walde bei einem

Bildhäuschen. In der dritten Nacht hatte er einen sonderbaren Traum. Er sah nämlich im Traume an jener Stelle, wo das Bildhäuschen stand und die Instrumente sich alltäglich vorfanden, eine wunderschöne Kapelle, welche glänzte, als wäre sie aus lauter Kristallen erbaut. Auf dem Altare tronte die seligste Jungfrau mit dem Jesuskinde. Ein Lichtstrahl drang von der Kapelle aus tiefer in den Wald hinein zu einem reichen Kristallager. Da erkannte der fromme Mann, daß Maria diesen Ort zum Kapellenbau ausersehen hatte. Er forschte nach dem Kristallager und fand es; es war ergiebig genug, daß er mit dem Erlös der Kristalle die Kapelle erbauen und dotieren konnte. Seitdem ist die Kapelle im Ernerwald ein berühmter Wallfahrtsort geworden.

Kl. Clausen.

In vielen Zügen ähnlich lautet die Sage von der Entstehung der Wallfahrtskirche auf dem Glisacker. Bischof Leudemund von Sitten (612—617) soll die erste Kapelle auf dem Glisacker erbaut haben. Er begann den Bau an der Stelle, wo heute die Englischgrußkapelle steht; über Nacht jedoch wurde das Baumaterial von unsichtbarer Hand an jene Stelle gebracht, wo jetzt das Marianische Heiligtum sich erhebt. Dort stand auch schon eine wunderschöne Muttergottesstatue, die in Stein gemeißelt im Ganzen gefunden und ebenfalls von unsichtbarer Hand auf den Bauplatz getragen war.

P. Zoller.



58. Der Hirte auf der Fiescheralpe.

Auf der Fiescheralpe lebte ein frommer Hirte. Als einst im Ernerwald das Kapellenfest gehalten wurde, schaute

der gute Mann wehmütig zu der Kapelle hinüber und dachte: „Ach könnte ich doch auch da drüben sein vor dem Gnadenbilde Mariens und auch den Ablass gewinnen, der heute da gewiß so vielen zu teil wird. Doch die liebe Mutter Gottes wird mich wohl auch hier erhören, wenn ich sie eifrig anrufe, da es mir unmöglich ist, hinüber zu gehen.“ Der fromme Mann kniete nieder und betete inbrünstig zu seiner Mutter im Himmel droben. Wie er so da kniete und betete, hielt drüben vor der Kapelle ein Kapuziner gerade die Predigt. Er sprach über die unzählbaren Gnaden, die den Gläubigen zu teil werden auf die Fürbitte Mariens hin, wenn man die Mächtige nur anrufe mit wahren Vertrauen. Zum Schlusse der Predigt aber stellte er die Frage an seine Zuhörer: „Iud wißt ihr auch, wer am heutigen Tage mit dem größten Vertrauen gebetet, somit die größten Gnaden empfangen wird? Ich will es euch sagen. Keiner von euch, wohl aber jener Hirte da drüben auf der Fiescheralpe, der da eben kniet und voll Vertrauen betet zu seiner himmlischen Mutter.“

Al. Clausen.



59. Das Bildhäuschen im Käst (Ernen).

Vor Zeiten lebte in Ernen eine besondere Verehrerin des seligen Bruder Klaus. In deren Haus befand sich eine Statue des Seligen, vor welcher die Frau stets ihre häuslichen Andachten verrichtete. Als diese Frau eines Abends am Fenster saß und den Rosenkranz betete, gewahrte sie weit unten oberhalb B'Brigg im sog. Käst (Kanst) ein blaues Lichtchen. Erstlich achtete die Frau nicht weiter da-

rauf. Das Licht aber zeigte sich von da an jeden Abend und an derselben Stelle. Durch dieses aufmerksam geworden, schickte sie eines Abends, als sich das Licht wieder zeigte, ihren Knecht, um nachzusehen, was da wohl sein möchte. Der Knecht, nicht ängstlich wie er war, ging und sah zu seinem Erstaunen neben dem genannten Licht die Statue des seligen Bruder Klaus, die vorher stets im Hause seiner Herrin aufgestellt war. Er eilte zurück und erzählte das Gesehene. Man schaute nach und wirklich war die Statue aus dem Hause verschwunden. Die fromme Frau betrachtete diese Begebenheit als einen Fingerzeig von oben, ließ die Statue vergolden und da, wo die Statue mit dem Lichte allabendlich gesehen wurde, eine Kapelle zu Ehren des seligen Bruder Klaus erbauen. Die Kapelle steht noch und drinnen befindet sich bis auf den heutigen Tag dieselbe Statue, die auf so wunderbare Weise von Ernen in den Käist kam.

M. Clausen.



60. Die Brücke zwischen Ernen und Fiesch.

Wenn man von Ernen nach Fiesch will, muß man sich unwillkürlich fragen, warum man denn einen großen Umweg mache und nicht mehr wie früher die viel kürzere gerade Strecke, die alte Fieschgasse benütze. Das hat nun folgenden Grund. Als man noch den alten Weg benützte, spuckte es unten auf der Brücke ganz gewaltig. Personen, die von Ernen nach Fiesch wollten und umgekehrt, verschwanden oft auf der Brücke auf unerklärliche Weise und niemals fand man von den so Verschwundenen mehr eine Spur. Einst wollte

man auch ein Kind von Fiesch nach Ernen zur Taufe bringen. Dieses Kind verschwand nun wieder samt Paten und zwei weitem Begleitern auf unerklärliche Weise bei dieser berühmigten Brücke. Alles Suchen war umsonst, die fünf Personen blieben verschollen. Auf diese traurige Begebenheit hin verbrannte man die Brücke, warf die Reste ins Wasser, damit das Brückenholz von niemanden könne benützt werden und baute dann weiter unten die neue Brücke, die noch jetzt Ernen mit Fiesch verbindet. M. Clausen.

61. Die geschätzte Trichel.

Eine gute Trichel soll unser Bauer schon in grauer Urzeit sehr wertvoll erachtet haben; so wurde vor vielen, vielen Jahren in Niederernen eine solche der schönsten Trichelfuh gleichgeschätzt, so zwar, daß bei der Verteilung das eine Los die Trichel, das andere als Gegenwert die Kuh erhalten hat.

J. Lauber.

62. Die unschuldig Hingerichteten.

In der Gemeinde Geschenen kam das Gemeindegeld auf unerklärliche Weise abhanden. Auf dieses hin wurden drei, sonst als ehrliche Männer angesehene Bürger, von einer höher gestellten Persönlichkeit von Geschenen selbst angezeigt. Alsogleich wurden die drei Männer verhaftet und nach Ernen in sicheren Gewahrsam gebracht. Sie beteuerten fortwährend ihre Unschuld, doch man schenkte ihnen keinen

Glauben, weil eben der und der sie angezeigt. Man spannte sie auf die Folter, doch die drei blieben standhaft und legten kein Geständnis ab. Erst am dritten Tage bekannnten die Angeeschuldigten, durch das Uebermaß der Folterqualen getrieben, eine Schuld, die sie gar nicht begangen hatten. Unter den Richtern befand sich auch der Mann, der die Angeklagten verzeigt hatte und auf seinen Rat hin stimmte man auf sofortigen Tod durch den Strang. Schon am folgenden Tage wurden sie hingerichtet. Als der Henker ihnen unterm Galgen die Stricke umwarf, rief der eine: „Ich sterbe am Galgen, doch ich sterbe ehrlich.“ Der zweite sagte: „Unschuldig bin ich wie die Sonne da droben am Himmelsblau.“ Als auch der dritte die Leiter emporstieg, rief er aus: „Die ehrlichen Männer müssen also sterben für den Dieb, der unterm Galgen unsern letzten Atemzug erwartet.“ Alles erschrock ob diesen Aussagen, ohne daß man nur daran dachte, die Exekution aufzuschieben. Als der erste Schrecken vorbei war, stieg nun im Volke ein furchtbarer Verdacht auf. Man hatte sicher drei Unschuldige hingerichtet auf das Drängen des Schuldigen. Unverhohlen gab das versammelte Volk seinem Unwillen Ausdrück gegen den Richter, der die drei angezeigt hatte und bald bezeichnete man ihn allgemein als den Dieb. Stürmisch verlangte das Volk am folgenden Morgen den unehrlichen Richter vor ein strenges Gericht. Doch zu spät. Er war während der Nacht auf und davon und blieb für immer verschollen.

H. Clausen.



65. Der Schuster von Niederwald.

Lustige Gefellen sind die Schuster: schneller bei Hackbrett und Kanne als bei Klopffstein und Kienruß. In Niederwald hatte einer der losen Junft richtig herausgedüftelt, daß am Abend in Bellwald Tanz sei. Kost' es was es will, da muß er auch dabei sein! In damaliger Zeit hätte die Welt barfuß laufen müssen, hätte ein Schuster in einem Tage nicht ein Paar Schuhe auf der Stör fertig gebracht, ehe er aber ein zweites Paar begonnen hätte, hätte auch vorerst der Himmel einfallen müssen. Das war damals so die Regel auf der Stör. Aber was tun? Tag's über hatte er mit den Töchtern des Hauses gescherzt und geplaudert und die Arbeit auf den Abend verspart.

„Ei was, bergab helfen alle Heiligen,“ denkt unser Schuster, „sie werden auch mir helfen. Das Sohlleder wird weniger geklopft und auf jede Naht fallen mehrere Stiche weniger, so kommt man eher fertig mit der Arbeit und der Arbeitgeber merkt gar nichts davon.“

Das Mittelchen half vorzüglich. Frühzeitig schon beim ersten Mondschein ist er in Bellwald. Um sich zu orientieren, blieb er vor dem Hause, in welchem getanzt wurde, stehen und spähte die Gassen auf und nieder und horchte auf die Töne des Hackbrettes, das seine lustigsten Tänze erschallen ließ.

Aber was ist das? Im Takte der Musik drehte sich gerade vor ihm eine dunkle Gestalt. Und siehe, er irrt sich nicht, die tanzende Gestalt schleppt einen langen Schweif hinter sich her. Und wie der Tänzer aus dem Schatten der Häuser ins Mondlicht trat, sah unser Schuster, daß seine Füße in neuen Schuhen steckten. Aber o weh, die

Nächte davon waren aufgeplatzt. Und jetzt erkannte er es deutlich: das waren gerade die Schuhe, die er heute in Niederwald verpfuscht hatte. Getanzt hat jener Schuster selben Abend nicht mehr; aber den Draht an den Nähten der Schuhe weniger gespart hat er für alle Zukunft.

Adr. Weger.



64.

Die Beschwörung des Gieschergletschers.

Im Erner-Waßen stand ein Christkind-Mirakelbild; dies nahm ein heiligmäßiger Erner Pfarrer, (Michael Feliser † 1653), um dem starken Zunehmen des Gletschers Einhalt zu thun. Erst nach dreistündigem Beten, Segnen und Beschwören kam er ganz schweißtriefend aus den Schründen. Zum Gelingen mußten die Gieschertaler drei Dinge auf ewige Zeiten versprechen: 1. jährlich eine Prozession (30. Juli) in den Erner Wald zu machen, 2. nie mehr verborgene Tänze zu veranstalten oder zu gestatten, 3. z'Wibervolf keine rote Schürze mehr tragen zu lassen.

Ersteres wird noch gepflegt, letztere zwei Bedingungen mögen wohl in Vergessenheit geraten sein. —

J. Lauber.



65. Der Schwinger.

Man erzählt erstaunliche Dinge von der Kraft einzelner Riesen aus früheren Zeiten. Besonders viel erzählt man von riesenstarken Schwingern. Sie bildeten den Stolz der Gemeinden. In diesem Selbstgefühl erlaubten sich dieselben

öfters, andere Ortschaften zum Schwingen herauszufordern. Ein solcher Schwinger soll auch im Weiler Z'moos bei Fiesch gewohnt haben. Auf dessen Kraft vertrauend und heimlich von demselben aufgemuntert, forderten die Fiescher die Erner zum Schwingen heraus und bestellten den redenhaften Schwinger von Z'moos zu ihrem Partner. Von den jüngern Männern in Ernen durfte keiner mit dem Niesen den Schwung wagen. Auf der Binnege aber wohnte ein bereits älterer Mann mit Namen Nessler, der sich mit dem Schwinger von Fiesch messen konnte. Auf die Anfrage der Erner hin sagte er unter der Bedingung zu, daß die Fiescher auf die Binnege kommen; denn in seinen alten Tagen könne er nicht mehr anderswohin gehen, um einen Hosenlupf zu machen. Die Fiescher schlugen ein und rückten mit froher Siegeshoffnung unter Tauchzen und Zohlen auf der Binnege ein. Als nun zum Angriffe kommandiert wurde, wollte der Fiescher wieder seinen alten Kunststreich ausführen, indem er durch einen heftigen Vorstoß gegen die Beine den Erner über den Rücken werfen wollte. Der Erner, die List seines Gegners merkend, stellte sich so, daß der Fiescher mit seinem Kopf zwischen die Beine des Erners eingeklemmt wurde, worauf der Erner ihn so derb beim Hinterteil anfaßte und anzog, daß er ihm den Rückgrad brach und dann siegestolz zu den Umstehenden sprach: „Nun holt eine Leiter, und traget ihn nach Hause; denn dieser schwingt nicht mehr.“

K. Clausen.

Einmal kam ein Fremder nach Grächen, der sich für einen Schwinger ausgab. Er forderte in Grächen den besten Schwinger heraus. Man erwiderte ihm, zum Hochstadel seien die zwei Brüder Karlen; die könnten es vielleicht mit ihm wagen. Der Schwinger verfügte sich alsogleich zu deren Haus in Begleitung vieler Bewohner, welche diesen

Zweikampf mitansehen wollten. Die Brüder waren augenblicklich abwesend, weshalb die Mutter gefragt wurde, welcher von ihren zwei Söhnen der stärkere sei. Die Mutter gab zur Antwort, das wisse sie nicht: nur wisse sie, daß der ältere zwei Finger gesottenen Auker im Kessel tiefer hinabjaufen könne als der andere. Bald kamen die zwei Söhne aus dem Walde und jeder brachte auf der Achsel ein Zimmerholz. Der Schwinger forderte sie trotzdem heraus. Der, welcher vom gesottener Auker im Kessel zwei Finger tiefer zu jaufen vermochte, nahm die Einladung an. Als sie aufeinander losgingen, faßte der Grächer den Schwinger um die Mitte und preßte ihn mit solcher Kraft an seinen Leib, daß derselbe flach gedrückt zur Erde fiel.

L. B. S. Nr. 15

Von einem Außerberger wird erzählt, daß er in Sitten eine junge Birke als Schlinge um den Leib wand und dieselbe auf einmal gegen den fremden Schwinger so loschnellen ließ, daß dieser über die Mitte des Leibes entzwei gehauen wurde. Der Vater dieses Außerbergers soll einem jüngern Sohn, der die Kraft nicht hatte, wie dessen Brüder, Bäume samt den Wurzeln auszureißen, mit der Hand die Hirschale eingedrückt haben. Monatschrift Nr. 3. 1862.



66. Die St. Vinzenznacht.

Not lehrt beten, die Wahrheit dieses Spruches weiß jeder, der je in Gefahr war, zu würdigen. Die Dörfer in Goms sind sehr oft großer Lawinennot ausgesetzt. Wo anderst soll man dann Hilfe ersuchen und erwarten als vom Himmel. Mit Nutzen wird in diesen fürchterlichen Stun-

den, in denen von jedem Hügel, von jedem Berge der Tod dräut, der hl. Vinzenz angerufen. In den meisten Ortschaften wird auch sein Fest als Feiertag begangen. Wehe aber den Frevlern, die mit frechem Wagemut die Hilfe des Himmels verschmähen und mißachten.

In Lag wohnte einst ein Schuster, der sollte auf den Vinzenztag ein Paar Schuhe abliefern, hatte aber die Zeit über statt an der Werkbank am Wirtstisch gefessen. In der Nacht aber machte er sich an die Arbeit. Als ein Nachbar nachts um 12 Uhr an seinem Hause vorüberging, hörte er ihn lustig darauf loshämmern. Er klopfte ihm ans Fenster und rief ihn beim Namen. Der Schuster eilte ans Fenster, öffnet und hörte aus dem Munde des Nachbars einen Verweis und eine Mahnung, daß er am St. Vinzenz- feste die Arbeit ruhen lasse. Der Schuster lachte: „Vinzenz hin, Vinzenz her, die Schuhe müssen morgens fertig sein und sollte mir der Heilige den Kopf umdrehen.“ Dann warf er das Fenster zu, schob die Klappe vor und hämmerte lustig weiter. Gleich folgte die Strafe diesen lästernden Worten. Oberhalb des Dorfes brach die Muhr los, stürzte sich aufs Dorf, riß das Haus des Schusters ein und ergoß sich ohne andern Schaden zu verursachen durch die Gassen des Dorfes. Am andern Morgen grub man den Schuster tot, das Antlig auf den Rücken gedreht, aus dem Schnee. Neben ihm lag ein fast fertiger Schuh.

Eine ähnliche Begebenheit wird in Geschenen erzählt. Hier wollte ein alter Soldat, der lieber WeigenSpiel als Rosenkranzgebet hörte, am Vinzenzabend einen Tanz veranstalten. Aber niemand schenkte an diesem Abende dem alten Geiger, so wurde der alte Soldat genannt, Ohren und der Tanz mußte unterbleiben. Darob wurde der Geiger wütend vor Zorn. In seinem Grimme lästerte er nun

gegen Gott und den hl. Vinzenz. „Wenns einen gerechten Gott im Himmel gibt, soll er mir den Platz, auf dem mein Stall steht, diese Nacht noch räumen.“ So frevelte er. Während der Nacht brach in Birch, oberhalb Geschenen, eine gewaltige Lawine los, stürzte unter Höllenkrachen ins Dorf ein und riß den Stall des Geigers, der mitten in einer Gebäudegruppe stand, nieder, ohne auch nur eines der andern Gebäude zu beschädigen.

Eine gleiche Schuld soll das große Lawinenunglück von Biel auf dem Kerbholze haben. Tarok und Lanz waren in Biel und Selkingen seit langem stark im Schwunge. Selbst das Vinzenzfest vermochte diesem Uebel nicht zu steuern; ja, die Fiedel tönte an diesem Tage lustiger als je. Da kam aus dem Tale zwischen Selkingen und Biel mit kläglichem Geschrei ein Vöglein geflogen. Es umflog alle Häuser, die später zertrümmert wurden, flatterte angstvoll um die Fensterscheiben und sang mit herzbrechender, tieftrauriger Stimme: „Tod und Not, Tod und Not.“ Sodann machte es in Selkingen gleichfalls die Runde, immer die traurigen Worte singend: „Tod und Not, Tod und Not.“

Dann flog es wieder trostlos klagend in das Tal zurück, aus dem dann nachher die zerstörende Lawine hervorbrach, aber niemand wollte des Vögleins warnende Stimme hören. Bald darauf kam die fürchterliche Stunde, die zwei blühende Dörfer fast vollständig zerstörte und viele Menschen ins frühe Grab riß. Eine mächtige Lawine stürzte aus obgenanntem Tale hervor und begrub gleichzeitig die zwei Dörfer, Tod und Tränen sonder Zahl zurücklassend.

Adr. Weger.



67. Das Ochsenfeld.

Ein reicher Vater hatte zwei Töchter. Als er zum Sterben kam, drängten ihn seine Verwandten, er möge, um Zwist und Hader zu verhüten, sein Vermögen selbst durch Testament unter seine Töchter verteilen.

Lange blickte der Kranke sinnend vor sich nieder und sagte dann: „Das Ochsenfeld ist mein und mein ist das Ernerfeld und meine Töchter sind mir gleich lieb. Hätte ich zwei Ochsenfelder, aber ich habe nur ein Ochsenfeld.“ Sodann zog er bedächtig die Hand unter der Decke hervor und sagte: „Was denkt ihr? Seht diese Finger an meiner Hand. Ich mag hineinbeißen, in welchen es immer ist, ein jeder schmerzt mich. So ist es mit meinen Töchtern. Es schmerzt mich auch nur daran zu denken, daß die eine ein widerwärtiges Erbe erhalte. Nach meinem Tode mag also das Los über ihr Glück entscheiden.“

Der Vater starb. Das Los wurde geworfen. Der ältern Tochter fiel das Ochsenfeld zu, die jüngere aber erhielt das Ernerfeld. Da jammerte die jüngere und sprach weinend: „Nest bin ich eine Bettlerin.“ Längst schon ist das Ochsenfeld im Binnthal eine tote Wüste, während das Ernerfeld heute noch von tausend Fruchtbäumen überschattet ist.

A. d. Weger.

Nach einer andern Fassung lautet dieselbe Sage. Ein Graf hatte drei Töchter, welche unter sich das Ernerfeld unterhalb der Burgschaft Ernen, das Feld in Binn, nordwestlich vom Weiler „Feld“ und das Ochsenfeld, jetzt ein Alpstafel am Albrunpaß, als Erbe zu verteilen hatten. Die jüngste Schwester hatte das Vorrecht, eines dieser Felder auszuwählen. Sie wählte das Ochsenfeld. Dasselbe

mag zu jener Zeit schöner und fruchtbarer gewesen sein, als es jetzt ist, da im Hochsommer während 20 Tagen ca. 40 Kühe kaum genügend Nahrung finden, während die zwei andern Felder fruchtbare Wiesen und Acker aufweisen.

Al. Claußen.

Dieselbe Sage wird über die Verteilung der obern und untern Aegi des Lötjchentalcs unter zwei Schwestern erzählt.

J. Werlen.

68. Die Lichtmesse auf Ebenmatte.

Einen beschwerlichen Kirchgang hatten vor 500—600 Jahren die Binner, als sie noch nach Ernen eingepfarrt waren. Des Sommers mußten sie die steilen Felsen der Tvingen durchklimmen. Das war der kürzeste Weg nach Ernen. Aber dieser Kirchgang wurde im Winter oft zum Todesgange, denn auf den Bergen brütete die Lawine, und den schmalen Weg, nicht breit genug für den Sommer, hielt obendrein Schnee und Winter verrammelt. Dann nahm man den Weg über einen Bergrücken, Ebenmatte genannt, um Sonntags zum Gottesdienste zu gelangen.

Einmal war zur Lichtmesszeit eine gewaltige Schneemasse gefallen. Diese hielt aber zehn kühne Jünglinge nicht ab, sich über Ebenmatte den Weg nach Ernen zu erzwingen. In einer Zeile, einer hinter dem andern, schritten sie bergan, oft bis an die Schultern im Schnee versinkend. Wenn der erste, den Weg bahrend müde war, trat ein anderer an seine Stelle. So waren alle wohl dußendmal als Schneebrecher vorangeschritten.

Nach endlosen Mühsalen gelangten sie endlich auf den

Berggründen. Sie hielten ein wenig inne, um auszuruhen. „Vergab wird's schneller gehen,“ sprachen sie. Eine Lawine wirbelte den Wind ihnen ins Gesicht. In diesem Augenblicke rauschten auf den Flügeln des Windes majestätisch die Klänge der Mefsglocke von Ernen an ihr Ohr. Sie läutete zur Wandlung, daran war kein Zweifel, sie erkannten es an den drei Streichen hintendrein. „Zu spät!“ jammerten sie. Traurig aber doch voll heiligen Glaubens warfen sie sich im tiefen Schnee auf die Knie, klopfen an die Brust und beteten den vom Himmel auf den Altar herniedergestiegenen Herrn an. Aber Wunder Gottes! Wie sie so knien in Schnee und Kälte, entzündeten sich plötzlich die Lichtmefskerzen in ihren Händen und flackern still und ruhig zum grauen Himmel empor. Ringsum aber raste fürchterlich der Schneesturm. Die Jünglinge vergaßen Trauer und Mattigkeit und fehrten jubelnd und dankerfüllt gegen Gott nach Hause zurück. Adr. Weger.

69. Die Gnadenkapelle Heiligkreuz im Langental.

Die Wogen heiliger Begeisterung, die einst Hunderttausende christlicher Helden vom Boden der Heimat losrissen, um das hl. Land aus den Händen der Türken zu retten, gingen auch im Wallis hoch. Die meisten dieser Kreuzfahrer sahen nie mehr ihre Heimat. Viele starben unter dem Krummfäbel der Türken. Groß war auch die Zahl der Gefangenen, die den türkischen Paschas als Sklaven dienen mußten. Unter diesen Unglücklichen befand sich auch ein Gommer.

Viele Jahre schon war er ein Gefangener und ebenso viele Jahre hatte er um seines Glaubens willen gräßliche Qualen erlitten. Eines Tages wurde er wieder besinnungslos von der Bastonade fort in seine Zelle geschleppt.

Als er nachts zu sich kam, richtete er sich von dem faulenden Maisstroh, das ihm als Lager diente, auf und flehte zu Gott um Erbarmen. Und siehe! eine innere Stimme sagte ihm: „Mache eine Wallfahrt ins Langtal nach Binn.“ Sogleich machte er das Gelübde.

Da rief ihn die gleiche Stimme zu: „So stehe doch auf und gehe nach Binn.“ Er folgte der Stimme, stund auf und weder Fesseln noch Wunden hemmten ihn am Gehen. Und er wanderte und wanderte die ganze lange Nacht hindurch und ging, wie ihn däuchte, in seiner Zelle längs den Wänden auf und nieder. Wie aber der Morgen graute — o Wunder — langte er gerade vor der Heiligkreuzkapelle im Langentale an und klirrend fielen die Fußfesseln und das Halseisen auf die Steinstufen nieder. Hier weichte er nun freudig dem hl. Kreuze die Fußfesseln und das Halseisen, welches letzteres an der Wand der Kapelle noch zu sehen ist. Sodann kehrte er dankerfüllt in das Dorf seiner Kindheit zurück, von dem er als Gefangener so oft geträumt und das er nicht mehr zu sehen wähnte.

A. d. r. Weger.

70. Das Fräulein mit dem weißen Stabe.

Eine der schönsten Matten im Binntal war in den Gießen, wo eine Marienkapelle stund und noch steht. Diese

Matte hieß ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit wegen die „englische Matte“. Jetzt liegt sie unter Schutt und Geröll.

Das gläubige Volk von Binn verehrte in dieser Kapelle die allerseligste Jungfrau Maria. Das war dem Teufel nicht recht. Er beschloß, Kapelle und Matte zu verwüsten. Daher ließ er oben im Gebirge eine schreckliche Muhr losbrechen. Aber im selben Augenblicke erschien vor der Kapelle ein Fräulein von wunderbarer Schönheit. Es trug einen weißen Stab in der Hand. Mit diesem Stabe lenkte es Stein und Schutt hinweg, so daß die Kapelle unverfehrt blieb.

A. d. R. Weger.



71. Das offene Bekenntnis.

In einem Bergdorfe des deutschen Wallis, so wird erzählt, wurde die Ziegenherde für den Sommer einem jungen, aber ziemlich aufgeweckten Hirtenbuben anvertraut. — Es ist vielerorts Mode, alle Ziegen eines Dorfes in eine Herde (Hut) zu sammeln und gemeinschaftlich auf die Weide zu treiben. Nachts werden diese Haustiere entweder von jedem Eigentümer selbst eingeheimst oder, was nicht selten, in einer gemeinschaftlichen Herberge — Gemeindegeißstall — übernachtet. Ist das letztere der Fall, so wird über das Geschäft ein eigener Amtsmann gestellt. Dieser Amtsmann hat die Polizei über den Geißstall und der Geißhirt steht unter seiner Ordre.

Im Laufe des Sommers begann es erst bei den Weibern dann bei den Männern und zuletzt im ganzen Dorfe herum zu murmeln, der Geißbub sauge die Geiß! — Die Hausmütter wollten nämlich am Abend zu wenig Milch von den Ziegen

bekommen und alle glaubten am Hirten die Wangen röter zu finden als es sonst bei dieſem Amte der Fall iſt. — Kurz, der Lärm wurde bald ſo arg, daß ſich der Gewaltshaber gezwungen fand, den Gemeinderat einzuberufen, um Ordnung zu machen.

Die Wichtigkeit des Geſchäftes fühlend eröffnete derſelbe die Verhandlung mit hohem Ernst. „Meine Herren!“ ſprach er, „ihr kennt die inhaltſchwere Frage, die uns heute beſchäftigt. Man ſagt, unſer Weiſhub ſauge die Weiſ. Ich beanſpruche euere Weiſheit und euern Rat, wie da zu helfen ſei.“ — Nach einiger Ueberlegung meinte der erſte, der Deliquent ſolle gemahnt werden. „Wird wenig nützen,“ glaubte der zweite, „er muß beaufſichtigt werden.“ „Wird ſchwer halten,“ ſtimmte der dritte, „er ſoll ſeines Amtes entſetzt werden.“ „Das iſt nicht genug,“ fügte der vierte hinzu, „er muß als Dieb beſtraft werden.“ — Und es folgte eine ſchwüle Pauſe — Kleinlaut nahm der Gewaltshaber nochmals das Wort: „Ihr wißt wohl, meine Herren! die Geſetze erlauben nicht, jemanden zu beläſtigen oder gar zu ſtrafen für Miſſetaten, die nicht vom Uebeltäter ſelbſt eingestanden ſind. Glaubt ihr nun, unſer mutmaßliche Deliquent werde bekennen? Wir dürfen ihm vorderhand kein Haar krümmen. Seine Mutter iſt ein Weib, welches das halbe Dorf regiert und die andere Hälfte iſt noch froh, von ihm gnädiges Urtheil zu erſehen. Wir alle riſkieren ernſtlich für unſere Ehre und unſer Amt.“ — Man wußte keinen Rat. — Endlich wurde mit Stimmenmehrheit beſchloſſen, weil man eben nichts Betteſeres erſann, den verworrenen Handel dem Weiſtallvogt zu überantworten.

Dieſer, ein junger rüſtiger Gemeinder, fand ſich durch den klugen Ratsbeſchluß ſehr beehrt; er ließ gleich den Hirtenbuben vor ſein Angeſicht treten. „Sieh mein Zunge,“ be-

gann er mit vornehmer Amtsmiene, „du hast Anlagen, der wichtigste Mann unseres Dorfes zu werden; die Hoffnungen der ganzen Gemeinde ruhen auf dir. Sollte Garibaldi nochmals Lust haben, in Brig Papstbirnen zu kosten, so will ich dich an seinen Kutschenschlag hinführen, damit er dir die Hände auflege und dich segne. Kein anderes Amt kommt gegenwärtig an Wichtigkeit dem deinigen gleich; die armen Mütter blicken auf dich, um ihre Kinder zu stillen; das Wohl und das Weh der Gemeinde hängt von der treuen Erfüllung deiner Amtspflicht ab. Verstehe das wohl! Du weißt es, wenn den Kühen die Milch nicht fleißig gezogen wird, so leiden sie Schaden und verlieren die Milch. So ist's auch mit den Ziegen, diesen kleinen Kühen der armen Leute. Es ist Pflicht eines guten Weisshirten, fleißig nachzusehen, ob es Ziegen gäbe, die gar zu volle Euter haben, um stets bei Zeiten nachzuhelfen und den guten Tieren Erleichterung zu bringen.“

Und der milchrote Bube wurde noch röter im Gesicht und sagte: „Sei ohne Sorge, ich bin kein Kind mehr. Ich tue das.“

R. B. S. Nr. 59

72. Familiennamen.

Viele Familiennamen verdanken ihren Ursprung dem Orte, wo diese Familien sich ansiedelten oder schon lange ansäßig waren. So nannten sich die Familien Furrer nach dem Orte unter den Furren bei Zeneggen, Imahorn nach dem Orte im Rhorn bei Ulrichen, Imboden nach den Orten im Kleeboden bei Eisten und im Massaboden unter Bitzch, Ambort nach dem Orte am Bort bei Gremgiols, Amherd nach dem Orte am Herd in Zwischbergen, An-

denmatten nach dem Orte an den Matten in Saas, Anderledy nach dem Orte an der Ledin im Langental, Aufdenblatten nach dem Orte Blatten in Zermatt, Aufderegggen nach dem Orte auf der Eggen zwischen Biel und Sellfingen, Bellwalder nach dem Dorfe Bellwald, Bieler nach dem Weiler an den Bielen in Brigerberg, Ambüel nach dem Orte am Buel in Leukerbad, Bürcher nach dem Orte im Birchi bei Fiesch, Burgener nach dem Orte Burgen bei Törbel, Lauber nach dem Orte im Laub bei Simpelu, 3' Lauwinen und Lowiner nach dem untergegangenen Dorfe 3' Lauwinen zwischen Mühlebach und Steinhaus, Kalbermatten nach dem Weiler zur Kalbermatte in Saas, Meschler nach der Alpe Meschlen bei Agarn, Niedmatten nach dem Dörflein Niedmatten am Ufer des Niedbachs, Eggel nach dem Orte auf der Egge beim Holzj, Belalp.

Als die Pest das Dorf Betten fast ganz entvölkerte, siedelten einige der Ueberbliebenen nach Eiholz bei Nisp über und nannten sich Eiholzer. Niedin sind Auswanderer von Augsttal, die sich im Niedji bei St. Niklaus niederließen und den Namen Niedin annahmen. Auf Mund ist die Sprunghalde; dort traf man eines Tages ein Findelkind an, man gab ihm den Geschlechtsnamen Sprung und dasselbe wurde der Stammvater der Familie Sprung. Bei Simpelu heißt ein Ort an der Halden. Dasselbst hielt ein Mann eine Schmiede. Er wurde nur der Schmidhalter genannt und ist der Stammvater der Familie Schmidhalter geworden. Vergl. Blätter aus der Wallis. Gesch.

Oberhalb Wasen (Brigerberg) ist ein Felsrücken, die Bärenfalle genannt. Hinter diesem Rücken liegt eine Alphütte gleichen Namens. Hier wohnte einst ein riesenstarker Brigerberger. Als er einst seine Herde auf dem Berges-

rücken weidete, wackelte ihm ein grimmiger Bär entgegen. Im Augenblicke, da derselbe ihn mit seinen Tagen zu Boden schlagen wollte, umfing er die Bestie mit den Worten: „Oho Schurke! willst du von Arm, ich will auch von Arm.“ Seine beiden Niesenarme um ihn schlingend, hielt er den Bären so fest, daß dieser mit Klauen und Tagen nur noch die Luft zu beißen und zu peitschen vermochte. Indem sie so beide miteinander rangen, stürzten beide miteinander in den Abgrund, wo der schwerere, der Bär, zuerst auffiel und zerplatzte. Der Ort hieß seither die Bärenfalle und die Familie erhielt den Namen Bärenfaller.

Bergl. I. B. S. Nr. 55.

Eine kleine Strecke oberhalb Verisal ist die Stockalpe. Hier wohnte ein edler mailändischer Ritter, Anton de Oltery. Von da an nahm die Familie den Namen Stockalper an.

Von dem Ranztale her stammt der Familienname Ranzler.

Im Ganter wohnte die Familie Dorner. Ein handfester Bursche nahm einst mit einem dahergelaufenen Schwinger einen Zweikampf auf. Zum Zeichen seiner Kraft riß er einen Baumstamm aus dem Boden und ging mit demselben seinem Gegner entgegen. Im Schwingekampfe selbst überwand er mit Leichtigkeit den freunden Schwinger. Von dieser Zeit an nannte man ihn und seine Nachkommen Kämpfen.
J. Brindlen.

In Arbel bei Außerberg schickte eine Mutter ihr Kind zum Trog um Wasser zu holen. Nach einer Weile kam das Kind zurück und rief in die Küche hinein: „Ich bekomme kein Wasser, es ist ein silberner Deckel drauf.“ Als der Vater dies hörte, fing er derart an zu lachen und zu „hauern“, daß die Leute herbeiliefen, aber verduzt wieder auseinander gingen und sagten: „Ach, der Haurer schreit wie-

der um nichts.“ Aus diesem Worte bildete sich später der Geschlechtsname Heinen. Von diesen wiederum erhielt der Letzte, der in Leiggern wohnte, den Namen Leiggener.

Im untern Esch, etwas unter dem jetzigen Esch, soll früher ein kleines Dorf gestanden haben. In dieses Dörflein kam einst ein junges Ehepaar mit einem Knäblein und bat die Bewohner um Nachtherberge. Gerne wurde sie ihnen bewilligt. Nachdem sie Gott und den lieben Leuten gedankt, legten sie sich zur Ruhe. Plötzlich um Mitternacht brach Feuer aus. Bald war das ganze Dörflein in Flammen. Das fremde Ehepaar war schon in den Flammen verbrannt, nur das Knäblein konnte gerettet werden. Betrübt zogen die Bewohner ins nächstgelegene obere Esch, das Knäblein mitnehmend. Woher die Eltern waren und wie sie hießen, konnten sie nie vernehmen. Auf dem Hemdchen des Knaben fand man die zwei Buchstaben A. und S. Aus diesen Buchstaben bildete man den Namen Andres und so soll die Familie Andres von diesem Knaben herkommen.

Fr. Lagger.

Im Esch bei Zeneggen lebte vor vielen und vielen Jahren ein Ehepaar. Beide, Mann und Weib, waren sehr fromm und haushälterisch und sie mögen wohl ein schönes Vermögen besessen haben, aber sonderbarer Weise ging der Vermögensstand aus unbekannter Ursache immer mehr zurück. Zuletzt besaßen sie nichts mehr als ihr niedliches Holzhäuschen. Da kam der Mann auf den Gedanken, sein Häuschen zu Kohlen zu verbrennen und diese dann dem Schmied in Bisp zu verkaufen. Gesagt, getan. Das Haus wird abgerissen, die Stämme werden zu Kohlen verbrannt, die Kohlen werden dem Schmied verkauft. Doch nach einiger Zeit stellte sich der Schmied zahlungsunfähig, er hatte Bankerott gemacht. Jetzt war alles hin und der arme

Mann stand mit leeren Händen da. Nun hieß es von neuem anfangen. Mit frischem Mut und Gottes Segen brachte er es in kurzer Zeit so weit, daß er wieder ein Haus bauen konnte. Er baute dasselbe nahe bei einer Esche. Nun steigerte sich rasch sein Vermögen bis zur Wohlhabenheit. Dazu schenkte ihm Gott noch drei Söhne; die bildeten den Stolz und die Hoffnung der Eltern. Von diesen Söhnen zog der erste in die Fremde, ohne daß man wußte wohin; der zweite ging, um Handel zu treiben, nach Simpeln. Seine Nachkommen nannten sich Escher. Der dritte blieb bei den Eltern und teilte daselbst mit ihnen Freud und Leid. Seine Nachkommen erhielten den Namen Zwesch, weil ihre Wohnung bei einer Esche stand. (Wappen ein abgefäßer Eschenstoc.)

Fr. Lagger.

Überhalb Staldenried ist das Dörflein Gypson. Zur Zeit der Christianisierung des Rhodetales trat ein Teil der Bewohner bereitwillig zum Christentum über; dieselben wurden Gotzponer, nachher abgekürzt, Gypsoner genannt; ein anderer Teil aber wollte heidnisch bleiben und kehrte immer wieder zu seinem „Abgott“ zurück. Diese Bewohner erhielten darum den Namen Abgotzpon.

75. Das Wappen von Mörel.

Während man sonst annimmt, daß die Fruchtbarkeit des Bodens und die schöne Viehrasse, welche von jeher in Mörel und Umgebung eifrig gepflegt wurde, der Grund sei, warum Mörel das Wappen in Form eines Stierkopfes mit Kornähren trage, meldet uns die Sage, daß dieses Wappen einem ganz andern Umstände seinen Ursprung verdankt.

Walliser Sagen

8

Zur Zeit, als noch die sogenannten Herren von Mörel auf ihren Schlössern von Thurnberg (Dürrenberg) und Mangespani hausten und die Leute erpressten, belästigten sie auch mit unerfüllbaren Zumutungen junge Eheleute. Als einst ein junger Mann sich dagegen sträubte, wurde er von diesen zu harter Strafe verurteilt; doch könne er sich davon frei machen, wenn er ihnen an keinem Tage weder tags noch nachts, weder früh noch spät einen Stier mit 18 weißen Hörnern einzuhändigen imstande sei. Der junge Mann sann hin und her, suchte landauf landab. Endlich fand er in der Hochmatte, Gemeinde Grenchols, ein Tier, welches den gestellten Bedingungen entsprach. Es war dies ein schöner Stier mit weißen Hörnern, weißen Hufen und weißen Finglingen. Damit er an keinem Tage der Woche, nicht tags und nicht nachts, nicht früh und nicht spät ihn vorführe, rückte er mit dem Stiere an einem Mittwoch abends in der Dämmerung ein. Da er fürchtete, sich zu verspäten, trieb er den Stier direkt durch die Kornäcker, wobei der Stier ein Maul voll Kornähren austraupte, welche dieser der großen Eile wegen nicht ganz verzehrt hatte, als er vor dem gestrenghen Herrn erschien. Der junge kluge Mann wurde seiner Verpflichtung enthoben. Von da an bildete ein Stier mit zwei Kornähren im Maul das Wappen des Bezirkes Mörel.

3. Ittig.

74. Die Entstehung der Kapelle zu hohen Flühen.

Der Binntalbach trug ein aus Holz geschnitztes Bild der schmerzhaften Mutter mit ihrem göttlichen Kinde auf

dem Schoße in die Rhone. Dasselbe blieb nun an der Stelle, wo jetzt die Kapelle steht, mehrere Tage mitten in der reizenden Strömung auf der Oberfläche liegen. Die Leute schlossen daraus, dieses möchte nach Gottes unerforschlichen Absichten zu etwas Außerordentlichem bestimmt sein. Sie enthoben es dem Wasser. Die Bewohner von Bitsch entschlossen sich, daselbst der schmerzhaften Mutter eine Kapelle zu erbauen. Peter Walker von Bitsch, Meier von Mörel, beförderte das Unternehmen. Er fand einen eifrigen Mithelfer in seinem Bruder Christian. Die Bewohner halfen mit. Bald stund der Bau vollendet da. Da geschah ein neues Wunder. Das Bild wurde auf den Choraltar gestellt. Allein es wurde von unsichtbarer Hand bald da, bald dorthin versetzt. Man entschloß sich schließlich, das Bild auf der Vorderseite des Kapellendaches anzubringen, wo es noch heute steht.

Vergl. Burgener, Wallfahrtsorte der Schweiz. II. B. S. 200.

75. Mangepani.

Auf einem hohen Hügel westlich vom Dorfe Mörel befand sich einst die Burg Mangepani (Brodeffen), worin sich damals Raubritter aufhielten, welche die Leute auf allerlei Weise bedrängten. Ein unterirdischer Gang soll von der Burg bis hinunter zum Land- und Saumwege bei hohen Flößen geführt haben. Diesen benutzten die Zwingherren, um die Vorbeigehenden aufzufangen und auszuplündern. Die Bevölkerung von Mörel und Umgebung war ihnen zinspflichtig, indem jede Haushaltung einen Sack voll

Korn und beim Metzgen das saftigste Stück Fleisch ihnen einhändigen mußte. Auch erschrechten sich die Zwingherren, ganz willkürlich Frauen zu rauben.

Da geschah es einst, daß ein Hochzeitszug unter der Burg vorbeizog. Gleich eilte der Zwingherr herbei und wollte die Braut mit sich in die Burg führen. Der Bräutigam stellte sich anfangs ganz willfährig und sagte, er wolle mit der Braut zuerst heimgehen, um das Hochzeitsmahl einzunehmen — der Herr Ritter sei auch dazu eingeladen. Dabei drückte er dem Ritter so kräftig die Hand, daß das Blut zwischen den Nägeln hervorströmte. Gern oder ungern mußte der Ritter mit zum Hochzeitsmahle, wo er gleich von einigen starken Bauern umringt wurde, welche ihn unter Todesandrohung zwangen, mitzuteilen, auf welche Art die Burg einzunehmen sei. Widerstrebend gab er dann den Rat, man solle einen großen starken Lärch fällen, daraus eine Armbrust machen, womit man dann starke Holzblöcke nach der Burg schießen könne. Dieser Rat wurde befolgt und der Ritter selbst mußte das Wurfgeschloß bedienen. Erst durch den dritten Schuß wurde eine Bresche in die Mauer geschlagen, die Bauern drangen nun in die Burg ein, zerstörten dieselbe bis auf den Grund und verjagten die noch übrigen Zwingherren.

N. Ittig.

Dieselbe Sage wird von dem letzten Zwingherrn auf der Burg Maron erzählt.

N. Studer.

76. Das Höggericht bei Mörel.

Höggericht heißt ein Platz an der Landstraße oberhalb der Hohenflühkapelle. Hier stand der Galgen, noch sieht man einen

Sockel; daneben auf einem Felsen fand die Hinrichtung mit dem Schwerte statt. Rote Flecken, die am Steine zahlreich zu sehen sind, hält man für die Spuren unschuldigen Blutes. — Es war vor mehr als hundert Jahren. Der Bäcker im Bach hatte an einem Samstag Abend sein Töchterlein mit Mehl herabgeschickt zum Hans Christen, der im obern Dorfe Mörel wohnte. Das Mädchen kehrte nicht mehr heim. Christen wollte von dessen Verbleiben nichts wissen. Am folgenden Tage war Tanz auf Nied. Hans war auch dabei, er war lustig wie noch nie, geradezu unheimlich lustig. An den weißen landtuchenen Strümpfen, die bis an die Kniehosen reichten, zeigten sich verräterische Blutspuren. Plötzlich verstummt die Musik mitten im Tanz. Die Gerichtsdienner sind da, sie verhaften den lustigen Tänzer Christen. Man hatte inzwischen die arg verstümmelte Leiche des vermißten Mädchens gefunden; man hatte Christens Haus untersucht und noch frische Blutlachen entdeckt. Angesichts solcher Thatfachen gestand der Verhaftete sein Verbrechen. Weil das Mädchen seine schlimmen Zumutungen zurückgewiesen, habe er es mit der Art erschlagen. Mit der gleichen Art wurde ihm die ruchlose Hand abgehauen und er darauf mit dem Schwerte hingerichtet. E. Clausen.

77. Das Dorf Betten.

Auf dem gleichen Platze, wo heute das Dorf Betten steht, stand vor etlichen hundert Jahren die Ortschaft mit dem Namen Rotdorf. Ueber die Ursache des Wechsels dieser Ortsnamen gibt uns nachfolgende Sage Aufschluß.

Eine ansteckende schreckenerregende Pestkrankheit wütete

im Lande: — man nannte sie nur der große Tod. Am fürchterlichsten haute dieser Würgengel aber doch in Rotdorf. Eine Zeitlang wurden fast täglich etliche Personen vom Tode dahingerafft. Entsetzliches Jammern und Wehklagen erfüllte die verpestete Luft. Die so schrecklich heimgesuchte Bevölkerung nahm aber auch Zuflucht zum Gebete, bis hinüber in Bister und Grenziols hörte man die bedrängten Leute laut aus Leibeskräften beten. Von da an erhielt die Ortschaft Rotdorf den Namen Betten. Die ziemlich zahlreiche Bevölkerung von Rotdorf wurde sämmtlich eine Beute des Todes mit Ausnahme von drei männlichen Personen, welche außerhalb des Dorfes das Vieh besorgten. Der eine beim sogenannten Ebnetboden, der zweite beim Sterbbitsch und der dritte bei den Stadlen. Diese drei, welche sich mit Rufen verständigen konnten, versprachen ein kleines Gotteshaus zu bauen, wenn der lb. Gott sie vom Tode erretten wolle. Ihr Gebet fand Erhörung und es entstand das erste kleine Gotteshaus in Rotdorf (Betten). Diese drei Ueberlebenden theilten nun die Liegenschaften unter sich. Der eine, Mathias mit Namen, erhielt einen ansehnlichen Theil oberhalb des Dorfes, welcher dann die Benennung Matte erhielt. Der zweite, welcher Thomas hieß, bekam seinen Theil weiter oben, welcher Ort noch jetzt Domen genannt wird. Der dritte hieß Martin und diesem fiel der Martisberg zu, der auch noch jetzt den Namen des einstigen Besitzers trägt. J. Ittig.

78. Die Riesenschlange.

In Goppisberg gingen einst einige halberwachsene Mädchen in die Heidelbeeren, die da oberhalb des Dorfes in

üppiger Fülle wuchsen. Wie sie gerade um eine kleine Ecke bogen, sahen sie zu ihrem Entsetzen eine lange Schlange, die so dick war, wie ein Ankenkübel und Augen hatte so groß, wie schwarze Kirschen. Die Mädchen ließen Heidelbeere Heidelbeere sein und liefen atemlos nach Hause. Im darauffolgenden Winter sahen die Bewohner von Goppisberg eine lange Bahn durch den Schnee gezogen, so tief und so breit, wie etwa ein großer Holzstamm eine solche sich ausgehöhlt hätte. Und doch war nirgends die Spur eines Mannes zu sehen, der diesen Stamm teils durch steile Abhänge, teils aber durch lange Ebenen gezogen hätte: nur von Strecke zu Strecke sah man im Schnee die Spuren, die ein geflügeltes Wesen mit starkem Flügelschlage eingedrückt hatte. Es war die Niesenschlange, die zu Tal gezogen war.

Die gleiche Sage wird auch in Birchen erzählt.

Im Gorp, Gemeinde Eggerberg, hat eine Frau Maria Margelisch eine lange mannsdicke Schlange gesehen, welche über Felsen und Tschuggen fliegend dem Rohrgraben zuschoß.

Im wilden Kästli des Baltshiedertales, einer Viehalpe, die früher Eigentum des Bischofs von Sitten war, verbarg sich in einer Höhle eine gewaltige Schlange, welche alle anzog, die unten den Talweg aus- und eingingen. Alle bisherigen Versuche, diesen nimmersatten Todfeind unschädlich zu machen, waren vergeblich gewesen. Noch einmal versuchten drei Männer das lebensgefährliche Wagnis. Zwei Männer banden sich unten im Talwege zusammen und stellten sich dort auf, um die Schlange aus ihrem Verstecke herauszulocken und zugleich mit ihrer Schwere ihrem Atemzuge Gegengewicht zu halten. Der dritte aber war mit einer geladenen Büchse hinaufgestiegen bis nahe an das Schlangennest. Während nun die Schlange sich umsonst bemühte, die Doppellast der beiden zusammengebundenen Männer aus der Tiefe an sich

zu ziehen, band sich der Schütze, um ebenfalls einen Halt-
punkt zu haben, an einen Baum und feuerte den ersten
Schuß auf die Schlange ab. Die Schlange bäumte sich
hoch auf und schoß in weitem Bogen auf den Baum los,
an welchem der Schütze gebunden war. Doch sie war töd-
lich getroffen worden und stürzte krachend in die Tiefe des
Tales hinab. Im Falle aber riß sie noch 10 Klafter weit
das Bort der Gorporwasserleitung fort. Fr. Lagger.

79. Der Brudermord am Mörjerberg.

Am Mörjerberg abwärts Nied hat einmal ein Bruder
den andern erschlagen und ihn dann unter dem Stadel
verscharrt. Seither hat's da „g'schaffet und g'wütet“, bis
man den Mörder erwischt und hingerichtet hat.

Aber auch seither ist's bei diesem Stadel noch „unghär“
und wer nachts da vorbei muß, der wird verhext, daß er
sich verliert und die ganze Nacht irren muß, bis er etwa
in ein Koller hinabstürzt und Hals und Beine bricht, oder,
wenn's gut geht, in einem G'fäll erwacht, wo weder Vor-
wärts- noch Rückwärtsgehen mehr möglich ist.

R. W. S. Nr. 87.

80. Der Brudermord auf der Belalpe.

Vor uralter Zeit, so geht die Sage, soll die schöne,
große und futterreiche Belalpe im Ratersberge zwei glück-
lichen Brüdern angehört haben. Weil sie in der gemein-

schaftlichen Abätzung oft miteinander zankten, fauen sie überein, die Alpe zu teilen und zwar verabredeten sie, beide Brüder sollen zu gleicher Zeit von Meters abgehen, der eine rechts, der andere links hinauf und oben wieder zusammen kommen. Der Ort, wo die Brüder einander begegnen würden, solle die Mittelgrenze zwischen den zu teilenden Alpen werden.

Beide machten sich laut Verabredung auf die Straße. Der Bruder, der links hinauf über Virgisch ging, handelte redlich und hielt sich am vorgezeichneten Wege fest. Nicht so der andere Bruder. Anstatt gegen Aletsch hinaufzusteigen ging er geraden Wegs hinauf in die Belalpe und übervorteilte so seinen Bruder, dem er nun in der tiefen Schlucht, ungefähr in der Mitte zwischen Belalp und Nessel, begegnete. So soll diese Alpgrenze gesetzt worden sein. Doch diese Teilung befriedigte den betrogenen Bruder nicht. Die Brüder gerieten miteinander in heftigen Streit. Angekommen beim großen Stein in Kapbag — zu unterst in den Belalpmatten — prügelten sie einander so gewaltig, daß beide Brüder sterben mußten. Auf den Stein wurde die Jahreszahl 121 gesetzt, die noch zu lesen ist und an diesen Brudermord erinnern soll.

R. W. S. Nr. 83.

81. Der Untergang von Olmen.

Drienen in Olmen am Fuße des hochragenden Olmenhorns in einer lieblichen Gegend zwischen dem Mittel- und dem Großen-Aletschgletscher befand sich einstens ein stattliches Dorf. Fette Matten und saftige Weiden boten zahlreichen Kinderherden ergiebige Nahrung. Zur Zeit des großen Todes verödete aber das Dorf zum größten Teil, so daß

schließlich nur noch zwei Bauern mit ihren Familien übrig blieben. Der eine war sehr reich und hatte viele Kühe und Kinder; der andere aber war arm und besaß nur eine Kuh. Eines Tages erkrankte nun der arme Bauer sehr schwer und seine einzige Tochter Kathri kam zum reichen Nachbar und bat ihn flehentlich: „Ach gebt mir doch einen Tropfen Milch. Der liebe Vater leidet so furchtbaren Durst und wir haben gar keine Milch; denn unsere Kuh ist jetzt galt.“ Der Reiche aber wies sie hartherzig ab mit den Worten: „Für Bettelvolk habe ich keine Milch.“ Nach einigen Tagen lief die Kathri wieder zum Nachbar und sagte ihm: „Ach seid doch so gut und gehet hinunter nach Waters und holet den Pfarrer, um den Vater zu versehen. Ich kann selber nicht fortkommen, sonst ist ja der kranke Vater ganz allein.“ „Was nach Waters hinunter soll ich?“ wetterte der reiche Bauer, „das tue ich nicht, dazu habe ich keine Zeit.“ Weinend sprach hierauf das Mädchen: „Dann muß ich selber gehen; denn unversorgt kann ich den Vater nicht sterben lassen. Aber um Gotteswillen schauet doch hie und da nach dem Vater und gebt ihm etwas zu trinken.“ Und in größter Eile lief sie nach Waters. Aber der Weg war lang und erst nach vielen Stunden kam sie mit dem Geistlichen nach Ulmen zurück. Inzwischen aber war der Vater gestorben, verschmachtet vor Durst, denn der reiche Nachbar und seine Hausleute hatten nicht ein einziges Mal nach dem Kranken geschaut. In wildem Schmerz versuchte dann Kathri den unbarmherzigen Nachbar und all' sein Hab und Gut. Als bald entstand ein schreckliches Ungewitter und vom Ulmenhorn lösten sich gewaltige Felsmassen los und begruben das Dorf und den reichen Bauern mit seiner ganzen Familie.

D. Imesch.



82. Der Kirchgang nach Naters.

Vor uralten Zeiten war Visperterminen pfarrgehörig nach Naters. Es mußten deshalb die Leichen über gefährliche Wege und Stege, an etlichen Orten über ganz schmale Kennel nach dem Friedhof zu Naters getragen werden. Es ist nun oft vorgekommen, daß auf so gefährlichem Kirchgange Leichen in schauerliche Tiefen hinunter fielen. Einmal soll es geschehen sein, daß aus einer Leiche neun Leichen wurden, indem auch die acht Träger in die Tiefe mitgerissen wurden. Auf dieses traurige Ereignis hin wurde Visperterminen kirchlich von Naters getrennt und der Kirche von Visp zugeeilt. Das geschah am Anfange des XIII. oder am Ausgange des XII. Jahrhunderts, denn schon 1221 ist Visperterminen der Kirche von Visp zinspflichtig (Grenaud I. 228.)

Bergl. Chronik von Leuf, S. 87.

83. Der Kirchturm, Glocken und Kirche in Naters.

Man erzählt, daß der Kirchturm von Naters sehr alt, schon von den Heiden erbaut und erst Jahrhunderte später für den katholischen Gottesdienst eingerichtet worden sei. Die zwei großen Glocken in diesem Turme seien auch von den ältesten im Wallis. Die große Glocke wiegt 50 Zentner und erhielt in der Taufe die Namen Morizius, Antonia; Moriz, weil derselbe der Landes- und Kirchenpatron ist; Antonia, — weil die Gotte derselben oder die Taufpatin — eine Gräfin Antonia Blandra von Weingarten in Naters

war. Als diese Gräfin beim Glockenguß dieser großen Glocke gegenwärtig war und den Meister verzagen und jammern hörte, daß der Guß fehlen müsse, weil zu wenig geschmolzenes Metall vorhanden sei, eilte sie mit einem Vorschöß voll Silbergeschirr herbei und warf dasselbe in den Schmelztigel. Jetzt war der Guß geraten und weil viel Silber hineinkam, erhielt sie auch einen so majestätischen Ton wie selten eine Glocke im Wallis. So weit man den Ton dieser Glocke hört, soll sie einen heilsamen Einfluß auf die Ungewitter ausüben und die Kräfte der schädlichen Geister hemmen. So wollten einst bei einem großen Ungewitter zwei Berggeister das Fuchs-Gufer ob Naters auf das Dorf herunterstoßen. Ein Geist rief dem andern zu: „Stoß, stoß!“ Der andere aber erwiderte: „Ich mag nimm, hä kei Ehrast meh, denn die groß Dona lütot.“ Was so viel sagen wollte: „Ich höre den Ton der großen Glocke Antonia und habe keine Gewalt mehr zu schaden.“ — Die zweite große Glocke soll gegen 500 Jahre alt sein und heißt deswegen auch d'Alta, — hat griechische und hebräische Aufschriften, sagt man und soll bei 20 Zentner wiegen.

Man erzählt auch, die Kirche stehe auf Erlen, was wohl joviel sagen will, als auf Pfeilern von Erlenholz, weil der Boden unter ihr so sumpfig sei, daß man kein rechtes Fundament habe graben können. Diese, eine der ältesten Pfarrkirchen von Wallis, hat in dem vorletzten großen Erdbeben stark gelitten. Dies Erdbeben fand den 9. Dezember 1755 nachmittags um halb drei Uhr statt, stürzte in Naters den dritten Teil des Kirchengewölbes ein und zerschmetterte das Portal und die Orgel samt den Stühlen.

Merkwürdig ist auch das düstere, große Weinhaus, in welchem eine zahllose Menge von Totenköpfen aufgeschichtet sind, die den Vorübergehenden predigen: „Memento homo,

quia pulvis etc.! Gedenke o Mensch, daß du Staub bist und in Staub zurückkehren wirst!"

L. B. S. Nr. 28.

84. Das Natterloch.

Das Natterloch, von welchem Naters seinen Namen haben soll, befand sich eine kleine Strecke östlich von Naters. In einer Felsenhöhle lebte vor alten Zeiten ein gräulicher Drache, welcher ringsum, selbst von Brigerberg herab Menschen und Vieh durch seinen giftigen Atem anzog und verschlang. Einem zum Tode Verurteilten versprach man, das Leben zu schenken, wenn er die Gemeinde von diesem Ungeheuer befreie. Er ließ sich eine Lederkleidung anfertigen, umgab dieselbe ringsum mit schneidenden und stechenden Werkzeugen und ging dann mit einem scharfen Schwerte und einem Dolche dem Drachen entgegen. So tapfer sich der Kämpfer gegen den Drachen verteidigte, so wurde er doch von dem giftigen Atem, der aus dem Machen der Natter ihm anwehte, so betäubt, daß er überwunden und verschlungen wurde. Aber Gott, den er vorher inbrünstig angerufen, verließ ihn nicht. Die schneidenden Waffen, mit denen er umgeben war, durchschnitten und durchstachen die Eingeweide der Natter, so daß er sich mit Hülfe des Dolches einen Ausweg aus dem Bauche verschaffen konnte. Wie er nun aus dem scheußlichen Grab erstanden und den Drachen tot zu seinen Füßen liegen sah, zog er seine ledernen Handschuhe aus und hob dankend seinen von Gift getränkten Dolch zum Himmel empor. Aber in diesem Augenblick fiel von dem furchtbaren Nattergift ein Tropfen auf seine Hand und dieser Tropfen gab ihm den Tod.

L. B. S. Nr. 33.

Auch anderswo erzählt man von feurigen fliegenden Drachen, welche von einem Berge zum andern flogen, durch ihren giftigen Atem die Berge öffneten und die Goldadern und Goldbrunnen bloslegten. Diese Goldadern dienten ihnen zur Nahrung. Sobald die Goldader aufgezehrt war, mußte der Berg zusammenfallen. So hausten in Saas drei große Drachen, von denen einer in das Mittaghorn, der zweite in das Schildhorn und der dritte in unbekannte Gegenden flog.

L. u. R. B. S. Nr. 84 u. 20. 44



85. Das leere Weihwassergeschirr.

Auf der Belalpe blieb ein Hirt ganz allein mit seinem Vieh zurück, während die andern längst die Alpe verlassen hatten. Eines Abends, als er sich gar sehr langweilte, legte er sich ohne langen Abendsitz zu Bette und schlummerte im halben Mondlichte ein. Bald hörte er aber ein leises Geräusch. — Ein weißgekleidetes Kind öffnete sanft die Türe und schlich sich behutsam auf die Fensterbank hinter dem Tische, dem gegenüber der Hirt im Bette lag. Das Kind stützte seine kleinen Ellbogen auf den Tisch, nahm das Köpfchen zwischen die Hände, sah zum Schläfer hinüber und fing an herzlich zu lachen. Es lachte so eine Zeit lang fort. Endlich faßte der Hirt Mut und fragte: „Kind, warum lachst du so?“ „Da muß ich wohl lachen,“ antwortete dieses, „du so mutterseelenallein in dieser großen Alpe, mehr als eine Stunde weit von jedem menschlichen Wesen entfernt und dabei das Weihwassergeschirr leer! Ist das nicht zum Lachen?“ Sogleich war das Kind seinen Augen entschwunden. Was aber der Alpeneinsiedler am

folgenden Tage nicht vergaß, war, ins nächste Dorf hinab zu gehen und Weihwasser zu holen. R. W. S. Nr. 57.

86. Die Stunde ist da aber der Mann noch nicht.

Wer ob dem Großstein etwa eine halbe Stunde nordöstlich von Naters den waldigen Anhöhen zuwandert, wird, wenn er aus dem Buschwerk heraustritt, nicht wenig überrascht, daß er plötzlich am Rande eines gähnenden Abgrundes sich befindet. Auch den kühnsten Bergsteiger überläuft es eiskalt, wenn er in diese schauervollen Schlünde des Massajchins hinunterschaut. Das lauschende Ohr vernimmt hier ein fernes und hohles Getöse, das aus einer furchtbaren Tiefe von einem reißenden Bergstrome herrührt. Die grauschwarzen Felswände, die an manchen Stellen nur in schmalen Zwischenräumen sich trennen und aus einer unheimlichen Tiefe zu einer schwindelnden Höhe emporragen, umkränzen Waldbäume, die teils zitternd über den Abgrund hinüberschwanken und gleichsam wie schweigende Wächter dastehen, um die unvorsichtigen Wanderer zu warnen. In der schwindelnden Tiefe drängen sich die Felsen so enge zusammen, daß es da ganz Nacht wird. Es nimmt uns nur Wunder, wie die wilde Massa, welche aus dem Aletschgletscher entspringt, im Sommer ihre brausenden Wogen durch diese Engpässe durchzudrängen vermag. Diese Totenstille des Waldes, die nur zufällig die Art des Holzhackers oder das Geschrei der herumschwärmenden Raben oder das gellende Pfeifen eines Raubvogels stört, der furchtlos und majestätisch über dem Abgrunde kreist, diese finstern Tiefen, aus welchen

ein kalter Hauch uns anweht, dieses unterirdische dumpfe Tosen des Gletscherstromes, das an den Felswänden schaurig widerhallt, — ist für den vorwitzigen Bergwanderer etwas Unheimliches und Grausenerregendes, so daß er baldmöglichst diesen Ort verläßt. Man sieht auf der andern Seite mit Staunen an den grauisigen Felswänden eine wahrhaft kühne und kostspielige Wasserleitung, die wie in der Luft schwebend aus dem Massachin heraus bis nach Mörel-Nied hinübergeführt wird. Neben den hölzernen Kenneln sind nur schmale Balken angelegt, über welche der Hüter der Wasserleitung dem ausbleibenden Wasser nachgehen muß. In so schwindliger Höhe über so schmale Bretter fortzuwandeln, erfordert einen kühnen und verwegenen Burschen, dem es im Kopfe nicht schwindlig wird.

Von solchen kühnen Männern, die dieses gefährliche Amt übernahmen, soll schon mancher in diese grauisigen Abgründe gefallen sein. Der Volksglaube meint, Geister seien Schuld an ihrem Tode gewesen. Eine uralte Sage meldet, daß an diesen schauerlichen Orten eine verführerische Wassernixe oder gar eine Eisjungfrau aus dem Aletschgletscher ihre Wohnung habe und von Zeit zu Zeit auf Männer Jagd mache und, wenn sie des ersten überdrüssig geworden, denselben ohne Bedenken in die Massa hinunterschiebe, um dann wieder einen andern zu bezaubern und in ihre kalte Umarmung, in das schaurige Brautbett herabzulocken. Vielleicht mögen diese Meinungen ihren Ursprung folgender Sage zu verdanken haben: Einst soll ein Hirt seine Ziegen in diese Gegend auf die Weide getrieben haben. Da hörte er mit heller Stimme aus dem Massachin rufen: „Die Stunde ist da aber der Mann noch nicht,“ und dieses zum zweiten und dritten Mal. Da kam plötzlich ein junger Mann mit raschen Schritten über die schwindlige Wasserleitung daher — und

faum daß er sich dem Orte näherte, wo man die Geisterstimme hörte, fiel er in den schrecklichen Abgrund hinunter und die Eisjungfrau hatte ihren Mann, den sie dreimal gerufen, endlich gefunden. L. B. S. Nr. 72.



87. Die weiße Gemse.

Zur Zeit als in Naters ein gewisser Viderboist Pfarrer war, lebte dort ein ausgezeichnete'r Gemsjäger, mit Namen der große Lerjen; er war ein guter Freund des Pfarrers, der auch ein großer Liebhaber der Jagd war. Als Lerjen demselben erzählte, daß er in den schauerlichen Gredetschbergen ein schönes, schneeweißes Gemstier gesehen, dem er aber nicht habe beikommen können, mahnte ihn der Pfarrer, künftig nicht mehr auf die Jagd zu gehen. Einst als der Pfarrer in Virgisch einen Schwerkranken in der Nacht verwahren mußte, traf er auf der Rückreise noch im Morgendunkel den großen Lerjen an. Die Büchse auf der Achsel und vollständig zur Hochjagd ausgerüstet, vom Schweiße triefend, begegnete er ihm so eilig, als wenn er sehr pressierte. „Wohin, wohin, Lerjen, so im Sturm?“ fragte ihn der Pfarrer. „Nach Gredetsch, das weiße Tier holen — koste es was es will!“ gab er zur Antwort. „So — das wird dir doch nicht Ernst sein?“ fragte wieder der Pfarrer. „Ernst, Ernst!“ erwiderte Lerjen. „Nun denn, so lebe wohl, wir sehen einander nicht mehr!“ jagte der Pfarrer, — drückte ihm noch herzlich die Hand — und ging seinen Weg vorwärts. Abends kam von den Hirten die Nachricht, der Jäger sei in den Gredetschbergen erfallen. Er soll sich von dem weißen Tiere in die gefährlichsten Felspfade haben verführen

lassen und von dort in den schwindlichen Abgrund gestürzt sein. Der unglückliche Verjen wurde klein zerschmettert gefunden und in einem Leintuche zusammengebunden auf den Kirchhof nach Naters gebracht. L. W. S. Nr. 34.

88. Der Waldbruder.

In Finnen ob Eggerberg lebte vor vielen Jahren ein Waldbruder. Die Gemeinden Finnen-Eggerberg und Mund hatten sich verpflichtet für seinen Unterhalt zu sorgen. Mit der Zeit weigerte sich die Gemeinde Finnen, der übernommenen Pflicht nachzukommen und so zog der Waldbruder nach Gredetsch in eine Felsenhöhle. Dort in stiller Abgeschiedenheit nährte er sich mit Wurzeln und Heidelbeeren und diente Gott in Gebet und heiliger Betrachtung. Eines Tages wurde dem Pfarrer von Mund angezeigt, der Waldbruder sei erkrankt. Schnell begab er sich dahin, versah ihn mit den hl. Sakramenten, tröstete ihn und beschenkte ihn reichlich mit Lebensmitteln. „Herr Pfarrer“, sprach der Bruder beim Abschied, „bemühen Sie sich nur nicht mehr, so weit hieher zu kommen. Ich werde ihnen meinen Tod dann schon anzeigen.“ Der Pfarrer lehrte heim. Kaum heimgekehrt fingen die Glocken im Turme der Pfarrkirche von selbst zu läuten an, wie an einem Festtag mit feierlichem Klang. Abends traf auch schon der Bote ein, welcher meldete, daß der Waldbruder gestorben sei. Noch jetzt heißt die Höhle in Gredetsch die Waldbruder-Schöpfe und eine Stelle auf dem Friedhof das Waldbrudergab. Fr. Lagger.

Nach einer andern Sage war dieser Einsiedler Pfarrer Rüdi von Naters, der sich hochbetagt in den Gliserwald

zurückzog, dort ob des Gestankes der Hoffart der Umgebung es nicht mehr aushalten konnte und nach Mund in das Gredetschtal wanderte. P. Zoller.

89. Der Bleischstafel in Gredetsch.

Es ist ein feierlicher, poesievoller Augenblick, wenn in der Abenddämmerung der Senne hinauseilt auf einen Hügel und mit lauter weithintönender Stimme das St. Johannes Evangelium „Im Anfange war das Wort“ in die schweigende Nacht hinausruft. Soweit der Schall der Stimme hinausreicht, hat der Böse keine Gewalt mehr über das Vieh. Eines Abends hatte der Senne von Gredetsch diesen Alpsegen vergessen. Er hatte sich auf sein hartes Lager niedergelegt und war schon halb eingeschlafen. Da drang an sein Ohr der Schall all der Tricheln und Schellen seines Sentums. Schnell erhob er sich vom Lager, eilte hinaus und vernahm nur mehr stilles Geläute, das in der Ferne allmählig zu verhallen begann. Der Böse hatte das Vieh entführt über Berg und Thal. Bei einem Lärchbaum nahe der Hütte stellte der Senne sich auf und rief aus Leibeskräften: „Bleschi chu! loba, loba!“ Auf diesen Ruf war das Vieh gebannt. „Zurück, wo du sie genommen!“ rief er nochmals, und immer deutlicher und immer lauter tönnten die Schellen an sein Ohr. Nach kurzer Zeit war das sämtliche Vieh wieder in dem Stafel. An den Bleschilärch ließ aber der Senne ein Mutter Gottes Bild anbringen, das mit der wachsenden Minde einen herrlichen schützenden Rahmen erhielt. Fr. Vaggar.

90. Der Munkstein.

Zwei Stunden im Gebirge westlich von Naters ob dem Dorfe Mund liegt eine große, schwarze, runde Fluh. Auf derselben steht ein Kreuz. Von dieser Fluh lautet die Sage, der Teufel habe einst dieselbe auf das Dorf Mund wälzen wollen aus Zorn, weil man daselbst anfing eine Kirche zu bauen. Aber weiter als dort, wo der Felsen noch ruht, habe er sie nicht fortbringen können. Damit man aber dem Teufel die Lust benehme, nochmals so was zu versuchen, habe man ein Kreuz auf den Felsen gesteckt.

L. B. S. Nr. 46.

91. Die Kapelle im Gstein.

Am 11. April (Ostermontag) 1887 wurde die Kapelle U. L. Frau von Lourdes in der Wartfluh-Wildi bei Mund eingeweiht. Seit alter Zeit befanden sich hier unter einem vorhangenden Felsen ein Kreuz und ein Bild U. L. F. Zur Zeit des Pfarrers Gattlen betete hier eine Person und es erschien ihr U. L. Frau und trug ihr auf, zu ihrer Ehre allhier eine Kapelle zu erbauen. Sie berichtete die Erscheinung dem Pfarrer, welcher ihr aber keinen Glauben schenkte. Da ereignete es sich, daß er eines Abends an dieser Stelle vorbeiging und graben und hämmern hörte, ohne jemanden zu sehen. Sein Nachfolger, Pfarrer Host hörte daselbe. Er gab nun die Einwilligung zur Erstellung der Kapelle. Seither strömt das Volk von allen Seiten herbei, um U. L. Frau in allen Nöten anzurufen.

P. Zoller.

92. Das sonderbare Gesicht.

Zur Zeit, als die Jesuiten noch in Brig waren, hörte ich von einem Professor auf einem Spaziergange ein seltsames Ereignis den Studenten mittheilen, welches einem frommen Bruder aus ihrer Gesellschaft soll begegnet sein. Dieser Bruder betrieb die Feldarbeit. Er war eben in den Driesten emsig damit beschäftigt, als es um 11 Uhr zum Angelus läutete und er andächtig sein Gebet verrichten wollte. Er schaute nach der Klosterkirche in Brig und sah zu seinem größten Erstaunen weder Kloster noch Pensionat wohl aber die Kirche. Er traute anfangs seinen Augen nicht und meinte, es sei eine Versuchung vom bösen Feind, der ihn im Gebete stören wolle. Er wandte darum seine Augen ab und verrichtete das Gebet, konnte sich jedoch nicht enthalten, hie und da nach dem Kloster umzublicken, aber die Erscheinung hatte sich nicht verändert. Nach Abbetung des englischen Grußes nahm er wieder rüstig die Stechschaufel zur Hand und setzte die Arbeit fort. Doch das seltsame Gesicht, das er eben hatte, ließ ihm keine Ruhe. Er schaute wieder hinauf und jetzt sah er zu seinem größten Schrecken weder Pensionat, noch Kloster, noch Kirche mehr und so oft er von diesem Standpunkt hinüberschaute, sah er die gleiche trostlose Erscheinung. — Nach 1 bis 2 Stunden kam jedoch die Kirche und das Kloster wieder zum Vorschein. Was damals belächelt wurde ist zum traurigen Ernst geworden. Pensionat und Kloster der Jesuiten sind verschwunden. Möge Gott verhüten, daß die Kirche, d. h. die Religion nicht auch von Brig verschwinde.

L. W. S. Nr. 81.



93. Die Gräfin von Grundbiel.

Unterhalb Glis auf dem Grundbiel sind die Ruinen eines Grafenschloßes, daß der Familie Mandrati gehörte. Wer um die Mitternachtstunde sich diesem Hause nahte oder den Mut hatte, in dasselbe einzutreten, der hörte die Ahnfrau des Schloßes in diesen Räumen herumwandeln. Schlag 12 Uhr erhob sich die Gräfin von ihrem Sitze, langte nach dem Kellerschlüssel an der Wand, durchschritt den weiten Saal — rauschend in kostbaren Kleidern, öffnete die schwer mit Eisen beschlagene Saaltüre, schritt langsam die Wendeltreppe herunter und langsam verhallte jeder Tritt im leeren Gemäuer. Auf einmal hörte man den Schlüssel an die Kellertüre ansetzen, er drehte sich im altmodischen Schloßgeläufe und es knarrten die rostigen Angeln. Man hörte den Krähnen drehen und wieder zumachen. Dann stieg sie langsam wieder hinauf, stellte Becher und Kanne auf den Tisch. Es war blutroter Wein, den sie allnächtlich in der Geisterstunde holte. Doch kein Zecher wollte sich einfänden zum Gelage um Mitternacht. Und so mußte sie holen und wieder holen, seitdem auf der Rhonebrücke bei Naters ihr letzter Sprößling Anton von den Knechten der Herren von Turn ermordet worden war. Allmählig zerfiel das Gemäuer und mit ihm ist auch die Gräfin verschwunden.

J. Brindlen.

94. Die Häuser von Georg Superjago in Naters und Glis.

In Naters steht nicht weit unter den Ruinen des Schloßes auf der Fluh ein stattliches Haus. Es war Eigentum des

Landeshauptmanns und edlen Ritters Georg Superjago, der in einen so hartnäckigen, für das Land so verderblichen Kriege mit dem Kardinal Schinner verwickelt war. Es ist im ganzen großartig, obwohl meistens aus Holz gebaut. Noch vor nicht vielen Jahren sah man in einem alten Saale die Porträte der ganzen Familie Superjago, unter welchen Ritter Georg, der Landeshauptmann, in seiner reichen, malerischen und altväterischen Tracht bei weitem der schönste war.

Derselbe Georg Superjago besaß auch ein schloßähnliches Haus in Glis auf der Verri, dessen großer Rittersaal mit kunstvollem Getäfel und Wandmalereien ausgeschmückt war. In der Küche befand sich ein kunstvoller Schornstein (Kamin-Mantel), auf welchem sinnreich der Sündenfall unserer Stammeltern dargestellt war. Dieses Kamin ist 1894 ins eidg. Museum nach Zürich gewandert. Vom Keller aus soll ein unterirdischer Gang bis in die von Georg gestiftete St. Anna-Kapelle geführt haben, wo auf der Rückseite der Altarflügel ebenfalls die Porträte der Familie zu sehen sind.

L. W. S. Nr. 31.



95. Das silberne Hufeisen.

In der Stadt Turin soll einst ein Graf aus Wallis am Hofe oft erschienen sein, um dem Herzoge von Savoyen seine ergebenste Aufwartung zu machen. Wegen seiner bürgerlichen Kleidung aus braunem Trilch, welchen seine edle Frau und Töchter sollen gesponnen haben, wie es dazumal auf Ritterburgen noch oft im Brauche war, sollen die Hofschranzen über ihn die Nase gerümpft haben und sogar ihn verächtlich begegnet sein. Man schrieb nämlich seine einfache Kleidung

bald seiner Armut, bald seinem Geize zu; nur beim Herzog stand er in hoher Gunst und wurde von selbst immer mit Auszeichnung behandelt. Da fand man einst in der Hauptstraße der Stadt ein Hufeisen, und zwar von geschlagenem Silber. Das machte nicht wenig Aufsehen. „Wer mag wohl der vornehme Herr sein,“ so ging es von Mund zu Mund, „der sein Reitpferd mit Silber beschlagen läßt?“ Der Ruf von diesem seltsamen Funde kam selbst bis an den Hof. Aber die Verwunderung stieg jetzt bis auf's höchste, als man vernahm, daselbe gehöre dem Grafen aus Wallis im braunen Trilchrocke. Mehrere Hofherren, die ihn bisher kaum über die Achseln anblickten, schickten sogar Auskundschafter nach Wallis, um sich über seinen Vermögensstand zu erkundigen. Als aber diese zurückkehrten und von seinem großen Ansehen, in welchem er im Wallis und bei vielen Monarchen stehe, von seinem Palast, dessen drei hohe Thürme man meilenweit sehen könne, von seinen Gütern und wie er in seinen Häusern von Brig bis Mailand und bis Genf übernachten könne, kurz von seinem Reichtume erzählten; ja damit nicht genug, überdies seine Freigebigkeit gegen Kirchen, gegen Klöster und Arme hervorhoben und berichteten, welche ungeheure Summen er zur Verschönerung der Gotteshäuser, zu öffentlichen Bauten und wohlthätigen Instituten verwende — da machte das Hofgesinde, welches ihn wegen seiner Armut und seines Geizes so verächtlich angeblickt, große Augen und das Spötteln über seinen braunen Trilchrock wurde kleinlaut — und so wie man zuvor viel und halblaut von seinem Geize und seiner Armut sprach — so redete man jetzt allgemein und ganz laut von seinem Reichtume und seiner Freigebigkeit. Diese Tonveränderung und diesen guten Klang verursachte das silberne Hufeisen.

L. B. S. Nr. 74.



96. Der Bratenwender.

Von dem Freiherrn Kaspar von Stodalper erzählt die Sage viel Merkwürdiges. Wegen seiner schönen Naturgaben, seiner Talente, seines Sprachreichtums, seiner Gelehrsamkeit und großer Umsichtigkeit in Geschäften soll er bei den Königen von Frankreich, Spanien, England und besonders beim Herzog von Savoyen in großer Gunst gestanden haben. Auch rühmte man schon früher an ihm seine ritterliche Kühnheit, wie folgendes verwegene Wagestück hievon einen Beweis liefert.

In den Mohrflühen hielt sich eine Mörderbande auf, die schon lange der Schrecken der Reisenden und der Nachbarschaft war und ihre nächtlichen Raubzüge mit Mord und Plünderung bezeichnete. Die Maßregeln, welche man bisher ergriffen hatte, um die öffentliche Sicherheit herzustellen, waren nicht genügend. Da soll Herr Kaspar von Stodalper auf eigene Faust zu einem kühnen Wagestück sich entschlossen haben. Er verkleidete sich als unsauberer Bettler und Narr, ging nachts durch den gefahrvollen Wald und ließ sich von den Räubern fangen, um so ihre Pläne und ihren Aufenthalt auskundschaften zu können. Er wußte sich so gut zu verstellen, daß man von ihm keinen Argwohn eines Spions schöpfte. Mit wilder Freude und unter Gelächter wurde er von den Räubern aufgenommen und bei dem Feuer in ihrer Mitte als Bratenwender angestellt. Weil er aber den Braten oft statt vorwärts, rückwärts getrieben, machten ihm die Räuber darüber Vorwürfe. Da erwiderte ihnen der verstellte Bratenwender: „Es geht wohl nicht immer so, d. h. vorwärts — es geht wohl auch so, d. h. rückwärts“. — Die Räuber lachten über diesen, wie sie meinten, einfältigen Einfall; doch einige von ihnen betrachteten ihn mit arg-

wöhnlichen Blicken und sagten: „Dieser Narr gefällt uns nicht, er hat zu gezeichnete Augen; wer weiß, ob er nicht ein verstellter Spion ist.“ Diese Worte erregten eine plötzliche Aufregung unter den Räubern, so daß er fürchtete, alle Augenblicke erdolcht zu werden. Doch er wußte sich so gut zu verstellen, daß die meisten diesem Verdachte kein Gehör gaben; und damit dieser Narr nicht ein Zankapfel unter ihnen werde, jagte man den vermeinten Narren mit Schimpf und Fußtritten aus der Räuberhöhle.

Wir können leicht denken, daß der Fortgetriebene erst frei aufatmete, als er den schrecklichen Wald hinter sich hatte. Schnell sammelte er eine hinlängliche Mannschaft, umzingelte zur Zeit, als die Räuber im Schlafe waren, ihre Höhle und nahm sie gefangen. Einige von ihnen machten den andern Räubern die wütendsten Vorwürfe: „Haben wir nicht recht gehabt, als wir euch jagten, dieser Narr sei ein verstellter Spion!“ „Und“ — erwiderte Kaspar von Stockalper, „hatte der Bratenwender nicht auch recht gehabt, als er jagte, es gehe nicht immer so vorwärts, es gehe rückwärts wohl auch!“

L. B. S. Nr. 78.

97. Der Welt Dank.

Die Verleumdung war zu allen Zeiten erfindlich. Dies soll auch einst, so erzählt die Sage, ein vornehmer und reicher Herr von Brig erfahren haben. Daß dieser Herr lange Zeit Wallis mit Salz soll versehen und damit große Summen gesammelt haben; daß er alle Pensionen, Fried- und Gemeingelder der Landschaft an sich gezogen und solches nach Belieben zu seinem Privatinteresse soll verwendet haben; ja daß er sogar heimlich Waffen zur Unterjochung des Lan-

des in seinem Hause soll aufgehäuft haben, und noch andere dergleichen Verdächtigungen suchten seine Feinde zu verbreiten und damit das Volk aufzureizen, welches den hohen Günstling des Glückes, den Wohltäter der Kirchen und Klöster, den Vater der Armen mit immer neidischen und verdächtigeren Blicken betrachtete, bis endlich die harte Verfolgung, die nur Neid und Mißgunst anzettelte, über ihn losbrach. Die Gewalttätigkeiten, durch welche er größtentheils seines Vermögens und aller seiner Aemter und Habschaften beraubt wurde, waren so streng, daß er sich mit seiner Familie nach Domo d'Ussola flüchten mußte. Unter anderem soll man ihn auch aufgefordert haben, all' sein Geld, das er besitze, auf einem gewissen Nebenaltar in Olis aufzuhäufen und mit darübergehaltenen Händen den Eid zu schwören, daß sein gesamtes Geld sich da befinde. In dieser Not habe er heimlich zu einem Vater Jesuit seine Zuflucht genommen, wie er doch einen Teil seines Vermögens, ohne sein Gewissen zu verletzen, retten könne. Dieser gab ihm den klugen Rat, er solle die Hälfte auf den Altar legen und die andere Hälfte unter demselben vergraben, dann könne er mit darübergehobenen Händen mit gutem Gewissen schwören. Diese fromme List hatte ihn glücklich einen Teil seines Vermögens gerettet. Es ist in aller Welt bekannt, daß große Verdienste um das Vaterland oft mit Undank vergolten werden. Somit wäre dieser Freiherr nicht der erste und nicht der letzte, der so etwas erfahren hätte.

L. B. S. Nr. 77.



98. Der Schatzgräber im Wifert.

Schon seit einer halben Stunde stand Hypolit an der Napoleonsbrücke und er fror, daß ihm die Beine schlotterten; denn es war 11 Uhr nachts am Abende der Lichtmeß, als er dort anlangte und er hatte die Weisung ja nicht vor der Geisterstunde die Brücke zu passieren. Endlich schlug die Glocke im Kollegium zu Brig die verhängnisvolle Mitternachtsstunde. Hypolit ergriff Schaufel und Spaten und ging über die Brücke; aber wie erschrad er, als er am Ende der Brücke einem Mann begegnete, der raschen Schrittes daher kam und durch den langen Schatten, den der blasse Mond warf, eine schauerliche Gestalt annahm. Doch bald erkannte er in dem Manne seinen Jugendfreund. „Heda,“ sprach dieser, „was kommst du hieher — um Mitternacht — mit Schaufel und Spaten?“ „In den Wifert will ich,“ sprach Hypolit, „dort bei der Kapelle liegt ein großer Schatz begraben, den will ich heben.“ „Ach sei doch nicht so einfältig und abergläubisch!“ sprach der Jugendfreund, „lehre heim, sei sparsam und arbeitsam. Das ist der Schatz, den du in deinem Hause heben kannst.“ Hypolit folgte seinem Freunde und ging nach Hause.

Walliser Wochenblatt 9. Ap. 1869.

99. Die Kapelle auf dem Burgspitz in Brigerberg.

Auf einem waldigen Hügel zwischen Termen und Ried befand sich in einem Baumstamm eingefügt ein Marienbild. Eine fromme Jungfrau von Obertermen nahm dasselbe in

der Absicht es auszubessern nach Hause. Am andern Morgen war das Bild aus ihrem Hause verschwunden und befand sich wieder an seinem ursprünglichen Orte. Das wiederholte sich zum zweiten und dritten Male. Sie machte den Geistlichen Anzeige über das sonderbare Ereignis. Man beriet sich und fand in dem sonderbaren Vorfall eine höhere Weisung, daß Maria an diesem Orte besonders verehrt sein wolle. Sofort schritt man zum Bau einer Waldkapelle, welche im Jahre 1760 vollendet und eingeweiht worden ist.

Wesentlich die gleiche Sage wiederholt sich von der Entstehung der Kapelle zu der hohen Stiege in Saas. Hier tritt noch der so oft wiederkehrende Beweggrund der Uebertragung der Werkzeuge an den gewünschten Bauort hinzu. (Vergleiche die Entstehung der Kapelle auf der Fluh bei Leukerbad.)

Burgenet. Die Wallfahrtsorte der Schweiz II. Band S. 203 u. 213.



• 100. Verschüttete Wasserleitungen.

Wir staunen im Wallis die großen Werke der Wasserleitungen an, deren Erstellung die Not des Landes unsern Vorfahren gebieterisch aufgedrungen hat. Galt es ja, die Wiesen unserer Berggebiete versengen zu lassen oder auf Mittel zu sinnen, dieselben bewässern zu können. Eine ungeheure Summe Kraft- und Kostenaufwand war erfordert, um durch loses Geröll, über Felzenklüfte viele Stunden weit eine Wasserleitung auszuhöhlen und das notwendige Wasser auf die trockenen Wiesen zu führen. Wie viele Opfer an Menschen hat das gekostet! Es ist das ein monumentaler Beweis für den Unternehmungsgeist, die

Tatkraft und Ausdauer unseres Volkes, der spricht für viele Jahrhunderte. Was Wunder, wenn die Sage auch hier ihren reichen Flor der Dichtung gesponnen hat.

Durch die Schweibe führten einst die Brigerberger ihr Wässerwasser aus dem Steinengletscher heraus. Der Mann aber, der unter dem Gletscher hindurchkroch, um das Wasser in das richtige Becken zu schöpfen, kam niemals mehr heraus. Jedes Jahr ein Menschenopfer — das war zu viel. Und so sieht man heute nur mehr die Spuren der alten Wasserleitung.

J. Brindlen.

Die Außerberger führten das Wässerwasser durch hölzerne Rinnen (Kennel) über abschüssige Abgründe aus dem Bietsthal nach Leiggern. Aber bei den jährlichen Ausbesserungen der Wasserleitung kamen so viele Männer ums Leben, daß es zwölf Witwen gab. Die reiche Familie Jakober warf ihr ganzes Vermögen hin zum Unterhalt der Wasserleitung und verarmte vollständig. Seither ist die Wasserleitung eingegangen.

Fr. Lagger.

101. Der Tanz in den Brenden.

Als die Gemeinde Ganter noch eine eigene, richtige Burgerschaft bildete, wohnten die Bewohner oder Bürger das ganze Jahr im Thal. Die Jugend vom Thal beschloß eines Abends einen verborgenen Tanz abzuhalten in der Alpe Brenden in einem Hause, wo sich nur junge Leute befanden mit einem Einfältigen (Gauch).

Aus Furcht, sie könnten von demselben verraten werden, setzten sie denselben vor die Haustüre, trotzdem es Winter war. Als die Jugend am Morgen herauskam, war der

selbe erfroren und tot. Erschrocken legten sie den Leichnam auf eine Bank in der Kapelle und abwechselnd hielten Buben und Mädchen Wache. Als ein Gefelle Wache hielt, setzte er den Leichnam unter die Bank und legte sich selbst auf die Bank. Wie nun die Mädchen kamen, um Wache zu halten, bewegte er sich unter der Decke. Die Mädchen liefen in voller Angst davon. Der Tote aber nahm den Tänzer mit sich und zog ihn hinunter bis zum Zwingsteg im Ganterloch und man konnte von ihm nichts mehr finden als Haar und Blut an den Steinen und Bäumen, wo er vorbeigezogen wurde. J. Steiner.

Dieselbe Sage wird von Obermatt bei Ergisch erzählt.
Fr. Behnder.

102. Der feurige Wagen.

Der Mond war eben hinter den Tannen von Rotwald verschwunden. Gleichwohl schritt er rüstig weiter der einsame Wanderer von Brigerberg, der noch vor Tagesanbruch den Simpelberg erreichen wollte. Soeben war er aus dem dunkeln Forste unterhalb Wasen herausgeschritten und zur Waldlichtung der Eggenalpe gelangt. Da hörte er vom Durstbache her ein unheimliches Gerassel. Kaum hatte er Zeit aufzublicken, da schnob schon im rasenden Laufe ein feuriger Wagen an ihm vorbei. Auf dem feurigen Wagen aber saßen ihm ganz wohlbekannte Herren. Wie er sich von seinem Schrecken erholte — es war kaum eine Minute — wollte er dem feurigen Gespann nachschauen. Er kehrte sich um, und siehe, der Wagen raste schon beim Schalberg vorüber. Er empfahl sich und die Insassen des Wagens

dem Schutze und der Barmherzigkeit Gottes und schritt nicht ohne ein geheimes Grauen weiter durch den finstern Tann. J. Brindlen.

105. Der Schafhirt auf der Klene.

Heute wie alle Abende ging das alte Stafelmütterchen hinauf zu der Alfpapelle auf Roßwald, um dort vor dem Bilde der Mutter Gottes vom guten Rat zum Trost der armen Seelen ein Lichtlein anzuzünden und gemeinsam mit den andern Alpenbewohnern das Nachtgebet zu verrichten. Doch heute hatte das Mütterchen einen doppelten Schnitt gesottener Butter und einen längern baumwollenen Docht mit sich genommen. Während es im giltsteinern Töpfchen das Licht zurecht richtete, dachte es bei sich selbst: „So wird's laugen bis am Morgen und es wird dann einer neuen armen Seele ebenfalls noch leuchten.“ Und an die Abendandacht fügte es noch ein eigenes Gebet hinzu. Das fiel den Betenden auf und sie fragten nach der Andacht um die Ursache dieses ausnahmsweisen Benchmens. „Ihr wißt es nicht,“ sprach das Mütterchen, „was der Pater heute gesagt hat, morgen werde der Schafhirt, ein frommes Blut vom Lande, erfallen.“ Noch vor der Morgendämmerung begab sich der Hirt von der Mattalpe hinauf zu seinen Schafen. Aber auf der Klene betrat er am westlichen Abhange einen abschüssigen Felsenvorsprung, ein lockerer Stein löste sich los und er fiel hinunter in den Abgrund. Als das Leben des frommen Hirten erlöschen war, flackerte auch das Lichtlein auf Roßwald dem Erlöschen entgegen.

J. Brindlen.

104. Die Feuerfugel.

Es war eine stöckfinstere Herbstnacht. In seiner Wohnung im Gantergrund verrichtete eben ein Hirt sein Nachtgebet. Dann wollte er sich zur Ruhe legen, denn er hatte den Tag über hin und her den Ziegen und Schafen nachspringen müssen und war müde. Da sah er plötzlich die Wohnstube so hell erleuchtet, daß er hätte lesen können. Er trat ans Fenster und sah durch den alten Saumpfad im Ganter von der Taverna her eine große Feuerfugel hinunter rollen. Er sah, wie nahe an seinem Hause der feurige Ballon sich fortwälzte. Dann stieg die Feuerfugel den Saumpfad hinauf bis nach Schalberg und verschwand dann hinter dem Roßwald. A. Brindlen.

105. Der Mord in der Markuskirche von Gondo.

Bei Paglino nicht weit von der Wallisergrenze auf italienischem Boden oberhalb der Simplonstrasse sieht der Wanderer die Ruinen einer eingefallenen Kirche, welche einst die Pfarrkirche der Umgebung war, sowohl für die Italiener als für die Walliser. Beide Teile hatten zwar eigene Priester aber nur eine gemeinsame Pfarrkirche. Der Pfarrer der Italiener wohnte in Trasquera, der Pfarrer der Walliser aber in Ruden. Um Mißverständnissen vorzubeugen, hatten diese Pfarrer das Recht und die Verpflichtung, je eine Woche abwechselnd in der Pfarrkirche die Pfarrrechte auszuüben. An einem Sonntag, da die Reihe an dem italienischen Pfarrer war, den Gottesdienst am Morgen zu

halten, geschah es, daß derselbe nicht eintraf. Voll Ungeduld wartete das Volk bis Mittag und, als der Pfarrer noch immer nicht ankommen wollte, gingen zwei Männer nach Nuden, um den deutschen Pfarrer zu rufen. Ungern, weil er den heftigen Charakter seines Mitbruders kannte, folgte dieser dem Rufe. Als er eben angekleidet zur Feier des hl. Opfers an die Stufen des Altares hintrat, erschien der italienische Pfarrer, der sich auf der Jagd verspätet hatte. Als er seinen Mitbruder am Altare sah, nahm er sein Jagdgewehr von der Achsel, schlug an und erschoss seinen Kollegen, der sich in seine Pfarrechte, wie er meinte, widerrechtlich eingemischt hatte.

Infolge dieses Mordes wurde die Pfarrei getrennt. Die Deutschen blieben in Nuden und wurden dem Bistume Sitten einverleibt, die Italiener in Trasquera und blieben unter dem Bistume Novara. R. B. S. Nr. 89.



106. Anton Gerwer.

An einem schönen Sommertage gingen zwei Söhne des Hauptmanns Anton Gerwer von Brig mit einem Diener bei der Bortelalpe über den Livipass in das Livital, Alpe di Beglia auf die Jagd. Die große schöne Alpe mit einem schmucken Hüttendorfe gehört der ossulanischen Gemeinde Daveder (Varzo). Müde von dem langen beschwerlichen Marsche übernachteten die drei Jäger sorgenlos in einer Alpehütte. Um Mitternacht aber umzingelten Welsche dieselbe, ergriffen die beiden Gerwer, warfen sie zu Boden, „stachen und brühten sie, wie man Schweine pflegt zu metzen.“ (Passen). Weil aber die ruchlose Tat an der Vigil von

St. Bartholomä geschah, so werden „zur ewigen Gedächtnis und Straf Gottes“ in der Alpe di Veglia nach der genannten Vigil keine Schweine mehr geduldet. Werden sie nicht fortgeführt, verderben sie. Dem Diener der Gemordeten gelang es, durch das Hüttendach zu entkommen und die entsetzliche Kunde dem unglücklichen Vater zu überbringen. Außer sich vor Schmerz und Wut sammelte der alte Hauptmann sofort 300 verwegene Kriegsgesellen und in nächstlicher Stille ging's vorwärts über den Simplon, Sempeln, Ruden hinab nach dem großen herrlichen Dorf Daveder, jetzt Barzo. Es war vor Tagesgrauen als die rachejchraubende Bande bei Fontana die Dorfmarken betrat. Alles lag noch im sorgenlosen Schlummer. Jetzt begann die blutige Rache ohne Erbarmen. Fast alle Männer wurden ermordet, 99 Frauen zu trostlosen Witwen gemacht, der Sigrift, als er Sturm läuten wollte, am Glockenseil aufgeknüpft. Darauf plünderten sie das Dorf und die umliegenden Weiler, erbeuteten ein Kriegsfähnlein, einen großmächtigen ehernen Hasen (bis in letzter Zeit im Gemeindehaus Termen aufbewahrt), einen eisernen Kiegel (an der Kellertüre des Meisters Joh. Zeiter in Niederernen). Eilends wie sie gekommen, kehrten Gerwer und seine Söldner über den Simplon zurück. Der Vorbeimarsch des geraubten Viehs soll drei Stunden gedauert haben. Als der Zug bei z'Werren Höhe oberhalb der Saltinaschlucht anlangte, wurde er durch Zauber gebannt, daß sämtliches Vieh stille stund. Da schritt Gerwer voraus, zerschnitt kreuzweise die erste Kuh mit dem Schwerte; der Bann war gebrochen, der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Blätter aus der Wallis. Gesch. I. Bd. S. 69.



107. Das Wirtshaus in Gondo eine Mördergrube.

Im Jahr 1630 wirtete zu Gondo ein gewisser Pera (Peira) von Trasquera. Nach der Sage hatte er in der Gemeinde noch drei Brüder, von denen zwei in den Thälern auf Alpen sesshaft waren. Der Wirt in Gondo aber be-
raubte und ermordete viele der bei ihm einkommenden Fremden. Endlich war das Maß seiner Frevel voll. Es kehrte bei ihm ein Herr aus Vigizzo ein, der bereits seine Familie von seiner bevorstehenden Ankunft in Kenntnis gesetzt hatte. Er wurde von Pera ermordet. Unjenseit warteten die Seiznigen auf seine Ankunft. Böses ahnend, ritt seine Frau nach Gondo. Schlau, wie sie war, hatte sie absichtlich einen fast unbrauchbaren Sattel mitgebracht. Dem Wirte eröffnete sie ihre Not mit der Bitte, ihr einen andern Sattel zu verschaffen. Pera, sie nicht kennend, zeigte sich ganz bereit dazu. „Ich besitze,“ sagte er, „vierzehn Sättel; es wird wohl einer passen.“ Sie probierte alle der Reihe nach; der vierzehnte war der ihr wohlbekannte Sattel ihres Mannes. Sie wußte jetzt genug. Auf dem Sattel ihres Mannes ritt sie nach Simpeln und setzte den Richter von dem Mord in Kenntnis. Sofort schickte dieser vierzehn Mann nach Gondo, den Pera zu verhaften. Er leistete verzweifelten Widerstand und konnte erst unter dem Wirtshause an der Doveria gefesselt werden. Auf ein Pferd gebunden, wurde er nach Brig abgeführt und hingerichtet. Nach seinem Tode ging er im Wirtshause als schwarzer Hund umher und noch bis heute will man ihn hie und da gesehen haben.

P. Zoller.

(Historisch kommen in Zwischbergen 1638 Balthasar, Peter, Johann und Georg Pera vor.)



108. Der schwarze Hund.

Karl Seiler, Postmeister von Sempeln († 13. Aug. 1847), fuhr oft von Sempeln nach Domo. Bei Gstein, so geht die Sage, folgte ihm fast jedesmal ein unheimlicher schwarzer Hund und begleitete ihn bis in die Nähe von Ruden. Sobald aber Seiler von Ruden abfuhr, folgte ihm der Hund wieder, verschwand aber bei dem Kapellchen ob der italienischen Grenze. Seiler verlor nach und nach das anfängliche Grausen vor dem unheimlichen Begleiter und „schmückte“ ihn hier und da sogar mit der Peitsche. Da vernahm er auf einmal mit Grauen die Worte: „Wir kommen ein anderes Mal zusammen.“ Bald darauf stürzte Seiler beim Hofteg mit Roß und Wagen in die Doveria und ertrauf.

P. Joller.



109. Der Brudermord in der Distelmatt.

In dem Berggute Distelmatt wohnte einst eine Witwe mit zwei Söhnen, von denen der eine häuslich, der andere liederlich war. Beide lebten in bitterer Zwietracht. Das sollte verhängnisvoll werden. Eines Tages verließ der Liederliche das Haus, um längere Zeit in den Wirtshäusern zuzubringen. Wie sein Bruder den Tagelohn durch die Distelmatt gegen das Haus kommen sah, geriet er in unbändigen Zorn, stellte sich mit einer Axt hinter die Türe und erschlug ohne Erbarmen den arglos Eintretenden. Die ruchlose Tat blieb aber nicht verborgen. Das Gericht kam, die Sache zu untersuchen. Wie der Mörder die Richter die Distelmatt heraufkommen sah, floh er auf einen nahen

Felsen, hat aber seine Mutter, die dem Verbrechen nicht fremd geblieben war, die Sache mit den Richtern in Güte abzumachen und in diesem Falle einen roten Mantel vor das Fenster zu hängen. Es geschah nicht und der Mörder entfloh und kam nie mehr zurück. Seit dieser Zeit aber spuckt es in dem Hause und im Stalle der Distelmatt. Bisweilen entsteht nachts in der Stube ein so grauses Gepolter, daß man in Angst und Schrecken gerät. Im Stalle hört man ein Klaffeln der Kuhketten und ein Muehen und Meckern, als wenn alle Tiere, los von den Ketten, mit einander im Kampfe wären. Kommt man aber hin, so ist alles ruhig und in Ordnung. P. Zoller.



110. Die zwei Kreuze.

Unter den Welschmatten auf den Alpen sieht man neben dem Bache an einem Felsblocke zwei gothische Kreuze eingehauen. Nach der Sage sind es Erinnerungszeichen an zwei Geschwister, die hier in der Laue umgekommen sind. Es war nämlich hier zur Winterszeit ein Mädchen mit Waschen beschäftigt. Um es zu necken rief ihm sein Bruder von einer Anhöhe zu: „Flieh, die Laue kommt!“ Die Gesoppte flieht unter dem lauten Gelächter des Bruders, kehrt aber zum Waschen zurück. „Flieh, flieh,“ rief der Bruder wieder, „die Laue kommt!“ Die Schwester flieht nicht, die Laue kommt und begräbt sie und den Bruder, der herbeigeeilt war, sie zu retten. P. Zoller.



111. Die Kapelle in Maria-Brunn.

Nach der Volksjage begann man den Bau der Kapelle an dem gegenüberliegenden Abhang, wo bereits ein Feldkapellehen stand. Ueber Nacht aber wurde das Material von unsichtbarer Hand hinüber an die Stelle getragen, wo jetzt das Kirchlein steht. Beim Graben der Fundamente soll man eine Platte mit Inschrift gefunden haben. Den Inhalt dieser Inschrift weiß aber niemand anzugeben.

P. Zoller.

(Bergl. R. B. S. Die Wallfahrtskapelle in Thet, S. 143.)

112. Die Goldmühle im Sagi.

Zwischen den Berggütern Kosi und Bellegen liegt das Gut Sagi mit einer ehemaligen Hoffstatt. Nach der Ueberlieferung war hier die älteste Goldmühle. Noch sieht man Spuren der Wasserleitung, die dazu gehörte, sowie die Ruinen der Mühle. In der ehemaligen Hoffstatt sah man bis in die neueste Zeit nachts ein hellschimmerndes, bläuliches Licht. Und als einmal ein Mann im Gute mähte, stieß er auf eine ungeheure Schlange, deren Kopf so groß wie ein Kindskopf war und die auf ihn losging. Völl Schrecken nahm er die Flucht.

P. Zoller.

113. Erwerbung der Gemeindealpen.

Die Gemeindealpen waren einst im Besitze der Saaser. Da diese anfangen, auch in den Alpen der Zwischberger

Murmweltiere zu graben, kam es zu einem Prozeß. Die Saaser verloren ihn. Um die großen Prozeßkosten zu zahlen, verkauften sie die Gemeindealpen an die Zwischberger.

P. Zoller.

114. Einstige Lage der Dorfes Sempeln.

Das Dorf Sempeln soll einst auf der Bärenkumme, am Castellberg, ob der jetzigen Waldregion gestanden haben. Wirklich finden sich daselbst deutliche Spuren einer gepflaster- ten Römerstraße und eine uralte Mauer, vom Volke Heiden- mauer genannt.

P. Zoller.

115. Der ewige Jude in Bisp.

Der ewige Jude kehrte einmal in Bisp bei einer armen Witwe ein. Nach dem Nachtmahl schob er den Tisch in die Mitte des Zimmers und weil er nicht ruhig bleiben konnte, lief er die ganze Nacht um den Tisch herum. Am Morgen beim Abschied sagte er zur Wirtin: „Als ich zum ersten Mal kam, hieß dieser Ort „Schönbach,“ jetzt heißt er „Fischbach.“ Komm' ich zum dritten Male, wird er „Leidbach“ heißen.“

H. B. S. Nr. 90.

116. Die Gräfin Blandrati.

In Bisp lebte vor 1222 auf der Hübschburg bei der Bürgerkirche die Gräfin Blandrati. In dem Turm ihrer Burg hing eine Glocke aus lauter Silber. Soweit ihr

heller Schall ertönte, mußten die Bewohner der Umgebung einen Tribut entrichten. Die Bewohner von Eggen, eine halbe Stunde oberhalb Eggerberg, waren verpflichtet, jährlich an St. Martini eine schwarze Kuh mit roten Ohren oder eine rote Kuh mit schwarzen Ohren nach Wisp in die Hübschburg abzuliefern. Das gab nun alle Jahre ein peinliches Suchen und zuletzt war eine solche Kuh gar nicht mehr aufzubringen. Die Gräfin aber bestund auf ihrem vermeintlichen Rechte. Das verdroß die Eggener und sie beschloßen, ihre Häuser niederzureißen und sie hinter der Ecke weit hinten gegen das Balttschiedertal wieder aufzubauen. Dort abgeschieden von der Welt, wurde das silberne Glöcklein nicht mehr gehört, ja nicht einmal die große Glocke von Wisp mehr. Die Gräfin mochte nun die Silberglocke läuten so lange sie wollte, keine Kuh wanderte mehr von Eggen in die Hübschburg.

Fr. Lagger.



117. Der Doppelgänger.

Vor ungefähr 40 Jahren ging ein Knabe von 15 Jahren mit einem Freunde nach der Balttschiederin. Für ihn war es eben ein angenehmer Spaziergang und er begleitete darum gern seinen Freund zu dessen Eltern, die daselbst an der Arbeit waren. Als er mittags nach Wisp zurückkehrte, traf er auf dem Heimwege einen Balttschiedner mit Namen Schnydrig an, einen Mann, den er sehr gut kannte. Der Knabe grüßte den Mann und fragte ihn, wohin er gehe. „Nach Wisp,“ lautete die Antwort. „Gut,“ sprach der Knabe, „dann komme ich mit.“ Als sie eine Weile mit einander marschiert waren, verschwand dieser Balttschiedner

auf einmal wie ein Schatten über den Rand einer Wasserleitung, die der Klam zugeht. Der Knabe erschrak, ging eilig seinen Weg weiter, bis er einen Wagen Heu antraf, auf welchen er sich dann setzte und nach Wiß zurückfuhr. Nicht lange nachher sah der Knabe den vermeinten Baltschiedner und er erzählte ihm, was passiert war. Doch der Baltschiedner wollte nichts davon wissen. Da erkannten sie, daß der geheimnisvolle Begleiter der Geist dieses Mannes gewesen war. Sie erinnerten sich auch an das, was der Volksmund von diesen Geistererscheinungen erzählt: wenn der Geist zur Kirche gehe, sterbe die Person im Laufe des Jahres, wenn aber der Geist von der Kirche gehe, werde die Person sehr alt. Dieser Baltschiedner, der erst vor 6 oder 10 Jahren gestorben ist, ist tatsächlich sehr alt geworden. X.



118. Die tote Hand.

Vor vielen Jahren ereignete sich in Wiß, daß einer Familie ein liebes, liebes, nur etwa zweijähriges Kind gestorben war. Einige Tage, nachdem selbes unter großem Leidwesen der Mutter auf dem Kirchhof von Wiß ist begraben worden, sah man ein Händchen des verstorbenen Kindes aus dem Grabe emporragen. So oft man selbes in die Erde des Grabhügels zurückgeschoben, so oft streckte es bald darauf sich wieder hervor. Als die Mutter solches vernommen hatte, wurde sie sehr traurig und zeigte, weil sie sich nicht zu raten wußte, diesen seltsamen Fall dem Herrn Pfarrer an. Dieser fragte sie: „Hat das Kind sich nie etwa gegen euch veründigt, und habt ihr es dafür nicht bestraft?“

„Ich wüßte mich an nichts zu erinnern,“ gab die Mutter zur Antwort, „außer daß es mich einmal mit der Hand ins Gesicht geschlagen, was ich ihm in Rücksicht auf sein Alter durch die Finger sah und ungeahndet ließ.“ „O, so!“ sagte der Pfarrer zur Mutter, „so geht hin, nehm eine Kute und gebt der emporgestreckten toten Hand einige Streiche damit und ich hoffe, wenn das Kind die verdiente Strafe erhalten, wird es im Grabe Ruhe finden.“ Die Mutter tat, obwohl mit schwerem Herzen, wie es der Pfarrer angeraten, und von der Zeit erschien die Hand ihres Kindes nicht mehr außer dem Grabe.

L. B. S. Nr. 48.

119. Der Geiger nach dem Tode.

Ein Bauer, der sehr dem Trinken ergeben und Geiger war, forderte vom Wirt, seinem Gevatermann, noch eine Maß Wein. Es soll sich dies in Bisp zugetragen haben. „Bring mir noch eine Maß Wein!“ sagte der Bauer. „Du hast ja schon genug,“ gab ihm der Wirt zur Antwort. „Um Gottes Willen bring mir noch eine Maß Wein, ich will dir nach meinem Tode dafür spielen.“ — „Gut,“ erwiderte ihm sein Gevatermann, „wenn du mir nach deinem Tode eines dafür aufspielen willst, so will ich dir noch eine Maß holen; aber daß du dein Wort haltest.“ — „Ja, wenn es Gott zuläßt, so werde ich mein Wort halten.“ Eines Abends spät in der Nacht, als der Wirt allein im Zimmer war, hörte er draußen vor dem Haus einen recht lustigen Tanz auf einer Geige spielen. Als er einen Augenblick voll Verwunderung zugehört, ging er hinaus, um zu sehen, wer es sei. Aber weder er, noch seine Leute konnten den Spielmann

fänden. Am andern Tag kam die Nachricht, sein Gevatermann, der Geiger, sei in der letzten Nacht und zwar um die gleiche Stunde, da er in seinem Zimmer den lustigen Tanz hatte spielen hören — gestorben.

L. W. S. Nr. 19.



120. Der Kreuzaufstecker.

Als der Kirchturm von Wisp erbaut war, hatte der Baumeister nicht den Mut, das schwere Eisenkreuz über die hohen Gerüste und Leitern hinauf zu tragen und in das bereite Loch zu stecken. Da unternahm ein Arbeiter das Wagestück. Als dieser mühsam die Spitze erreichte, schrie er herab: „Aber Meister, in welches der drei Löcher soll ich das Kreuz stecken?“ Der Schwindel hatte ihn ergriffen und ließ ihn drei Löcher sehen. Unwillig antwortete der Meister: „In das Loch in der Mitte!“ Er tats und das Kreuz hielt fest. Aber im gleichen Augenblicke fiel der Arbeiter in schauerlichem Falle hinunter auf den Sand der Wispe.

R. W. S. Nr. 90.



121. Ich will dich nicht, ich mag dich nicht.

Im innern Stafel des Batschiedertals kam abends, während der Senn dem Käsen oblag und am Messel den Brecher schwang, oft eine junge Ziege auf das Hüttendach und schaute durch eine Lücke neugierig dem Sennen zu. Der Senn, dessen überdrüssig, schlug mit dem Brecher nach

der Ziege. An einem Fuße gelähmt, hinkte die Ziege davon und wurde später nie mehr gesehen. Der Sommer ging zu Ende. Kein Unglück war vorgefallen und die Gezeiten waren mit dem „Nuz“ (Milchertrag) zufrieden. Nur der Senn hatte keine Ruhe, denn die gelähmte Ziege kam ihm nicht aus dem Sinn. Eines Tages ging der Senn Geschäfte halber in ein Nachbardorf und traf da eine ihm wohlbekannte Person an, welche einen lahmen Arm hatte und furchtbare Schmerzen litt. Da sprach der Senn: „Ach, Kathri, was hast du mit der Hand gemacht?“ „Du bist schuld,“ sagte die Tochter, „warum hast du mir den Brecher auf das Hüttendach nachgeschmissen. Auf dem Besenstiel kam ich zu dir, um dich nur sehen zu können. Wenn du jetzt die Liebe erwidertest, werde ich von Schmerzen frei sein.“ Der Senn aber sprach: „Ich will dich nicht, ich mag dich nicht.“ Die Tochter starb bald nachher. Im folgenden Sommer erschien sie oft auf dem Hüttendache und meckerte: „Ich will dich nicht, ich mag dich nicht.“ Wieder ging der Sommer zu Ende und noch in dem gleichen Jahre starb auch der Senn. Oft aber sahen Jäger nachher den Sennen beim Hüttenherd mit der Zubereitung der Käse beschäftigt.

Fr. Lagger.



122. Die Wolfsgrube.

In Albenried zwischen Bisp und Birchen wohnte vor vielen und vielen Jahren ein Ehepaar. Es führte sich redlich auf und ernährte sich so gut, als eben die Vermögensverhältnisse es gestatteten. Sie hatten das Gütlein lastenlos ererbt, bewahrten es schuldenfrei, besaßen Ziegen und

Schafe und auch einiges Großvieh. Nur glaubte der Wolf, eine Hypothek auf ihre Habe zu besitzen, schlich sich oft heimlich in den Stall und raubte da gewissenlos eine Ziege, ein Schaf, einmal sogar ein junges Kindvieh. Damit war der redliche Bauer nicht einverstanden. Um dem nächtlichen Dieb das Handwerk zu legen, grub er in der Helleln ein großes Loch, nach oben verengert und fest ausgemauert. Oben deckte er die Grube mit Meisern zu und legte noch eine Lockspeise darauf. Diesmal legte er eine tote Henne darauf, die er in seinem Stalle gefunden hatte. Da merkte die Frau, daß ihr eine Henne abhanden gekommen war und zwar am hellen Tag. Gleich dachte sie, der Mann werde sie als Lockspeise benutzt haben und ging abends noch hinaus zur Wolfsgrube. Als sie in später Stunde noch nicht zurückgekehrt war, ging der Mann ebenfalls hinaus zur Wolfsgrube. Dort sah er, daß die Meiser an zwei Stellen eingebrochen waren. Er blickte hinunter und sah, wie seine Frau und der Wolf friedlich neben einander saßen. Unwillkürlich brachte er die Worte hervor: „So ist's gut. Der Wolf in der Falle — und die „Tampa“ auch dabei.“ Dann zog er sein Weib heraus und erschlug den Wolf.

Fr. Lagger.

125. Der Graf vom Esch.

Im Eiholzboden, nahe dem heutigen Eschgraben (Zenggen), lebte ein reicher Graf mit seiner Familie. Während die Gräfin und die Grafentochter sehr mildherzig gegen ihre Mitbürger und Untertanen waren, war der Graf ein harter und gewaltthätiger Mann. Als eines Tages die Familie beim Abendbrote zu Tische saß und der Graf eben ein

Brot anschnitt, tröpfelte aus demselben Blut heraus. „Was,“ schreie der Graf, „sind die Bäcker Blutmenschen geworden?“ „Nein,“ sprach die Gräfin, „das ist nur das Blut, das du dem Volke aus den Adern pressdest.“ Der Graf geriet in äußerste Wut und jagte die Gräfin und die Tochter aus dem Schlosse hinaus. Der Graf blieb im Schlosse, zählte sein Geld, trank und schlief ein. Um Mitternacht vernahm er furchtbares Krachen, er wollte fliehen, aber schon hatte ein Bergsturz das Schloß und das Grafengut verschüttet und begraben. Noch jetzt haben die dort liegen gebliebenen Steine die Gestalt von Brot- und Käsausschnitten.

Fr. Lagger.

124. Der Birnbaum.

In dem kleinen Dörflein Sisetjch bei Zeneggen lebten Jahre lang zwei Nachbarn miteinander in Streit und Hader wegen eines Gartens, in dem ein schöner Birnbaum stand. Jeder behauptete der Garten gehöre ihm. Oft schon waren sie hitzig aneinander geraten und mit blutigen Köpfen auseinander gegangen. Der Hader wollte nicht aufhören. Der Streitfall kam vor den Richter. Das Gericht entschied, aber der Urteilspruch galt ihnen nichts. Haß und Feindschaft dauerten fort und böse Zungen schürten immer noch das Feuer des Haßes. Es war wieder Herbst geworden und der Birnbaum stand da vor den Fenstern der beiden Nachbarn, beladen mit den schönsten Früchten, daß es eine Freude war, sie anzusehen. Am folgenden Tage mußten die Früchte eingeheimst werden. Da hätte es sicher zwei blutende Köpfe gegeben. Um Mitternacht in der Geister-

stunde hörten die Bewohner ein anhaltendes Krachen und Bersten, ein Klatschen und Rutschen. Am Morgen waren die beiden Häuslein mit ihren Anzassen, das Gärtlein und der Birnbaum verschwunden. Statt dessen stand da eine gähnende Schlucht, der steile Eschgraben, den die Wasser der Geisterstunde sich ausgegraben haben. Unheimlich spuckt es in diesem Geistergraben. Bei Unwettern toset und tobet es dort fürchterlich und in sternenhellen Nächten schwirren oft blaue Lichtlein dahin und verschwinden.

Fr. Lagger.

125. Die Wahrsagerin.

In Zeneggen im Unteresch lebte vor vielen und vielen Jahren ein wohlhabender Mann. Seine Frau war ihm viel zu früh gestorben und hatte ihm ein Kind hinterlassen — das einzige freilich — ein gewecktes Bublein. Der Witwer war um dasselbe sehr besorgt. Als er einst nach Nipp ging und dort eine Wahrsagerbande antraf, erforschte er sich über die zukünftigen Schicksale seines Lieblings. Den erhaltenen Wahrspruch jedoch verriet er niemanden. Doch ging er traurig nach Hause und jedesmal, wenn er dem Kinde das Essen brachte, weinte er. Der Sohn wuchs heran und als er den Vater immer weinen sah, so oft er mit ihm zu Tische saß, oder ihm ein neues Kleid brachte, oder ihn rüstig auf dem Felde der Arbeit obliegen sah, wollte der Sohn mal nach der Ursache forschen. Doch der Vater gab ihm ausweichenden Bescheid. Auch stahl er sich oftmals heimlich weg und nach Tagen und Monden sah der Sohn, daß der Vater in einem Felsen eine regelrechte Festung ausgemeißelt und diese mit einer eisenbeschlagenen Türe versehen hatte.

Und vor der Türe dieses Steinverließes weinte wieder der Vater. Auf das Drängen des Sohnes, warum er immer so weine, unterbrach der Vater das Schluchzen und sprach: „Wenn du es durchaus wissen willst, so höre. Am 13. Juni wirst du vom Blitz erschlagen werden. Für diesen Tag habe ich zu deiner Rettung diese Felsenwohnung ausgehauen.“ „Ach was!“ sprach der Sohn, „Vater, ich bin in Gottes Hand. Auf dem Felde, zu Hause, im Felsen, überall ist er mein Vater. Sein Blitz kann mich treffen, wo er will, gerade so, wie mich seine Hand überall beschützen kann. Was bedarf's dieses Verließes?“

Der 13. Juni kam heran. Ein furchtbares Gewitter brach los. Die Blitze zuckten und die Donner rollten. Grad fiel der Blitz auf die Felsenburg und zerspaltete die Wände, daß nichts mehr übrig blieb. Der Sohn aber, der auf dem Felde gearbeitet hatte, kehrte wohlbehalten nach Hause zurück.

Fr. Lagger.

126. Der Drache von Zeneggen.

Unter den Felsenklüften von Zeneggen am südlichen Abhange hauste ein Drache, der die Wanderer, welche den Talweg von Stalden nach Bisp oder von Bisp nach Stalden gingen, anzog und verschlang. Einmal kehrte auch ein Soldat, der in spanischen Kriegsdiensten war, nach seiner Heimat Stalden zurück. In Bisp warnte man ihn, sich ja nicht auf den Weg zu begeben, da er Gefahr laufe, von dem Drachen verschlungen zu werden. Der im Krieg ergraute Soldat entgegnete: „Ich habe so oft dem Tod in's Auge geschaut; ich fürchte mich nicht — auch vor dem

Drachen nicht.“ Zur Vorsicht legte er sich doch seinen Stahlpanzer an, in welchen er noch spize Stahlmesser hineinfügte. Angelommen an der betreffenden Stelle, sah er noch den Drachen in weitem Bogen auf ihn zusliegen — da war er auch schon verschlungen. Der Drache flog nun wieder nach seiner Höhle zurück, seine Speise zu verdauen. Aber diese Speise war unverdaulich und verursachte ihm entsetzliche Leibschmerzen. In diesen Schmerzen schlug er mit seinen Flügeln so heftig auf die Felsen, daß bei dieser Erschütterung die ganze Felsmasse losbrach und unten ein ganzes Dorf verschüttete. Der Drache aber flog hinüber nach Wisperterminen auf's Gebüden, wälzte sich da wieder vor unsäglichen Schmerzen, daß er ein weites Loch auswühlte, in welches Wasser floß, das dann einen See bildete. Noch einmal schwang der Drache seine Flügel und flog hinüber ins Ranztal. Dasselbst aber verendete er; und noch jetzt sieht man daselbst versteinert den ungeheuren Drachenleib in seinen Schlangenwindungen liegen.

J. Gattlen.



127. Das Edelsteinlager.

„Glück auf! Glück auf!“ erscholl der alte Bergmannsruf der Arbeiter, die in gemessener Stunde sich ablösten und aus- und eingingen im Bergwerke von Zeneggen. „Glück auf!“ rief wiederum ein Bergwerker, als er tief drinnen im Bergschachte einen schönen, glänzenden Edelstein gefunden hatte. „Glück auf!“ wiederholte er nochmals und versuchte ihn in seine Taschen zu stecken; aber er war wie alle übrigen Kameraden sozusagen naht. Kleider hatte er

feine mitnehmen dürfen; denn dieselben, wenn er sich solche irgendwie vorher hätte verschaffen können, hätten immerhin beim Ausgange im Vorgebäude dem Aufseher abgegeben werden müssen. Er schnitt sich deshalb eine Wunde in den rechten Arm und legte in diese Oeffnung den Edelstein hinein und nähte sie wieder zu. „Glück auf!“ wiederholte er in Gedanken wieder den alten Bergmannspruch und verkaufte dann, als er bei dem Aufseher glücklich vorbeigekommen war, den Edelstein um einige Mörserpfunde. Die Sache wurde aber doch ruchbar. Ein Kamerad hatte ihn verraten. Er wurde eingezogen, abgeurtheilt. Das Urtheil lautete, es solle ihm der Arm abgeschnitten und derselbe solle oberhalb des Einganges zum Warnungszeichen für alle aufgehängt werden.

Kaum war das geschehen, erhob sich ein fürchterliches Ungewitter, das den Boden erweichte, so daß der Bergschacht durch den herunterstürzenden Friesfels ganz verschüttet wurde. Seither hat man wiederholt nach dem alten Edelsteinlager geforscht, aber nur mehr Gild- oder Ofensteine herauszuholen vermocht.

Fr. Vag ger.

128. Der seltsame Kuhmeller.

Wer von Stalden aus durch einen übelbesorgten Fußweg nach Esch in Zeneggen geht, findet ob dem Dörflein zur neuen Brücke mitten im nachlässig ausgereuteten Gebüsch am Saume eines lichten Wäldchens an der Straße eine nicht gar wohlgehaltene Scheune mit Stall, in welchem, so wird erzählt, einmal eine gute Milchkuh überwintert und gefüttert wurde. Lange ging das Ding gut und seinen gewöhnlichen

Gang. Bald gewahrte man aber mit Verdruß, daß die Kuh jeden Morgen weniger Milch habe, als billig zu erwarten war. Erst meinte man, die Kuh wolle krank werden und verliere darum die Milch. Diese zeigte sich aber stets munter und wohl auf. Dann glaubte man, während der Nacht müßten Diebe kommen und die Kuh melken; darum begann man den Stall sorgfältiger zu verschließen. Umsonst, kein Hälmschen wurde an der Stalltüre verrückt und die Kuh verlor doch immer ihre Milch.

Endlich wollte der Hausvater in eigener Person dem Milchdieb aufpassen und entschloß sich darum, im Stalle verborgen zu übernachten. — Die Nacht verstrich ruhig. Vor Tagesanbruch jedoch, ungefähr eine Stunde vor der gewöhnlichen Fütterungszeit, stand die Kuh auf und begann zu „triejschen“ oder „trintschen“ — (Stimme der Kuh, die ihrem Kalbe ruft). Und siehe! in einem Loche der alten Stallmauer wurde es lebendig: eine große Schlange kroch hervor über die Mauer herab und zur rufenden Kuh heran, unter der sie auf dem Boden einen Ring bildete und den Kopf so weit in die Höhe richtete, um bequem zum vollen Euter langen zu können. Aus allen vier Dillen oder Zigen sog sie die Milch gemüthlich und sichtlich vergnügt heraus.

Der entsetzte Lauseher getraute sich nicht, den grausen Milchdieb anzugreifen, ließ ihn ruhig gewähren und in's verborgene Quartier zurückschleichen. — Folgenden Morgens aber, mit nötiger Hülfe verstärkt, erlegte er die zur Gegenwehr sich hochaufstürmende Schlange, noch ehe sie ihren gewohnten Schelmenstreich wieder beginnen konnte. — Die Kuh aber fing an sichtbar zu trauern und zu darben und es wahrte lang, bis sie ihren nächtlichen Melker wieder vergessen hatte.

R. W. S. Nr. 64.



129. Die wunderbare Rettung.

Von einem Pfarrer in Törbel wird erzählt, er habe den Kirchenschatz beraubt. Als er fürchtete, als Dieb entdeckt zu werden, entfloh er nach Italien, wo er auf freiem Felde von Räubern überfallen wurde. In dieser äußersten Lebensgefahr machte er das Gelübde, im strengsten Orden sein Vergehen abzubüßen, wenn er mit dem Leben davon komme. Siehe! da vernahm er in nächster Nähe helles Getrampel vieler Hufeisen, als wenn ein Trupp berittener Landjäger dahertrabe. Entsetzt flohen die Räuber eiligst davon und ließen den Angefallenen laufen, der sich nun mitterjeelenallein auf offenem Felde befand, ohne mehr die geringste Spur einer Keiterei wahrzunehmen. Indessen aber reute es ihn doch, ein so schweres Gelübde gemacht zu haben und ging darum nach Rom, um sich davon dispensieren zu lassen. Der Papst wollte ihn aber von der Verpflichtung des Gelübdes nicht freisprechen, weil die Rettung von oben zu offen am Tage lag. Er sandte ihn in ein Trappistenkloster, wo er als frommer Büsser im Rufe der Heiligkeit starb.

R. B. S. Nr. 41.

150. Der päpstliche Legat und der Kanzler Kronig.

Kronig, Altpfarrer von Törbel, machte seine theolog. Studien in Wien. Leider hatte Kronig ein Kröpfchen, das das junge Studentlein mit den hellen Augen arg mißstaltete. Bei der ersten Vorstellung in Wien

war man daher sehr enttäuscht und man glaubte gar, Wallis erkühne sich, mit den Wienern Spott zu treiben. Die gelehrten Herren der Universität wollten den Studenten nicht annehmen und ins Wallis zurückschicken: doch könne man probieren. Und siehe! der Walliser übertraf alle an Talent und Wissen. —

Nach vollendeten Studien wurde Kronig in Sitten bischöflicher Kanzler. — Als nun der päpstliche Nuntius von Luzern ins Wallis reiste, um den neu erwählten Bischof zu weihen, wurde auch Kanzler Kronig zum Empfange des Legaten an die Landesgrenze abgeordnet. Hier empfing Kronig den Legaten mit einer glänzenden, lateinischen Rede. Der Gesandte stutzte und äußerte verwundert: „Was wird erst der Fürst sein, wenn sein Kanzler eine solche Gelehrsamkeit hat?“ Wie jedoch der Legat nach Sitten kam und ihm der Bischof vorgestellt wurde, ward er enttäuscht und er wollte nicht mehr den Erwählten, sondern den Kanzler Kronig zum Bischofe weihen. Das Domkapitel aber bedeutete ihm, er solle nur den Erfohrenen weihen, den Bischof mache Kronig immerhin selbst. J. Schaller.



151. Der treue Jäger.

Wer in kalten Herbsttagen Berge bestiegen hat, weiß aus Erfahrung, wie Kälte und Ungewitter in den Bergen daheim sind. So gingen vor vielen Jahren zwei Jäger von Törfel auf die Gamsjagd ins Augstbord in ein wildes Alpental oberhalb Emd. Wie sie sich im Augstbord trennten, gaben sie einander den Platz zum Stellbichlein auf einem Hofe

in der Nähe. Wie nun der eine von den zwei Freunden abends auf den bestimmten Platz kam, brach ein Unge- witter los und er kehrte sogleich heim. Abends kam der andere Jäger nicht heim und seine Frau konnte am Morgen das für ihn bestimmte Nachteffen abräumen. So auch noch die zwei folgenden Tage. Nun ging eine Anzahl Männer ab, um ihn zu suchen; sie konnten ihn aber nicht finden. So suchte man, solange es die Witterungsverhält- nisse erlaubten.

Im Frühling fand ein Schafhirt den Verschollenen sitzend an dem Platze, den sich die beiden Freunde zum Stellbuchein bestimmt hatten.

So war der gute Freund auf hohem Berge gestorben, nur um sein gegebenes Wort nicht zu brechen. F. Lorenz.



152. Das Schaflaufen.

Im Flecken Feld nahe bei der Schutzengelkapelle in Törbel breitet sich eine schöne Wiesenebene aus, zum Schaflaufen geeignet. Leider stößt dieselbe an einen hohen Felsen- abgrund. Einst ergöyten sich auf dieser Ebene die jungen Leute mit Schaflaufen. Zwei derselben erprobten gegen- seitig ihre besondere Kunst und Kraft; weder Läufer noch Fänger wollte sich überwinden lassen. Unglücklicherweise führte sie ihr fliegender Lauf von ungefähr zur gefährlichen Stelle heran. Beide schossen den schmalen Abhang hinab, fanden die Kraft nicht mehr ihren Lauf zu hemmen und stürzten beide in den Abgrund, wo man sie nur mehr als verstümmelte Leichen aufhob. Wer an Ort und Stelle ge- wesen, wird sich kaum wundern, die Todeskreuze der jungen

Spieler an der Straße zum traurigen Andenken aufgepflanzt zu finden. R. W. S. Nr. 77.



155. Der unheimliche Gast.

An der Schüssel, einem kleinen abgelegenen Weiler südwestlich von Törbel, wohnte mit seinem treuen Hunde ein urchiger Törbjerjunge. Eines Abends, wie er schon schlafend im Bette lag, klopfte ein Fremder an und bat um Herberge. Er wurde gastlich aufgenommen und man begab sich zu Bette. Auch der Hund nahm seinen Posten wie gewohnt auf dem alten Kasten vor dem Bette ein. Doch hatte er keine Ruhe mehr. Der finstere Fremdling bat anfänglich, als ob es sich von selbst verstände, den knurrenden Hund zu entfernen. Der kluge Meister kannte seinen sichern Wächter und der fast freche Fremde erweckte schon beim ersten Eintreten kein volles Vertrauen; er ging darauf nicht ein. Der Hund wurde immer aufgeregter und murrte recht respektabel, daß es dem aufdringlichen Gaste ganz unheimlich wurde. Er stund auf und verlangte in befehlendem Tone, daß der Störefried aus dem Hause geschafft werde. Der brave Bursche aber erhob sich ganz kaltblütig; gab dem Hunde einen Wink. Und nun ging es los! Der Hund nahm mit einem grimmigen Gebell Stellung vor dem Fremden. Entsetzt floh dieser zur Türe hinaus und der Hund verfolgte ihn über Emd bis ins sog. Eschji. Hier konnte der Verfolgte sich in einen offenen Stalle retten und drei Tage lang soll der Hund ihn da gefangen gehalten haben.

Lange Jahre verstrichen und es wurde ein gefährlicher Bandit gefangen und zum Tode verurteilt. Bevor er den

Gang zum Galgen tat, bekannte er, daß bis heute sein Leben nie in Gefahr war, als in der Schüssel, wo ihn ein Hund fast zu Tode geheßt habe. J. Schaller.

154. Das Weinfäß im Telli.

Telli wird das kleine Alpentälchen genannt, aus welchem der Törbjerbach herausfließt. — Dasselbst werden im Sommer Schafe und Kinder gehütet. Wie nun einstmals zwei Bürschchen den Bach hinaufgingen, um nach den Schafen zu sehen, kamen sie zu einer Höhle. Wie alle Neugierigen gingen sie hinein und siehe! sie fanden so hoch in den Bergen ein Faß, das voll Wein war. Natürlich tranken die Bengel vom Weine und da er ihnen gut schmeckte, auch eins über den Durst, wie einst Noe. Als sie herauskamen, sahen sie am hellen Tage Sterne am Himmel und fanden sich gezwungen ein Schläfchen zu nehmen und die Schäfchen laufen zu lassen. So trieben's die Schlauberger eine Zeit lang ohne einem Menschen von ihrer Entdeckung ein Sterbenswörtchen zu sagen. Die Leute wußten nicht, warum die Hirten immer betrunken waren, bis sie es endlich selber sagten, denn, nachdem die fidele Stauze das Faß ausgejoffen, fiel dasselbe zusammen und damit war auch ihre Herrlichkeit zu Ende. J. Lorenz.

155. Glück im Unglück.

Je Vähnu heißt eine Strecke der Straße von Bispstal den schroffen Felsen neben der neuen Brücke

(Zerbriggu). Hier war früher ein Gespenst, das sehr gefürchtet war. Wie einstmal's ein angesehenener Bürger hier während der Nacht hinunterfiel und am Morgen tot aufgefunden wurde, so glaubte man allgemein, er sei vom Bozen hinausgestoßen worden. Seither hütete sich jedermann an dieser Stelle während der Nacht vorbeizugehen.

Nach zwei Jahren erschien der Mann einem Bekannten und sagte ihm: „Mein Schutzengel hat mich ausgestoßen, denn ich habe gerade einen guten Gedanken gehabt in diesem Augenblicke. Wäre ich nicht damals gestorben, so wäre ich zwei Jahre später Zehnenrichter geworden und dann ewig verloren gewesen.“

So hat sich dieser in seinem zeitlichen Unglücke das ewige Glück erworben.

J. Lorenz.

156. Kraft der Alten.

Es gibt unzählige Sagen, welche von außerordentlicher Körperkraft einzelner Menschen aus der Vorzeit erzählen.

Auf der Furren bei Törbel hatten die Zimmerleute beim Bau einer hohen Scheune beraten, wie sie den Firstbaum hinaufbringen könnten. Weil sie nicht gleich einig wurden, gingen sie zum Abendessen, um dort die Sache reiflicher zu überlegen. Als die Arbeiter, nun im Plane einig, wieder erschienen, siehe! da war die First oben auf der Scheune. Ein hochgewachsener lediger Bursche hatte die Beratung angehört. Nun nahm er während ihrer Abwesenheit den Baum allein auf die Achsel und trug ihn hinauf an Ort und Stelle.

Von einer großen, starken Frau von Törbel, Anna

Kalbermatten, wird erzählt, daß sie einmal ihrem kleingewachsenen Manne auf der Matte geholfen habe, dürres Heu zusammen zu rechen. Der Mann nahm eine für ihn etwas zu schwere Bürde auf den Kopf und hatte die Kraft nicht, dieselbe über die Leiter hinauf in die Scheune zu bringen. Da schalt sein Weib ihn einen Nichtsnutz, band ihn mit einem Strick auf die Bürde nieder und trug in einem Zuge Heu und Mann die Leiter hinauf in die Scheune.

Aus Zermatt wird erzählt, daß einmal drei Söhne einen Zimmerbaum daherzogen, den sie nur mit größter Mühe vorwärts brachten. Der alte Vater, der ihnen vom Hause aus zusah, ärgerte sich darüber, ging auf seinen Stock gestützt hin, jagte die Söhne von dem Baume und sprach: „Ihr unnützen Buben habt das Brod umsonst gegessen“ und zog allein den Baum.

Von Anton Furrer wird erzählt, er habe die Steinsäulen, auf denen das Portal der Kapelle in Winkelmatten ruht, getragen. Diese Säulen sind auf dem Mischjand nahe am Gornerbache ausgehauen worden und der Träger mußte über ziemlich steile Felsen barfuß gehen, um sichern Stand zu haben.

Stephan Heinzmann von Wisperterminen wurde einst auf seiner Heimreise von Brig nach Wisperterminen von der Nacht überfallen. In den Mohrflühen stellte sich ihm ein Strolch entgegen mit den Worten: „Blut oder Geld!“ Der handfeste Heinzmann packte ihn mit seiner Rechten so fest, daß der Strolch willenlos folgen mußte. In Wisp ließ er ihn los, fand aber, daß seine Hände mit Blut überonnen waren, welches der Schelm unter seinen Nägeln hervorgeschwitzt hatte.

R. B. S. Nr. 51. 54.



157. Die Waldkapelle bei Visperterminen.

Ein sonst rechtschaffener und braver Mann wurde derart geisteskrank, daß er den traurigen Entschluß faßte, sich zu erhängen. Er nahm darum einen Strick und ging hoch in den Wald hinauf. Angekommen an einer Stelle, die ihm für sein schlimmes Vorhaben passend schien, durchlief es ihn eiskalt. Dessenungeachtet machte er sich an's Werk; doch wollte er vorher noch ein Vaterunser beten. Da gewahrte er auf dem untersten Aste eines nahen Lerchbaumes ein grünes Männlein, das ihm einen laugen Strick hinreichte. Abjogleich erkannte er die ganze Bosheit und die schrecklichen Folgen seines unseligen Vorhabens, bereute ernstlich seinen Schritt und bat Gott um Verzeihung. Als auf gemachtes Kreuzzeichen der Böse verschwand, machte er das Gelübde, hier eine Kapelle zu erbauen. Sogleich wurde er vom Wahnsinn befreit.

R. B. S. Nr. 33.



158. Der Chinbrückenbau.

Jeder Wanderer, der von Stalden nach dem Saajertal gehen will, muß die Brücke, die in kühnem Bogen die Zermattvijspe überspauut, überschreiten. Wie viel Arbeit und Geld diese Brücke gekostet hat, sehen wir daraus, daß man, wie die Sage berichtet, Eier ins Pflaster (Mörtel) gemischt hat, was doch sehr kostspielig ist. Da wegen des wenigen Geldes, das man hatte, die Arbeiter mit andern Wertfachen bezahlt wurden, so ging man soweit, daß jeder Arbeiter am Abend entweder einen Haxen oder ein Fische

Korn nehmen konnte. Endlich gingen auch die Bagen und das Korn aus und man wäre gezwungen gewesen, die Arbeit einzustellen, wenn nicht ein Wahrsager gesagt hätte, in der sogenannten Blattmatte (etwa 5 Minuten unter dem Dorfe Törbel) lägen 10 Pfund nach altem Walliserwert auf einem Haufen. Sofort wurde nach denselben gesucht und als man die 10 Pfund gefunden hatte, konnte die Brücke fertig gebaut werden. J. Lorenz.

159. Die Mischabel.

In der Bergkette, welche die beiden Vispertäler von einander scheidet, zwischen dem Balfrin und der Monte Rosa liegt das gewaltige dreizackige Gebirge, die Mischabelhörner, deren höchste Spitze der Dom heißt. Einige wollen den Namen Mischabel herleiten von seiner Form und sagen, es komme von Mistgabel; andere sagen, es sei ein arabisches Wort und bedeute ganz was anderes. Die Spitze wurde nach der Sage zuerst von einem verwegenen Touristen bestiegen, der in Saas-Fee nebst seinem Proviant eine Garbe Stroh mitnahm, um auf der Spitze der Mischabel ein Freudenfeuer anzuzünden zu können.

Am dritten Tage sah man deutlich auf der Spitze der Mischabel ein Freudenfeuer — aber der mutige Bergsteiger kam nicht wieder zum Vorschein. R. W. S. Nr. 22.

Glücklicher als die Mischabel läßt die Sage das Aletschhorn bei Simpehn ersteigen. Dem kühnen Bergsteiger dieser nie betretenen Bergspitze wurde die Kofsbodenalpe als Lohn versprochen. Man riet ihm an, einen Hund, einen Hahn und eine Katze als Begleiter mitzunehmen. Doch der Hahn erfror, der Hund stürzte von einem Felsen, die Katze fiel

in den Abgrund und das Haupt des Bergsteigers drohte vor Schwindel zu zerspringen. Er kehrte heim. Aber das Lachen und Spotten der Leute verdroß ihn. Er wagte noch einen Anlauf, versicherte aber zuvor sein Haupt vor dem Zerspringen durch einen starken Eisenring. So gelang er glücklich zu der Spitze und zum Besitze der schönen Alpe.

Seither (1901) ist der Kopf des Fletschhorns zersprungen und die Kofsbodenalpe wieder zum Teil in dessen Besitz gelangt.

N. B. S. Nr. 23.

140. Die sorglose Mutter.

Zu Brnngen, einem Bergweiler am südlichen Ufer des Triftbaches im Tale Saas, wohnte laut der Sage in einem Hause eine Mutter allein mit ihrem kleinen Töchterlein. Die Mutter pflegte fast jeden Abend auszugehen, um sich bei Nachbarn lang in die Nacht hinaus in muntern Abendsitzen zu belustigen. Das Kind nahm sie nie mit; legte selbes zu Bett und schloß es im Hause ein. Die so verlassene Kleine klagte der Mutter oft, wie sie doch immer fortgehen, so lange ausbleiben und sie so mutterseelenallein lassen möge; es sei im Hause so unheimlich und es fürchte sich immer so sehr. — Das half nichts; die Abendsitze wurden nur desto länger. — Bald fing das Kind an, mit weinender Stimme zu bitten: „Mutter bleibe doch bei mir und laß mich nicht allein! es kommt ein böjer Mann ins Haus, der will mich forttragen!“ Die Mutter hörte nicht. Folgenden Abends, als das arme Kind merkte, die Mutter wolle wieder fort, fing es bitterlich zu weinen an. „Mutter“, jammerte es, „wenn du doch nicht bleiben und mich so allein lassen willst, so gib mir doch Weihwasser und

segne mich, damit wenigstens Gott und mein Schutzengel mich bewahren.“ Aber laut lachte die lieblose Mutter und, sich entfernend, schlug sie die Türe hinter sich zu. — Leider blieb die Strafe diesmal nicht aus: die unbarmherzige Mutter fand ihr Kind nicht mehr; das Haus war leer. — Nach langem Suchen fand sie endlich im nahen Chin, das der Triftbach sich gegraben, nur noch das leere Schühlein, welches das Kind am linken Fuße getragen.

R. B. S. Nr. 72.

141. Die unvorsichtige Mutter.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts führte Katharina Briggeler, Gattin des Johann Tamatter von Wisperterminen, ihre Kinder samt einer kleinen Viehheerde aus der Voralpe Hohen nach Oberstalden herab. Ein kleines Töchterlein, Maria Katharina, konnte oder wollte im Theetwalde dem Zuge nicht schnell genug folgen. Darüber ungeduldig wollte die Mutter die Kleine schrecken und sagte ihr: „Wenn du nicht schnell kommst, so wird dich der schwarze Mann packen und fortführen.“ Das kleine Mädchen lief aber immer noch nicht nach, wie es die Mutter wünschte: diese schrie darum in den Wald hinein: „Komm, schwarzer Mann, und hole das faule Kind!“

Als die Mutter bald darauf wieder umschaute, was das Kind nun anfange, sah sie dasselbe nirgends mehr. Glaubend, es sei in die Voralpe zurückgelaufen, brachte sie schnell die übrigen Kinder und das Vieh nach Hause und ging wieder hinauf, um selbes abzuholen. Aber das Töchterlein war nirgends zu finden. Jammernd trieb nun die trostlose Mutter Leute zusammen, um das Kind aufzusuchen —

aber umsonst. Am zweiten Tage fand man im Walde ein Schühlein, so das Mädchen getragen. Erst am dritten Tage abends fand es seine Patin, Katharina Heinzmann, tief im Walde zwischen zwei Felsen eingeklemmt. Das Kind erzählte nun, der schwarze Mann sei gekommen, dem die Mutter gerufen, und habe es an der Hand dahin geführt. Er habe kein Wort mit ihm gesprochen: aber ihm auch nichts zu Leide getan. Es hätte die Leute schon gestern und vorgestern gehört und gesehen, aber der schwarze Mann habe Wache bei ihm gehalten und es weder gehen noch schreien lassen. Erst als die Gotta gerufen, sei der Schwarze verschwunden, und es habe Antwort geben können.

Von der Zeit an jing das Mädchen an zu fränkeln und endete bald sein junges Leben. R. B. S. Nr. 73.

142. Die sorgende Mutter.

Was eine Mutter für ihr Kind wagen kann und oft großmütig einsetzt, erzählt folgende traurige Sage: Die Wiesen des Bergweilers Höllelen in St. Niklaus grenzen gegen Nordost an tiefe und gefährliche Schluchten, die der Niedbach ausgegraben. In einer dieser Wiesen wollte eine Mutter Futter sammeln und nahm ihr Kind mit, weil sie selbes nicht allein zu Hause lassen durfte. Während nun die Mutter ihrer Arbeit oblag, spielte das Kind im Graze. Aber sieh'! in einem unbewachten Augenblicke glitschte das sorglose Kind aus und rutschte eine steile Halde hinab dem Abgrunde zu. Gar zu hastig eilte die sorgende Mutter nach, verlor das Gleichgewicht und stürzte selbst am 31. August 1771 in den Niedbach hinab. Der Knabe rettete sich an einem Baumstamme. — Der unglückliche

Vater, der seine liebe Gattin so traurig verloren, und mit dem armen Kinde trostlos zurückblieb, starb vor Gram noch im gleichen Jahre. R. W. S. Nr. 74.

145. Der Mordstein.

In der Stafelalpe des Saastales, in der Höhe, wo der Holzwuchs aufhört, liegt in einem mit fetter Weide begrastem Boden ein Stein. Er heißt der Mordstein. Diesen sonderbaren, scheinbar nicht gerechtfertigten Namen erklärt eine Sage.

Drei Hirtenkinder weideten in dieser futterreichen Gegend ihre nicht zahlreichen Herden. Zur Mittagsstunde, als diese, des beständigen Grasens müde, entweder im Schatten stehend mit neckenden Fliegen herumcharmükelten, oder auf weicher Erde liegend gemüthlich das emsig gesammelte Futter wiederlauten, saßen auch die Kinder sorgensfrei nebeneinander im Grase. Jedes der Kinder hing seinen eigenen Gedanken nach und vertrieb die Zeit für sich allein. Zur Höhe eines gemeinschaftlichen Spieles brachten sie es eben nicht; sie schienen etwas verstimmt, daher ihr diplomatischer Verkehr falt. — Auch Hirtenkinder haben ihre bismarkischen Staatsstreiche, die leicht durchkreuzt werden können.

Der erste Knabe lag auf dem Boden und grub mit dem Sackmesser kleine Löchlein in die Erde zum Seelenwägen. — Ein Loch in der Mitte bedeutet die Welt; hinauf führen Stafel erst ins Paradies dann zum Himmel; hinunter aber zum Fegfeuer und zur Hölle. Das Messer wird in die Luft geworfen, vertritt die Stelle des Würfels und zeigt, nach der Art wie es niederfällt, ob der Spieler eine Stufe aufwärts

oder abwärts steigen müsse. Dieses Spiel heißt Seelenwägen und wird von Kindern gern gespielt; doch nicht unter den Augen der Mutter, die darüber loschimpft, weil ein alter Pfarrer in der Christenlehre gesagt habe, mit der Seele solle man nicht spielen.

Der zweite Knabe flichte was an seinem Schuhe herum, der schadhast zu werden drohte, während das dritte Kind — ein Mädchen — sich mit einer kleinen Strickerei beschäftigte.

Zuerst brach das Stillschweigen der Schuhlicker. Müßig den Vergabhang hinaufgaffend sagte er: „Aber wenn da oben der große Stein auf uns herabrollen würde, was wollten wir wohl anfangen?“ — Der Seelenwäger sprach gleich: „Ich springe in die Welt zurück; ich bin noch nicht im Fegfeuer.“ Der Fragende selbst lachte und sprach: „Dann schleife ich wieder in meinen Schuh“; aber das Mädchen meinte, es empfehle sich dem Schutzengel. — Und der Stein fiel im gleichen Augenblicke, die Hirtenknaben für immer begrabend. — Nur das Mädchen entkam. —

Diese Geschichte erzählen fromme Mütter oft ihren Kindern, die dann ergänzend hinzufügen, man sehe noch jetzt unter dem Steine einen zerbrochenen Geißelstock und höre da weinen. Als man das mir zum ersten Male neben dem warmen Stubenofen daheim erzählte, sah ich die Bruchstücke des Stockes auch deutlich und hörte das Seufzen der erschlagenen Kinder, später aber nicht mehr, da ich als Hirtenbube Gelegenheit hatte, in eigener Person genaue und unparteiische Nachschau zu halten. R. W. S. Nr. 76.



144. Der gefundene Tote.

Man fand einst in Saas in einer Hütte von Almagel einen fremden Toten. Ohne Zweifel hatte er im Winter diese hohen und wilden Berge passiert, hatte sich, von Kälte und Strapazen erschöpft, in diese Hütte geschleppt und war dort entschlafen, um nimmer zu erwachen. Weil man aber nicht wußte, ob er ein Christ oder Heide gewesen, so hatte man ihn nicht fern von der Hütte im Sand vergraben. Leute, die nicht lange nachher da vorüber gingen, sahen, daß vom Toten eine Hand hervorguckte und hörten nicht weit davon ein Vögelein wunderschön singen. Man scharrte die Hand wieder unter die Erde; aber bald darauf schaute wieder ein Fuß vom Toten heraus. Auch dieser wurde wieder unter den Boden geschoben. So oft man da vorüberging, schaute von diesem fremden Toten bald ein Fuß, bald eine Hand aus dem Grabe hervor; vergebens bestrebte man sich, selbe mit Erde zu bedecken und immer hörte man in der Nähe ein Vögelein wunderschön singen. Da kam man auf den Gedanken, den Toten wieder auszugraben und ihn auf die Friedhofmauer der Pfarrkirche zu legen. Diese Mauer hatte die Eigenschaft, zu enträtseln, ob die auf den Bergen gefundenen, unbekanntenen Toten katholisch oder nichtkatholisch seien. Dies geschah auf folgende Art: War die Leiche, welche man auf die Mauer legte, während der Nacht auf einen Raum außerhalb des Gottesackers geworfen worden, so hielt man sie für nichtkatholisch; fand man sie aber am Morgen auf geweihtem Erdreiche, so nahm man an, der Verstorbene sei katholisch gewesen. Am Tage darauf fand man diese Leiche zur allgemeinen Freude fast mitten auf dem Friedhose liegen. Das war ein gutes Zeichen.

T. B. S. Nr. 52.

145. Die Schlittenfahrt.

In der Gemeinde Eisten, früher zur Pfarrei Stalden gehörig, liegt der Bergweiler Schweiben hoch in schroffen Bergabhängen auf einem vorspringenden Felsengebirge, das fast ringsum schreckliche Abgründe abschließen. Die guten Leute hatten einen drei Stunden langen Weg zur Pfarrkirche nach Stalden, der besonders im Winter sehr mühsam und gefährlich ist. Dennoch unterließen sie den Kirchgang nur in der größten Not.

Als an einem schönen Wintertage bei solcher Gelegenheit nur halberwachsene Kinder zu Hause blieben, wollten sich einige derselben mit Schlittenfahren ergötzen. Die Eltern würden das an diesem so gefährlichen Orte nie zugegeben haben. Auch fanden die Kinder keine Schlitten, nahmen aber eine große Wuolte (Holzbecken), setzten sich darin und vollzogen ihre beabsichtigte Fahrt. Das Ding ging anfangs sehr gut; aber bald ebnete die Wuolte ihre Wege immer besser, fuhr immer schneller und gewann bald solche Kraft, daß sie über das Ziel hinausgetrieben, ihre unbesonnene, um Hülfe laut aufschreiende Ladung rettungslos in den schrecklichen Abgrund führte. Es starben da sieben Kinder, deren Leichname, in Stücke zerrissen, mühsam gesammelt und in einem Sarge zu Grabe getragen wurden. — Wer den Ort sieht, kann's glauben.

R. B. S Nr. 78.



146. Der erste Meier in Kipfen.

Einst fiel in den Kipfen zwischen Kalpetran und St. Nikolaus ein Mann in die Wispe und wurde von den schäumenden Wellen fortgetragen. Das sah ein am Ufer arbeitender Holzhacker, sprang nach, packte und zog ihn mit seinem Eisenhaken wieder ans Land — freilich etwas unvorsichtig, denn der angelegte Haken riß dem Geretteten ein Auge aus. Darüber beschwerte sich dieser bei der Obrigkeit und belangte seinen Ketter um Schadenersatz für das ausgerissene Auge. Das war nun eine ziemlich verfängliche Rechtsfrage, bei der man einerseits das Recht, anderseits aber die Willigkeit nicht recht vereinbaren konnte. Mit ganz verzogenen Mienen und sehr verstörten Gesichtern nahmen die Rechtsgelehrten Ort und Stelle in Augenschein. Ein zufällig anwesender Ziegenhirt bemerkte die Verlegenheit der wohlweisen Herren und, nachdem er sich über den Handel erkundigt, sprach er lächelnd, da wisse er schon Bescheid: der Kläger solle sich an der gleichen Stelle wieder in's Wasser werfen und weiter tragen lassen; rette er sich ohne Hülfe des Holzhackers, so müsse dieser ihm das Auge bezahlen: wenn nicht, so sei es wohl gleich, ob er mit einem oder zwei Augen sterbe. — Welch ein glücklicher Einfall! Die Richter atmeten wieder freier. — Zum Andenken an den merkwürdigen Rechtsfall wurde Kipfen zum Meiertum erhoben und der Hirtenbube seiner Weisheit wegen daselbst als erster Meier eingesetzt.

R. B. S. Nr. 30.



147. Der zukünftige See in St. Niklaus.

Ein frommer Vater soll einst, von Törbel aus das Tal betrachtend, ausgerufen haben: „O armes Tal! ein Bergsturz wird die Spitze so aufstauen, daß der Hahn auf dem Glockenturm in St. Niklaus Wasser trinken wird!“ Die Erfüllung dieser Prophezeiung wird kaum möglich geglaubt, auch wenn der schlüpfrige Risperwald samt dem schönen Bergflecken Grächen ins Tal hinabrutschen sollte. — Das Erdbeben von 1855 hat zwar gezeigt, welchen Maßstab der Bergsturz annehmen könnte. Eine Erdsenkung von ungefahr anderhalb Schuh durchzieht den Wald ob Grächen und zeigt ringsum die Grenzen des sinkenden Bodens. — Schreiber dieses überschritt den Erdrich an mehreren Stellen, wünschte darum eben nicht, die großartige Schlittenfahrt in die Ripsen mitzumachen! Hoffentlich wird dieser etwas lose Bergfegel vor der neuen projektierten Fahrstraße Respekt haben und der traurigen Prophezeiung des frommen Vaters in Törbel noch lange spotten. R. W. S. Nr. 34.



148. Die Kirche in St. Niklaus.

Der hl. Bischof Nikolaus hat seinen Namen der Gegend und dem Dorfe gegeben, wo er in einem schönen Gotteshaufe gegenwärtig verehrt wird: — vorher mag der Ort Gasen (Chauson) geheissen haben. Es ist das der sicherste Beleg, daß die frommen Gläubigen aus der Umgegend häufig zu diesem Heiligen wallten, in seinem Gotteshaufe ihre Andacht machten und Votivtafeln aufhingen, deren noch einige vorhanden sind.

Der jetzigen Weltanschauung mag es seltsam scheinen, dem heiligen Nikolaus an einem ziemlich gefährlichen Orte eine Kirche aufzubauen. Diese steht unter einem zerklüfteten und sehr lockern Berghügel, Dorfstossen genannt, und im Bereiche eines großen und gefährlichen Lawinsturzes. — Dieser Zug, an gefährlichen und schauerlichen Stellen Bethäuser zu errichten, war bei den Alten vorherrschend: sei es, daß sich da des Menschen Gemüt besser vom Irdischen löstrennen und im Gebete leichter himmelwärts richten konnte, oder daß man da vom Himmel die Abwendung schwerer Unglücksfälle erstehen wollte. — Die Kirche in St. Niklaus wurde von der Lamine oft gefährdet und geschädigt, ja 1749 sogar bis auf den Turm und das Chor fortgerissen. Das geschah gerade, während der Sigrüst am Morgen im Turm betenläutete. Er glaubte nur einen großen Windstoß gehört zu haben und erstaunte darum nicht wenig, aus dem Glockenturm statt in die Kirche unter freiem Himmel herauszukommen.

Einmal faßten die Leute den Entschluß, dem hl. Nikolaus die Kirche wieder aufzubauen im schönen und sichern Felde auf dem jenseitigen Wispenufer; aber jeden Morgen fanden sie die Bauinstrumente immer wieder unter dem gefährlichen Sparrenzuge. Eines Abends erzählten auch zwei Hirtenknaben, sie hätten im Dorfstossen zwei Kobolde — Berggeister — gesehen und gehört, wie sie miteinander den Anschlag machten, den Dorfstossen herunterzuwerfen und den Talgrund zu verschütten. Die Kobolde entwarfen den Plan, der eine solle unten die Stützen des Berges losgraben und der andere oben den Berg hinausstoßen. Beide machten sich gleich an die Arbeit. Aber es ging nicht und kein Hälmlchen bückte sich. Der untere Kobold schalt erzürnt seinen Gehülfen oben einen Taugenichts. „O weh!“ heulte dieser

herab, „d's Glazi lat nit!“ Weil der hl. Nikolaus den Berg nicht herabstürzen ließ, bauten nun die Bewohner diesem Heiligen den Tempel freudig wieder an der alten Stelle.

R. B. S. Nr. 32.



149. Pater Schulzki.

Pater Schulzki stammte aus Deutschland. Seine Eltern waren gemischter Religion: der Vater protestantisch, die Mutter katholisch. So kam es, daß auch die Kinder in beiden Religionen erzogen werden sollten: nämlich die Töchter katholisch, die Söhne aber protestantisch; unsern Pater Schulzki sollte das letztere Loß treffen.

Allein diese Religion behagte ihm nicht und er zog vor, da der Vater auf seiner Idee bestund, zum Wanderstab zu greifen. Noch im Winter verließ er das elterliche Haus, bekam von seiner gutkatholischen Mutter eine kleine Mitgift und so ging er unter Tränen in die Fremde. Gott und gute Leute fügten es, daß er gut und brav blieb und seine Sehnsucht, sich dem Priesterstande zu widmen, erfüllen konnte. Nach einem Jahrzehnte ward er Ordensgeistlicher und das damalige Rektorat Ergisch hatte das Glück, ihn als Rektor zu haben.

P. Schulzki war ein sehr eifriger und frommer Priester. Ältere Leute der hiesigen Gemeinde haben ihn noch gekannt und erzählen mit Vorliebe, wie er so einfach und schlicht hiehergekommen sei — in einem Rastuch soll er seine Siebenjachen mitgebracht haben — wie er so große Gewalt über den böien Geist und außerordentliche Wissensgabe gehabt habe.

Einſt ging er mit ſeinem Knechte Chriſtian Fiſchier auf die Jagd. Als ſie auf das Ergiſchhorn kamen, ſagte der hochw. Rektor zum Knechte: „Chriſtian, laßt uns niederknien und ein Vaterunſer beten, es ſtirbt gerade einer^zin Ergiſch (ein gewiſſer Max), Gott ſei ihm gnädig.“ Am Abend hieß es, daß jener Mann wirklich um dieſe Zeit geſtorben ſei.

Auf eine Anfrage bezüglich des Loſes der Verſtorbenen ſagte er: „Von meinen Leuten, die ich während ſechs Jahren in Ergiſch begraben habe, weiß ich von allen wo ſie ſind, mit Ausnahme von zweien.“

Ja er wußte ſogar die Todesſtunde ſeiner Mutter, die in Deutſchland ſtarb, während der ehrwürdige Vater Rektor in Ergiſch war.

Er kannte auch eine außerordentliche Heilmethode für krankes Vieh. Wenn jemand etwa ein Kind oder Schaf krank hatte, ging er zum Rektor. Wo er Rat gab, da war auch ſichere Hilfe zu hoffen.

Einſt geſchah es, daß in Wiſp eine große Heuſchreckenplage überhandnahm. Da ſoll ein Wiſſer Herr den Wunsch angedrückt haben, er wünſchte, daß alle Heuſchrecken ins Haus des Vaters Schulzſi verbannt würden, da könnte er wieder mal ſeine geiſtliche Gewalt anwenden, um ſie hinauszutreiben. So ſprach er ſpottend zu ſeinen Mitbürgern. Doch er ſollte für ſeinen Spott bitter beſtraft werden. Am andern Morgen war ſein Haus voll Heuſchrecken, ſo daß er bittend zum hochw. Vater kam, er möchte ihn doch von dieſem ſchrecklichen Uebel befreien.

Der Vater kam und, nachdem er ihm eine ernſtliche Ermahnung gehalten, trieb er die Heuſchrecken wieder hinaus, indem er ſagte: „Geht ihr Geiſpenſter!“ Da ſprang der Heuſchreckenſchwarm zum Fenſter hinaus in die Wiſſe. Alle

Leute von Ripp, besonders der geplagte Eigentümer jenes Hauses dankten dem hochw. Vater für die große Wohlthat der Errettung von der Heuschreckenplage.

Als er später im Rippertal Seelsorger war, kamen Leute traurigen Herzens zu ihm und sagten, daß ein Jäger seit einigen Tagen verschwunden sei und man ihn nicht finden könne. Jener Mann, ein leidenschaftlicher Jäger, entdeckte an einem Sonntag morgens, als es zur hl. Messe läutete, die Spur eines Wildes. Statt in die Kirche zu gehen, nahm er das Gewehr und ging auf die Jagd, kam aber, wie es manchem Sonntagsjäger schon ergangen ist, nicht mehr zurück.

P. Schulzki gab den Leuten, die um Auskunft fragten, folgende Antwort: „Geht hinauf bis auf eine gewisse Anhöhe, dort werdet ihr ihn zwischen zwei Steinen finden und so wie er dort liegt, ist er in der Hölle“.

Man ging hin und fand den Jäger tot an demselben Orte und in derselben Stellung, wie es P. Schulzki voraus sagte.

Als aber später die Verwandten des verunglückten Jägers den Vater wegen seiner dreisten Aussage zur Rede stellen wollten und ihn beim Richter verklagten, berief er den Geist des Verstorbenen und alle Anwesenden baten vor Furcht und Schrecken inständig, der ehrwürdige Vater möge den Geist wieder zum Fortgehen drängen, was P. Schulzki auch that.

G. Christ.



150. Der Verbrecher.

Unter dem Pfarrer Jos. Peter Imboden († 1764) wurde zu St. Niklaus ein erst 24jähriger Jüngling wegen wiederholten Diebstahls hingerichtet. Noch berichten die Leute von seiner Riesenstärke. Er soll 4 Zentner Salz auf einmal getragen haben. Keiner im ganzen Bispertal kam ihm an Stärke gleich. Er war aber ein sehr unglücklicher Mensch. Als Knabe diente er seinem Taufpaten Pfarrer Imboden zur Messe und nahm Kleinigkeiten vom Opfergelde, das auf dem Altar niedergelegt wurde. Leider verwies es ihm der Pfarrer, obwohl er davon wußte, nicht. Der Junge, frecher geworden, stahl mehr und mehr, machte Einbrüche, bis er richterlich gestrast wurde. Jetzt ergriff ihn bittere Reue. Um zu büßen, pilgerte er zu Fuß nach Rom. Hier beichtete er reumütig seine Diebstähle und erhielt zur Buße, daß er bei der ersten Wiederholung eines Diebstahles freiwillig den Richtern sich stelle. Zu Fuß kehrte er von Rom zurück. Obgleich er in Italien leicht Gelegenheit zum Stehlen gefunden hätte, überwand er dennoch seine Leidenschaft. Kaum aber erblickte er von Ferne den schlanken Kirchturm von St. Niklaus, als er sich entschloß, einen Einbruch zu tun und er tat ihn. Eingedenk seines zu Rom gegebenen Versprechens stellte er sich freiwillig dem Gerichte. Wie ein Lamm ließ er sich fesseln, den sechs Richtern erklärend, daß er, obgleich er sie alle sechs nicht fürchte, keinen Widerstand leisten werde. Den zum Tode Verurteilten begleitete sein Pate Pfarrer Imboden zur Richtstätte. Nach Vollzug des Todesurteils klagte sich der Pfarrer untern bitteren Tränen vor dem zahlreichen Volke an, daß er vielleicht an dem Un-

glücke des Jünglings Schuld trage, weil er ihn bei den kleinen Kirchendiebstählen nicht bestraft habe.

P. Zoller.



151. Ein Urteilspruch von Oben.

Die zwei etwas oberhalb St. Niklaus auf dem rechten Bispenufer gelegenen Weiler Biffig und Aufderstuh sollen einmal, wie die Sage erzählt, einen traurigen Prozeß unter sich geführt haben. Die Liegenschaften und Häuser beider Weiler sind durch eine tiefe, wildromantische Schlucht von einander getrennt, an deren oberm Ausgang ein kleines, herrliches Bächlein entspringt. Dieses Bächlein wurde zum Stein des Anstoßes, denn beide Weiler beanspruchten das Wasser als ihr Eigentum. Man entzog einander das Wasser und kamen einmal die Gegner bei der Anfassung des Brunnens zusammen, so gabs gewöhnlich eine regelrechte Balgerei, der gewöhnlich noch ein Nachgefecht mit Worten folgte. Wie feindliche Geschosse flogen dann die Worte von einem Ufer der Schlucht zum andern und was mit Worten nicht gesagt werden konnte, wurde mit Gebärden ausgedrückt, worin die Frauen den ersten Rang eingenommen haben sollen. Natürlich kam es zum Prozeß. Der ganze Zwist wurde für die Advokaten und Richter zur ergiebigen Milchkuh, weshalb sie natürlich auch trefflich genährt wurde. Die Feindseligkeiten mehrten sich und wurden nachgerade zum allgemeinen Aergernis; Hoffnung auf ein Ende des Prozeßes war keine vorhanden. Da griff eine höhere Macht ein.

Als wieder einmal ein allgemeiner Dorstreit losbrach, stürzte ein gewaltiges Gewitter auf die Gegend herein. Der

Donner rollte, die Blitze zuckten und beleuchteten grell die widerhallenden Felsen, von denen zentnerschwere Felsblöcke in die Tiefe polterten. Bis auf die Haut durchnäßt und vor Schrecken zähneklappernd trennen sich die Streitenden und eilen ihren Wohnungen zu. Die Erde bebt und wankt, daß die Häuser erzittern, die Fensterscheiben klirren, die Küchengeräte stürzen wankend von ihren Gestellen zu Boden. Wenn wieder einmal der grelle Blitz draußen die nächtliche Finsternis taghell erleuchtend neben den Fenstern zügelnd vorbeizuckt, schreit alles laut auf: „Jesus, Maria und Joseph, seid uns gnädig!“ Leichenblaß vor Entsetzen fallen die Familienangehörigen auf die Knie und bitten Gott um Gnade und Barmherzigkeit. Nie soll in diesen Weibern aufrichtiger und flehentlicher gebetet worden sein: „Vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern,“ als an diesem Tage und Gott erbarmte sich ihrer. Das Gewitter verzog sich, es wurde hell. Niemand hatte Schaden genommen und alles war beim alten: nur die melke Kuh der Advokaten war tot. Das Erdbeben hatte nämlich das Bächlein im Innern der Erde in zwei gleiche Arme geteilt, von denen der eine auf der linken und der andere auf der rechten Seite der Grenze entsprang, wie es heute noch zu sehen ist. Natürlich hörte von diesem Tage an, an welchem Gott selbst so deutlich seinen Urteilspruch kundgetan, jede Uneinigkeit und Feindschaft auf.

U. Uudenmatten.

152. Bestrafter Uebermut.

Wie heutzutage, so gab es auch früher übermütige Nachtbuben, die mehr an böse Streiche als an ihre Pflicht-

ten dachten. Ein solcher Burſche beſchloß einmal des Nachts zwei Mädchen zu erſchrecken, welche den Sommer über auf der Melchfluh, einer kleinen Privatalpe von Kanda das Vieh verpflegten. Er zog ein langes, weißes Hemd an und ging als Toter verkleidet bis vor die Hüttentüre und begann durch nächtlichen Spud die erſchreckten Mädchen zu ängſtigen. Mit unheimlich brummender Stimme ging er um die Hütte herum und polterte ſo ſtark an die Wände, daß die Hütte erbebt. Freilich erſchraken die furchſamen Töchterchen und hielten einander umfangen und baten in ihrer Angſt laut die Mutter Gottes um Hilfe; der Nachtbube aber ſollte noch mehr erſchrecken.

Als er ſich nämlich umblickte, ſtürzte ein hohes, drei-beiniges Roß mit einem großen, glühenden Auge auf der Stirne, vom Hohlicht her auf ihn zu. Schnell pochte er an die Türe und bat um Einlaß, aber die Mädchen wagten nicht zu öffnen, obwohl ſie den Burſchen an der Stimme erkannten, denn ſie fürchteten den Nachtbuben ſowohl als den Bozen. Das Pferd kam immer näher und ſein Schnauben wurde ſo ſtark, daß der Geängſtigte meinte, er müſſe ſamt der Hütte fortgeblaſen werden. In dieſer Todesangſt ſchlug er mit aller Gewalt die Hüttentüre ein und hatte kaum noch Zeit ſich mit Weihwaſſer zu bekreuzen, als das Roß auch ſchon auf der Türſchwelle erſchien und ihm zurief: „Heute biſt du mir entgangen, weil du noch Zeit hatteſt mit Weihwaſſer das Kreuzzeichen zu machen. Ein zweites Mal wirſt du aber der verdienten Strafe für deinen nächtlichen Unfug nicht mehr entgehen!“ Hierauf verſchwand das Roß und der Burſche ſoll ſich von da an befehrt haben.

U. U. Andenmatten.



153. Eine sakrilegische Taufe.

Auf halbem Wege zwischen dem Dorfe Wildi und den Schallensäfern, am Schallberg, steht ein kleines Kapellchen. Hier sollen vor alten Zeiten zwei halberwachsene Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die Schafe gehütet haben. In der freien Zeit seien sie auf die Idee gefallen, ein Lamm zu taufen, um zu sehen, ob sie noch taufen könnten, wie der Pfarrer sie für die Notfälle es gelehrt hatte. Während das Mädchen Patenstelle versah, soll dann der Knabe auch wirklich ein junges Lamm getauft haben. Von diesem Tage an, so erzählt die Sage, soll es hier nicht mehr geheuer gewesen sein. Der Geisteraufzug soll so stark gewesen sein, daß die Wildner kaum bei hellem Tage sich da vorbei wagten. Der Geist hatte die Gestalt eines kohlschwarzen Schafes, welches erst dann für immer verschwand, als der frevelhafte Knabe, zum Manne herangewachsen, zur Sühne für diese sakrilegische Taufe, ein kleines Kapellchen dajelbst errichtet hatte.

Al. Nudenmatten.

154. Das vollzogene Todesurteil.

Ein Mann in Täsch, zer Metjen, Peter Joseph Schallbetter mit Namen, der 1752 heiratete und 1754 eine Tochter zeugte, wurde angeklagt, er habe über das Wetter und die Obrigkeit geflucht. Ein erschwerender Umstand war allerdings, daß er reich war und viele Kühe im Stalle hatte. Er wurde des Schwörens wegen zum Tode verurteilt. Es mußte ihm jedoch eine Gnadenfrist eingeräumt werden, weil er sich an den Bischof von Sitten, Präseften

des Wallis, wandte. Der edle Oberhirt begnadigte ihn. Das konnten die Richter voraussehen, war ihnen aber wegen der reichen Erbschaft nicht gelegen: darum bestellten sie im verborgenen Leute, die den Boten im Stipferwalde, wenn nötig, bis auf anberaumte Zeit aufhalten sollten, und verordneten die Hinrichtung des Verurteilten genau auf die Minuten, die laut Gesetz mußten eingehalten werden. Als der Bote in möglichster Eile ankam, sah er schon von ferne den Richtplatz voll Menschen. Er fürchtete zu spät zu kommen, schwang darum ein weißes Sacktuch hoch in die Luft und schrie so laut er vermochte: „Gnade! Gnade!“ Aber es war zu spät! Schallbeters Haupt lag eben in den letzten Zuckungen auf dem Boden als die Gnadenbotschaft zur Richtstätte gelangte.

Die Richtstätte war auf der Nordseite des Dorfes St. Niklaus, zwischen Gerstern und dem Esch an der Talstraße gelegen. Es blieb unter dem Volke die Sage, das abgeschnittene Haupt des Hingerichteten habe sich auf dem Richtplatze nicht begraben lassen, sondern sei stets auf dem Gottesacker in St. Niklaus gefunden worden. Auch soll derselbe einem Freunde erschienen sein und tröstend gesagt haben: „Der dritte Richter ist der gnädigste gewesen!“

R. B. S. Nr. 71.



155. Die Mutter Gottes am Felsen.

Unterhalb der Kätsfluh dem Dorfe Randa gegenüber stand am Wege ein kleines, steinernes Mutter-Gottes-Bild. Als einmal jemand dort betete und nicht augenblicklich Erhörung fand, wurde er unwillig und warf das Bild mit

Not. Das Bild fing an zu weinen. Er bewarf es noch einmal. Da hob sich das Bild hoch hinauf in die Felsenwand, so daß kein Mensch mehr dahingelangen konnte. Die Talleute verdroß das sehr; denn sie hatten das Bild lieb gehabt und hätten's gerne wieder herunter haben mögen. Aber der Felsen war zu steil und keiner vermochte daran emporzuklimmen und eine Leiter, die zu solcher Höhe reichte, gab's nicht. Da beschloßen die Leute von Manda einen Bittgang auf die Höhe des Felsen zu veranstalten.

Grad über dem Felsen wurde an starken Seilen ein Mann heruntergelassen. Schon war der Mann nahe dem Bilde, als er sah, wie das Seil immer dünner wurde, so dünn wie ein Bindfaden. In dieser Angst, er müsse in den Abgrund fallen, schrie er: „Ziehet auf!“ Die andern hörten aber nicht darauf und ließen ihn immer noch weiter hinab. Jetzt war er beim Bilde, jetzt hätte er es erfassen können, da war aber das Seil so dünn geworden wie ein Haar und er schrie nochmals: „Um Gottes Willen zieht auf, sonst bin ich verloren!“ Da zogen die Männer ihn hinauf und je weiter er aufwärts kam, desto dicker und stärker wurde der Strick. Heute ist das Bild an der Wand freilich nicht mehr zu sehen, aber die Sage lebt noch fort im Volksmunde.

M. Andenmatten.

Bergl. L. B. S. Nr. 70.

156. Das goldene Zeitalter in Zermatt.

Wie ein schönes Märchen klingt die Sage von einer längst entschwundenen goldenen Zeit. Damals sah es in Zermatt und Umgebung ganz anders aus als heutzutage. Keine rauhe Gletschertluft wehte durch das Thal und des

Südens goldene Früchte reiften hier in Menge. Das Dörflein Zmutt stand im Schatten reicher Obst- besonders Nuß- und Kastanienbäume. Weiter hinten im Tale lag das Dorf Tiefenmatten. Jetzt liegt darüber ein gewaltiger Gletscher der Tiefenmattengletscher. Matterhorn und Dent blanche bilden gleichsam die Leichensteine des untergegangenen Dorfes. Vom Zmuttal führte eine gepflasterte Straße über den Col d'Ering nach Evolena und Sitten. Ueber diesen Paß hinüber gingen die Zermatter oft bis nach Sitten zur Messe. Selbst eine Prozession nach der Landeshauptstadt fand jährlich auf diesem Wege statt. Unter dem Hörnli bei der Eiselbahn sieht man noch jetzt Spuren dieser Straße. Auf der schönen Ebene, wo sich heute der Theodulgletscher ausdehnt, stand in vordenklicher Zeit eine prächtige Stadt. Als der ewige Jude auf seiner Wanderung dort zum ersten Male vorbeikam, wollte ihn niemand aufnehmen. Sein Fluch hatte die Vergletscherung der Stadt zur Folge. Oft sieht man in mondhellern Nächten die Seelen der untergegangenen Bewohner wie weiße Nebel über den Gletscher hinschweben.

Mancher Wanderer ist von ihnen schon irreführt worden, so daß er auf den weiten Eisfeldern sein Grab fand. Am Fuße des Gletschers aber entdeckt man in heißen Sommern, wenn der Schnee stark weggeschmolzen ist, ganze menschliche Gebeine, welche der Gletscher ausgeworfen hat.

Das Tal des Gornergletschers und die Gegend um die Monte Rosa herum war in jener fabelhaften Zeit ganz mit reichen Waldungen bewachsen. Gemsen und Steinböcke waren darin oft in Herden von 1000 Stücken anzutreffen. Es zog eine gangbare Straße vom Theodul her dort vorbei und führte bis nach Zündeln. Die Saumpferde, die

von Augsttal kamen, verliefen sich oft in jenen Waldungen, so daß die Säumer sie oft stundenlang nicht mehr zurückfanden: In Findeln in den Rüben reifte der köstlichste Wein. Es soll noch nicht lange her sein, daß man daselbst Weinstöcke aus der Erde grub. Auch Rußbäume stunden in jenem Thal. Man will in Findeln noch jetzt eine Tischplatte zeigen, welche angeblich von einem dortigen Rußbaume stammt. Ueber den Schweifern dehnte sich eine grasreiche Alpe aus, welche über 100 Rüben reiche Nahrung bot. Die Sennerin, welche dort wirtschaftete, war im Herbst so fett, daß man sie auf einem Schlitten zu Tale schaffen mußte.

Jh. Lehner.

157. Aroleid.

Unter der Arosluh im Zmuttale wohnte eine Familie mit zahlreichen Kindern. Sonntags gingen Vater und Mutter nach Zermatt in die Kirche und ließen unterdessen die Kinder allein. Diese sprangen dann in den umliegenden Wiesen umher. Da geschah es, daß Aro — so werden die Adler noch heute in Zermatt genannt — plötzlich hinunter auf eines der Kinder schoß, daselbe bei den Kleidern packte und davontrug. Der kleine Morizle aber zappelte so gewaltig und schrie so entsetzlich, daß der Aro es für ratzamer hielt, seinen Raub auf der andern Seite des Zmuttbaches niederzulegen. Der Ort, wo dies geschah trägt bis heute den Namen Aroleid; denn Aro heißt Adler und leid heißt legte. Also der Adler legte den Morizle dort nieder. Man behauptet, daß Morizle später ein tüchtiger Jäger geworden sei und manchem Aro den Garaus gemacht habe.

Jh. Lehner.

Nach Tscheinen (W. S. Nr. 24) lautet dieselbe Sage, daß eine Mutter ihren Säugling in das Gras niederlegte, um dem Vieh nachzulaufen, das sich zu weit entfernt hatte, daß dann während ihrer Abwesenheit das Kind vom Ari geraubt und davongetragen wurde — auf Rümmerwiedersehen. Aro heißt darum Ari und leid Leidwesen.

158. Das Nuttier auf dem Arbeberg im Zmuttal (Zermatt).

Etwa eine halbe Stunde nördlich von Schönbiel im Zmuttal liegt der Berg Arbe, welcher einer Menge Schafe hinreichende Weide zu geben imstande ist. Vor vielen Jahren, so wird erzählt, ertönte auf einmal der Ruf, der Bär sei eingebrochen und haufe unter den Schafen gar arg. In aller Eile liefen die Leute hin. Die Schafe taten ganz wild, obgleich noch keines gemordet angetroffen wurde. Doch hatte die Sache vollen Ernst; ein grimmiger Bär, vor Hunger gähmend und brüllend, kam heran und warf seine zerfleischenden Taten bald rechts, bald links, um etwa eine Beute zu erhaschen. Die mit Knütteln, Stöcken und allerhand Waffen ausgerüsteten Leute hatten so was noch nie gesehen. Da ergriff ein Bauer ein fränkeldes Schäfchen und warf es dem Bären mit den Worten dar: „Friß das, ich schenke es dir, aber laß uns die übrigen in Ruhe.“ Und der Bär faßte das dargeworfene Schäfchen mit dem Mochen auf, trug es eiligst davon und kam nicht mehr zum Vorschein.

Einige Jahre später ging der Bauer, welcher den Bären beschenkt hatte, nach Sitten auf einen Jahresmarkt. Da bewillkommte ihn ein unbekannter, gutgekleideter Mann sehr

freundlich und lud ihn zum Mittagessen ein. Der Zermatter entschuldigte sich, er müsse sich in seiner Person irren; er habe ihn nie gesehen, nicht gekannt und könne mit ihm nicht Geschäfte haben. Weil aber der Fremde darauf bestand, so ließ sich auch unser Talbewohner die köstlichen Weine und die duftenden Braten wohl schmecken, griff wacker zu und wollte sich dann dankend verabschieden. Der Gastgeber aber erhob sich und sprach: „Warten Sie, mein Freund! ich habe Ihnen noch großen Dank abzustatten. Vor Jahren war ich so boshaft, daß ich die Gestalt eines Tieres annahm, um die Menschen zu stören und zu beschädigen. Auf einem solchen Zuge haben Sie mir ein Schäfchen geschenkt; das tat mir so wohl und ging mir so zu Herzen, daß ich mich bekehrte, niemanden mehr belästigte und nun ein wohlhabender, glücklicher Mensch geworden bin. — Das habe ich Ihrer Großmuth zu verdanken.“

H. B. S. Nr. 98.

159. D's Merisch Loch.

In Zermatt auf Nifel in der Nähe des Nifelhorns ist eine ziemlich geräumige Höhle mit einem schmalen Eingang. Dort hauste einst ein Schafhirt. Er war durch das beständige Schafhüten so menschenfeind geworden, daß er völlig verwilderte und die tägliche Nahrung nur abnahm, wenn man dieselbe irgendwo hinstellte und sich vor ihm nicht sehen ließ, denn sobald er einen Menschen erblickte, nahm er die Flucht und verberg sich in den Gebirgen. Nach und nach kam er gar nicht mehr zum Vorschein, trieb sich immer in der Wildnis unter den Viehherden herum und stillte seinen Hunger mit geraubten Schafen. Da die

Leute den Schafdieb nicht mehr dulden wollten, suchten sie ihn einzufangen. Sobald er aber merkte, daß man ihm nachstellte, flüchtete er sich immer wieder auf das Nisfelhorn, zu dem nur ein einziger, gefährlicher Zugang führte, den er aber stets mit solcher Verwegenheit behauptete und von wo aus er die Heranstürmenden mit einem so dichten Steinhagel empfing, daß diese seine Schanzen zu erobern aufgaben. Man wußte ihn auf keine andere Art unschädlich zu machen als daß man auf ihn mit Feurgewehren wie auf Gemsen Jagd machte, worauf er dann eines Tages von einem Jäger ab dem Nisfelhorn abgeschossen wurde.

L. B. S. Nr. 53.

160. Das Wunder.

Es war in Zeiten großer Not und Teuerung, als 25 Zermatter in dem Felsen ob der Malbermatte hinten im Zmuttal Jagd sammelten. Als jeder mit vieler Mühe und Gefahr ein Tuch voll zusammen hatte, trugen sie es an den Zmuttweg. Hier ruhten sie ein wenig aus. Da stand einer von ihnen auf und sagte: „Ich will euch ein Wunder zeigen.“ Voll Erwartung schauten ihm alle nach, als er auf die Wegmauer zuschritt, einige Steine weghob und ein halbes Roggenbrod zum Vorschein brachte. Aber noch mehr erstaunten die Männer, als der gutherzige Mann ihnen sagte, er wolle jedem ein Stücklein davon geben. Auf den Knien nahmen sie die seltene Gabe entgegen und küßten dem Manne dankbar die Hand, denn seit langem hatten sie kein Brod mehr gesehen, geschweige denn gegessen.

N. Casetti.

161. Der Traum eines Zermatters.

Dem Franz Biner träumte vor etlichen Jahren, seine Mutter selig sei an sein Bett gekommen und habe ihm gesagt, er solle am folgenden Tage für sie einem durstigen Menschen zu trinken geben; sie wolle dann ihm im spätern Leben auf einem hohen Berge Hülfe leisten. Am Tage darauf kommt richtig ein sehr durstiger Mann, Peter Anton Biner, ganz im Schweiß; diesem gab er zu trinken, worauf derselbe manches Vergeltsgott sagte. Allein, wo mochte wohl der hohe Berg sein, dachte er oft, denn diesen Traum hatte er schon vor mehreren Jahren gehabt. Franz Biner machte seit einigen Jahren den Führer. Er wollte im letzten Jahre mit einigen Engländern die Monte Rosa besteigen. Es trat Föhnwetter ein und der Schnee wurde erweicht; dem Führer war, als wenn ihm jemand sagte, sie sollen nicht weiter gehen. Der vor einigen Jahren gehabte Traum trat lebendig in sein Gedächtnis. Er schilderte den Reisenden die Gefahr, man kehrte um und kaum waren sie aus der gefährlichen Stelle, so stürzte eine Lawine gegen jene Richtung hinunter, wo sie, wenn sie nicht umgekehrt wären, von derselben erreicht und über einen hohen Felsen geworfen worden wären; denn mit entsetzlichem Krachen donnerte die Lawine über diesen Felsen in den Abgrund hinunter. Jeder aus ihnen erkannte mit klopfendem Herzen die gütig rettende Hand Gottes aus dieser nahen Gefahr.

I. B. S. Nr. 49.



162. Die Kapelle von Schwarzsee in Zermatt.

Einmal kamen zwei Zermatter mit schweren Bürden beladen von Aosta her. Auf dem Theodulpaß überraschte sie dichter Nebel mit Wind, von Regen und Schneegeflöber begleitet. Die kühnen Wanderer verloren den Pfad, wußten nicht mehr wo an und wo aus und gingen einem unvermeidlichen Tode in dieser entsetzlichen Obde entgegen. In dieser verzweifelten Lage nahmen sie ihre Zuflucht zur Fürbitte der Mutter Gottes, an welche sie ein Standbild derselben bei Schwarzsee so oft erinnert hatte. Sie gelobten zugleich, im Falle der Rettung dajelbst eine Kapelle zu Ehren der Himmlskönigin zu erbauen. Nach diesem Versprechen schritten sie abermals voran und siehe! der geheimnisvolle Meeresstern Maria leuchtete ihnen auf der gefährlichen Bahn und geleitete sie gerade zu dem Wildstündchen, von wo aus sie den Pfad kannten, der nach dem noch 5 Stunden entfernten Zermatt führte. So ist die Kapelle von Schwarzsee entstanden.

Vgl. Burgener Wallfahrtsorte der Schweiz II. Bd. S. 218.

165. Das Bethäuschen im Baltshiedertal.

Zwei Männer von Außerberg gingen im Spätherbst nach dem Baltshiedertal, um verlorene Schafe zu suchen. Sie kamen auf den Gletscher, der ganz tief ins Tal hinunterragt. Es kam die Rede auf die armen Seelen, die

im Gletscher hühen mühten und sie spotteten darüber. Plötzlich von Nacht und Finsternis überfallen, war es ihnen nicht möglich, vom Gletscher wegzukommen. In dieser Not versprachen sie, in der Nähe der Mutter Gottes ein Bildhäuschen zu erbauen. So entstand die Kapelle im Valtjschiedertal.

Hr. Lagger.



164. Die Kapelle an den Wandflühen.

An den steilen Felsenwänden unterhalb Birchen wurde oft von Maron aus an den Vorabenden der Marienfesten ein Lichtlein gesehen. Einst litt ein Mann von Maron an heftigen Zahnschmerzen. Der Schmerz trieb ihn während der Nacht ins Freie hinaus und er sah auf der Wandfluh das bekannte Lichtlein flimmern. Sogleich machte er das Versprechen, dasselbst zu Ehren der schmerzreichen Mutter ein Bildstöcklein zu errichten. Er fand Erhörung, hielt sein Versprechen und errichtete das noch jetzt bestehende Bildstöcklein, welches später durch die geräumige Wallfahrtskapelle eine schöne Umrahmung erhielt.

Vgl. Burgener Wallfahrtsorte der Schweiz II. Bd. S. 235.



165. Die verlorene Brunnquelle.

Auf den wasserarmen, sonnigen Bergabhängen zwischen den Alpen Leiggen und Kaast, Gebiet Außerberg, hört man's an einer gewissen Stelle im Berginnern rauschen und tosen, wie wenn unterirdisch ein großer Wasserkanal vorbeiführte. Die Volkssage erklärt diese Erscheinung auf folgende

Weise: Einst erfreuten sich die Geteilen der obgenannten Alpen des Besitztums einer gemeinsamen reichen Quelle, deren Wasser zu gleichen Teilen nach diesen Alpen geführt wurde. Nicht immer sollte es schiedlich und friedlich so fort gehen.

In einem besonders heißen Sommer gerieten die zwei Vögte oder Hüter der Alpen betreffs der Wasserleitung manchmal hart aneinander. Einstmals, als sie sich wieder auf der Wasserscheide trafen, kam es von Wortstreit zu Tätlichkeiten und sie spalteten sich mit den Wasserbeilen gleichzeitig geführten Streiches gegenseitig den Schädel. Von der Stunde an soll das Wasser im Innern des Berges verschwunden sein.

K. v. Noten.

166. Der Heidenbiel.

Gegenüber dem Rotigo Hans zwischen Maron und St. German erhebt sich ein hoher ziemlich ausgedehnter mit einer Humusschicht bedeckter Kalkfelsen, der recht romantisch aussehende Hügel und Vertiefungen bildet und nebst einigen Kornäckern und Weidestächen hie und da Spuren von einstigen Gebäuden aufweist. Dieser Hügel selbst heißt seit unvordenklichen Zeiten der Heidenbiel und die Ueberlieferung meldet, es sei in vorchristlicher Zeit auf seinem Scheitel ein Götzentempel gestanden und das Gelände ringsum sei eine heidnische Ansiedlung gewesen. Ergeht man sich auf den sonnigen Hängen des Heidenbiels, so findet man nicht selten von der Zeit und Witterung gebleichte und verfallte Knochen und Splitter, von denen das Volk sagt, es seien die Ueberreste der Opfertiere aus jener Heidenzeit und welche auch mehrmals schon die Aufmerk-

samkeit der Forscher erregt haben. Wie es auch sein mag, die interessanten Gräberfunde im Jahre 1872 geben der Volkssage von einer heidnischen Ansiedlung in dieser Gegend nicht unrecht. Es war ein Teil eines vorchristlichen Totenfeldes, ein Complex von etwa 20—30 Steingräbern, was damals zum Vorschein kam. Neben den in sitzender Lage nach Osten schauenden Gerippen fanden sich kleine mit Reliefverzierungen versehene Tonkrüglein, Arm-, Hals- und Fußspangen, Wurfspile und Stücke von Schwertern. (Die Fundstücke sind im archæol. Museum zu Genf.)

Selbstverständlich kann es in dieser Gegend nicht geheuer sein. Oftmals will man bei nächtlichen Gängen von Maron nach St. German oder umgekehrt hier Ungeheuer und Schreckensgespenster bald in Gestalt eines riesigen Hundes, bald eines schwarzen Widders oder Ziegenbockes mit glühenden Augen und flammender Zunge gesehen haben. Was oder daß daran, wie man zu sagen pflegt, in der That wahres und glaubhaftes ist, beweist ja der Umstand, daß mehrmals sogar solche, die sich vorher tüchtig Mut angetrunken hatten, angehalten oder unter den Weg geschmissen worden sind.

Am südlichen Fuße des Heidenbiels befindet sich eine Höhle, die mehrere Klafter weit in das Innere des Malkhügels führt. Tiefer drinnen aber verengt sich diese Höhle so sehr, daß sie nur mehr für 4—5-jährige Kinder passierbar bleibt. Ein scharfer Hauch aus dem Innern bläst überdies jedes Licht aus. Wie schade! Denn mitten im Hügel soll sich die Höhle zu einer gewaltigen Halle erweitern, in welcher in drei gewaltigen Bottichen Gold- und Silbermünzen, Ketten, Spangen, Ringe und Gefäße aus der Heidenzeit in Hülle und Fülle zu haben wären. Aber eine schrecklich große Kröte hält mit aufgesperrtem Maul

Wache bei diesen Schätzen: ihr Rauchen soll den scharfen Luftzug, der dem Eindringling das Licht ausbläut, verur- sachen. Wer Lust empfindet, den Leidenschaft zu haben, der soll darauf gefaßt sein, der Kröte dreimal das Maul zu küssen.

K. v. Koten.



167. Der Herr im Rotigo Blatt.

Geht man von Karon nach St. German, so erblickt man ungefähr halbwegs und links über der Straße ein kleines steinernes und uraltes Haus, dessen Vordergiebel, wie fast alle herrschaftlichen Bauten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, die unser Land aufweist, mit Créneaux, d. h. mit treppartigem Dachfries gekrönt ist. Dieser altertümliche Bau wird vom Volke gemeinhin Rotigo Haus genannt und das umliegende Gelände Rotigo Blatt. Im 14. Jahrhundert (seit diesem Datum kommt nämlich Rotigo Haus in alten Urkunden vor) haben die Koten ihren Sitz aus dem Zehnten Bisp hieher verlegt. Der erste dieses Geschlechtes, der sich als im Blatt wohnhaft befundet, ist laut einer auf den Antoni-Spital zu Brig bezüglichen Urkunde Marquardus de Ponzirro dictus Roto de Sto. Germano. Die 7e Koten de Emda hatten wirklich von Edeln von Bisp ein Fundum zu Ponzirrum oder Balt- schieber inne und ein Zweig derselben nannte sich einfach- hin nur mehr de Ponzirro. Gelegentlich des Ankaufs der resp. Kastellans-Rechte über die frühern Untertanen der Frei- herrschaft zum Turm-Gesteluburg von den Gemeinden des Zehnten Bisp siedelten sich die Roto de Emda in der Nähe Gestelus an und verblieben hier bis auf den heutigen Tag.

Von den Herren im Rotigo Blatt geht in der Umgegend die Sage, daß sie nur an hohen Feiertagen nach der nahen Pfarrkirche und alsdann in roten Mänteln zum Gottesdienst kamen, zu anderer Zeit aber ihr religiöses Bedürfnis in der zunächst gelegenen uralten St. Annakapelle befriedigten. An den hohen Festtagen aber durften die Glocken zu Maron erst dann das Zeichen zum Beginn des Gottesdienstes geben, nachdem die roten Mäntel auf der Höhe sichtbar geworden.

Eine andere Sage verlegt in das Rotigo Haus einen Schatz, dessen Wächter der daselbst zuletzt gestorbene Noten sein müsse. Vor etwa 30—40 Jahren wollte ein Mann, der in der sog. Burgmatte das Gut bewässerte, denselben gesehen haben. Dieser Mann erzählte: „Als ich zu Sonnenuntergang gen Oten mich wandte, um die Wasserfuhr schließen zu gehen, da sah ich zu meinem nicht geringen Befremden vor dem Rotigo Haus im Blatt, das von den schrägen Strahlen der scheidenden Sonne beschienen wurde, eine männliche Gestalt sitzen, die in Altvätertracht gekleidet war. Prächtig leuchteten im Sonnenstrahl der silberbetrehte altmodische Hut, der faltige weite Scharlachrock und die reichgestickte Weste mit den silbernen Knöpfen und weiß wie Schnee waren die seidenen Strümpfe und das bauschige Weinkleid. Melancholisch und ernst blickte die Erscheinung nach mir herüber und winkte zu wiederholten Malen mit dem Stocke, auf dessen glänzenden Knauf sie sich stützte, mir zu, ihm in das Haus zu folgen. Scheu und Grauen vor einem so ungewohnten Anblick hielten mich jedoch festgebannt. So wie die Strahlen der Sonne mählich wichen, wurden die einladenden Gebärden des altväterischen Herrn immer dringender und häufiger, bis schließlich mit dem letzten Strahl er mit einem letzten unjagbar traurigen Blick verschwand.“

Den Schatz, den in Empfang zu nehmen der Erzähler des Obigen aus Scheu versäumte, soll dann späterhin ein anderer, dem derselbe zu drei Malen im Traum kundgetan ward, gehoben haben. Nur sei diesem Glücklichen bedeutet und ausbedungen worden, er solle auf seinem in der Nähe gelegenen Gute, das vordem zur Herrschaft Notigo Blatt gehört hatte, stetsfort offene Arbeit haben, d. h. den armen Leuten zu verdienen geben. Es sei dies auch wirklich der Fall, sagt man. N. v. Noten.



168. Das Waldfräulein.

Im Dunkel des Fichten- und Föhrenwaldes auf dem Rücken des sogenannten Spitzbiel-Hügels bei Goller trauert und träumt von einstigen bessern Zeiten ein uraltes zerfallenes Gemäuer. Diese weitläufige Hofstatt, die noch die Grundrisse mehrerer größerer und kleinerer ehemaliger Gelasse erkennen läßt, trug einst und ehavor die ragenden Mauern eines kleinen Schlößchens. Die Tradition nennt als letzte Bewohnerin dieses Waldschlößchens eine N. M. N., Tochter des Bannerherrn und Ritters Hans Noten und der Ehefrau desselben, Maria Jakobea auf der Fluo. Folgendes weiß der Volksmund über dieselbe zu erzählen: In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts starb zu Maron infolge des damals herrschenden sogen. schwarzen Todes das Geschlecht der Noten aus und nur eine einzige jugendliche Erbtöchter blieb am Leben. Diese zog sich auf den Rat ihres Schaffners oder Vormundes in das einsame Waldhaus zurück und wartete dort das Verschwinden der Seuche ab. An bestimmten Tagen, wann der reitende

Landbote unten am Fuße des Berges auf der damaligen Landstraße das Hornsignal gegeben, sandte das Fräulein ihre einzige Dienerin hinunter, Meldung und Brieffschaften abzugeben oder solche in Empfang zu nehmen. Um die Ansteckungsgefahr zu mindern, sollen die Sendungen vor der Entgegennahme in einen Topf voll Essig, der an der Straße auf einer Felsplatte stets bereit stand, getaucht worden sein und aus gleichem Grunde habe das Schloßchen mehrere Ziegen und Böcke beherbergt. Der beißende Gestank der letztern, sowie der harzige Geruch des Waldes haben der Sage gemäß ihre Wirkung nicht verfehlt und das Fräulein samt der Dienerin vor Ansteckung bewahrt. Als endlich nach Monden der schwarze Tod aus dem Lande verschwunden war, sah sich die einzige Erbin zur Herrin eines großen Reichthums gemacht. Jetzt fehlte ihr jedoch ein leiblicher Erbe dieses Reichthums und ihres Namens.

Da erinnerte sich das Fräulein, von ihren Eltern gehört zu haben, daß vor Jahren, als sie noch Kind gewesen, ein Vetter ihres Vaters nach Deutschland an eine Hochschule gewandert sei und nachmals am Hofe des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen mit einem Ehrenamt bekleidet worden. Es wurde ein beglaubigter Bote an den fernen Verwandten nach Sachsen abgesandt mit dem Aufgebot der Hand und der Reichthümer der Erbin, so dieser Willens sei, Stammhalter zu werden. Nach Jahr und Tag langte denn auch der Ersehnte, vom Kurfürsten in Huld und Ehren entlassen, in seiner Heimat glücklich an und die Hochzeit wurde mit Pomp gefeiert. Von diesem Ehepaar, dessen Porträte noch vorhanden sind, stammt die ältere Linie der Roten ab. Witwer geworden, nahm Hans Chr. Roten eine zweite Ehefrau aus dem nummehr erloschenen

Sittener Geschlechte Uldret und wurde, bereits betagt, Stammvater der jüngern. H. v. Roten.



169. Das Stammhaus der v. Steiger in Bern.

Einige Schritte von der Höhle des Heidenbiels entfernt erhebt sich auf einem Felsvorsprung die Ruine eines steinernen, festen Hauses, welches nunmehr als Scheune benützt wird. Hier soll, so meldet die Tradition — einstens eine Familie Steger oder Steiger gehaust haben. Aus irgendwelcher Ursache sei diese begüterte Familie aus dem Lande gezogen und habe sich in Bern niedergelassen. Einige wollen sagen, die Niederlage der protestantischen Partei im Wallis habe dieses Geschlecht zur Auswanderung vermocht. Die Sage berichtet, es seien diese Steiger Leute von außergewöhnlicher Körpergröße und herkulischer Kraft gewesen.

Merkwürdiger Weise lebt auch in der von Steigerschen Familie, die der Stadt und dem Kanton Bern manche ausgezeichnete Staatsmänner (unter andern den berühmten Schultheißen von Steiger zu Ausgang des 18. Jahrhunderts und den gegenwärtigen Regierungsrat) geschenkt hat, eine übereinstimmende Tradition fort, daß Wallis ihr Stamm-land sei. H. v. Roten.



170. Der Geist im Pfarrkeller.

In frühern Zeiten soll ein ruhelos herumirrender Geist die Umgebung des Pfarrhauses zu Maron unsicher gemacht haben, so daß einige Decennien hindurch die Pfarrer von Maron ziemlich häufig wechselten und das sonst ansehnliche Benefizium recht verrufen war. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts getraute sogar der damalige Milchherr sich nicht, auf der Burg Wohnung zu nehmen, sondern wohnte im Dorfe. Sein Amtsbruder im benachbarten Niedergesteln, einer, der mehr als Brod essen konnte, wie es unter dem Volke hieß, erbot sich nun, den Geist zu bannen. Das Anerbieten wurde vom Pfarrer in Maron freudigst angenommen und der Prior von Gesteln bannte den Ruhestörer in eine Weinflasche, worauf diese in die Wand des Pfarr-Weinkellers eingemauert wurde. Geht man im Spätherbst in diesen Keller, so soll man Gelegenheit haben, dort ein geisterhaftes Säusen und Brausen zu vernehmen. Wer's nicht glauben will, trachte vom Hrn. Pfürndeinhaber eine Einladung zum Kellerbesuch zu erhalten.

R. v. Koten.

171. Die edle Spenderin.

Durch Rudolph von Asperlin, der eine Tochter des mächtigen Witschard von Maron, Franziska mit Namen, ehelichte, kamen die Herrschaftsrechte der Maron zugleich mit dem, was von der Stammburg und zugehörigen Gütern übrig geblieben, an die Edlen von Asperlin, erbliche Meier zu Maron. Die letzte Stauuntochter der Esperlin oder Walliser Sagen

Esperlin, Johanna, heiratete einen Theobald von Erlach, Edlen von Spiez, im Berner Oberland und diese verkaufte, bevor sie ihrem Ehemann nach Spiez folgte (im Jahre 1508) ihre ererbten Güter und Rechte an den Bischof und Landesfürsten Mathäus Schinner zu Händen der Pfarrei Maron. Als diese letztere auf den Ruinen der ehemaligen Zwingherrenburg die jetzige Pfarrkirche erbaut hatte (1512), beschloß die edle Freifrau von Erlach-Esperlin, ihrer frühern Heimat ein stetes Denkmal der Erinnerung zu stiften und sandte zu diesem Zwecke ihre Kleinodien, die sie aus dem Wallis mitgenommen, nach Maron zurück, damit diese in den Guß der großen Glocke geschüttet werden; es war eine ganze Schürze voll. Daher soll der herrliche, majestätische Ton kommen, der diese 50 Zentner schwere Glocke zu einer der wertvollsten und schönsten des Landes macht. So erschallt nun seit 1515 von jener Stätte aus, von woher einst so viel Unheil und Zwist über Wallis ausgegangen, der Ruf des Friedens. Perenne sit ita! K. v. Koten.



172. Der Landeshauptmann und sein Helfer.

Vor dem großen Brande, dem der älteste Stadtteil von Sitten im Jahre 1788 zum Opfer fiel, war das hochragende Majoriaschloß der Sitz des Bischofs und, wenn den Landeshauptmann die Staatsgeschäfte dorthin beriefen, zugleich Residenz des Landeshauptmanns. Jahrhunderte lang sind diese altersgrauen Mauern sonach Zeugen der Entscheidungen über des Walliserlandes Wohl und Wehe gewesen. Was Wunder, wenn es dort nicht geheuer war, wie Nachfolgendes zeigt.

Von 1752—60 hatte J. Hildebrand Noten den Bischofsstuhl von Sitten inne. Kaum war derselbe mit seinen Familiaren in das Residenzschloß eingezogen, mußte er, wie seine unmittelbaren Vorgänger im Amte, J. Jos. Blatter und Franz Jos. Superjago, regelmäßig nachts seine Ruhe gestört sehen. War nämlich der letzte Schlag der Mitternachtsstunde vom Kathedralturm erklingen, wurde es oben im großen Landratssaale über dem Schlafgemach des Prälaten lebendig. Die Flügeltüre ging auf, Tritte wurden vernehmbar, ein Stuhl ward geschoben, ein schwerer, langer Seufzer ausgestoßen und alsdann raste ein fraßender Gänsefiel ununterbrochen über Pergamentrollen, bis der erste Hahnenschrei ertönte. Das ging so einige Nächte hindurch, bis es schließlich dem neuen Bischof zu viel ward. Eines Morgens wandte er sich an seinen Bruder, der das Amt des bischöflichen Kämmerers versah: „Von nun an verlegt Er, Herr Bruder, seine Schlafstätte in den Landratsaal und hat Acht, wer sich erfrecht, Unsere Nachtruhe zu stören!“ Das geschah. In der folgenden Nacht wachten der Kämmerer und sein treuer Phylax in dem Geistersaale. — Es schlug zwölf Uhr. Wichtig, da geht die Türe auf — und herein tritt ein hagerer, gepudertes Perückenherr im Staatsmantel, den Degen an der Seite, eine umfangreiche Pergamentrolle unter dem Arm. Der schreitet gravitatisch, ohne sich umzusehen zum Kanzleitsche, nimmt schwer seufzend an demselben Platz und fängt an zu schreiben ohne Hast und Ruhe bis zu Tagesanbruch. Mehrmals heßt der beherzte Kämmerer seinen Hund gegen den nächtlichen Schreiber los, doch diesen stört weder Klaffen noch Beißen. Es ertönt der Hahnenschrei — und spurlos verschwunden ist die Erscheinung.

Am Morgen nach angehörtem Rapport verfügt Se.

Gnaden: „Nächstes Mal soll der Spuck angeredet werden und so ihm noch zu helfen, weise man ihn an seinen Helfer!“ Es geschieht. Diesmal aber tat die Erscheinung einen Seufzer der Erleichterung und gab sich zu erkennen. „Ich bin,“ so sprach der Perückenherr, „Se. schaubare Großmächtigkeit, der Landeshauptmann R. R., hab' regiert von 1699—. . . und bin im Amte gestorben. Weil ich der Gesezgemacherei nicht abhold war, muß ich zur Strafe nun alle Paragraphen, an denen ich mitschuldig, niederschreiben und das würd' noch 1000 und 1 Nacht beansprucht haben. Weil ich gar so viel auf das Wörtlein „schaubar“ hielt, mußte ich mich nun nach meinem Ableben schaubar machen, bis mich jemand anreden würde. Und weil ich in meiner Aemtlisucht erst durch den Tod mich zum Rücktritt bewegen ließ, muß ich den Landeshauptmann spielen, bis ein Kirchenfürst mich von dieser Pflicht entbindet. Gehe und sage dies, so jemand es hören will im Lande Wallis! Melde auch, daß die Ambition und Aemterkumulation der nagende Wurm im Reichsapfel unseres Staates sei!“

„Schaubare Großmächtigkeit,“ (die Erscheinung lächelte befriedigt) sprach der Kämmerer, „ich soll Ew. Herrlichkeit einladen, zum Helfer zu gehen.“ Der Landshauptmann ging. Lange war er im Schlafgemach Sr. Gnaden. Als der Bischof morgens heraustrat, sah er bleich und abgemattet aus und der Schweiß rann ihm von der Stirne. „Das hat Arbeit und Schweiß gekostet, den von seinem Amt und seiner Strafe zu lösen,“ soll er zu seiner Umgebung gesagt haben. Der Landeshauptmann R. aber ließ sich fürder nicht mehr blicken.

R. v. K o t e n.



173. Das lachende Teufelchen.

In einem Dorfe des Oberwallis wurde der Pfarrgeistliche zu einem sterbenden Familienvater gerufen. Als er nach dem Hinscheiden desselben auf dem Heimwege sich nochmal unwaundte und einen mitleidigen Blick auf das Trauerhaus warf, erblickte der Geistliche auf dem Dachgiebel den Teufel, der dort vergnügt seine Krallenhände rieb und vor Lachen sich krümmte und schüttelte. Der gute Herr erschrock gar heftig, meinend, er habe sich bezüglich des christlichen Hinscheidens jenes Mannes geirrt. „Warum lachst denn so unbändig?“ fragte er bekümmert den Teufel. „Ist etwa diese abgechiedene Seele dir zugefallen?“ — „Nein, leider nicht,“ entgegnete der Lacher, „aber dieser Sterbefall bringt mir dennoch einen hübschen Profit. Denn wisse, geweihter Mann, nun bekommt die Witwe von amtswegen einen Vogt oder Kurator; der aber wird sich mit dem Eigentum der unglücklichen Hinterlassenen bereichern und sich um die Mutter und ihre Kinderschar keinen Pfifferling kümmern. Deshalb ist mir die Seele dieses Vogtes sicher.“ Sprach's und hüpfte lustig vom Dache auf und war verschwunden. „So gewissenlos und schrecklich sorglos wird denn doch das Waisenamt nicht sein,“ tröstete sich der Seelsorger. Leider aber hat der Teufel Recht behalten.

M. v. Kloten.

174. Kindliche Liebe.

Als die Freiherren von Turn zu Niedergesteln gezwungen waren, das Land zu verlassen, zog einer nach Zug und nahm den Namen Laubast, nachher Zurlauben an.

Im Jahre 1562 kämpfte Anton von Zurlauben an der Spitze der Schweizer für den König von Frankreich. Er hatte schon drei Wunden erhalten, als ein Feind mit einem Säbelhieb ihm den Kopf zerspalteln wollte. Das sah sein Sohn Erasmus. Eilends stellte er sich vor den Vater hin, um ihn zu schützen und empfing selbst den tödtlichen Streich. Er sank zusammen und starb, indem er sprach: „Gott sei Dank, ich habe meinen Vater gerettet!“

Lesebuch f. Primarschulen d. K. B. 1863.

175. Die Goller-Ruhi.

Von Außerberg aus beherrscht der Blick auf viele Stunden das Land hinauf und hinunter die Ebene des Rhonetales und die jenseitige Bergkette. Wohl das ödeste und am meisten melancholisch stimmende Gelände dieser ganzen weiten Strecke ist das Gebiet der Goller-Ruhi gegenüber Außerberg-St. German. Dort herrschte nicht immer jene schaurige Waldwildnis, die man gegenwärtig erblickt. Vor einigen Jahrhunderten lachte in jener Gegend das üppigste Wiesengrün und fruchtreiches Ackerland, ja selbst der Weinstock gedieh dort. Die Legende gibt folgende Ursache der traurigen Umwandlung jener Gegend an. Ein reicher Gutbesitzer all dort hatte von seinen Voreltern die Verpflichtung ererbt, vom schönsten Weizenacker, den er besaß, der Pfarrkirche von Maron einen jährlichen Fruchtzins zu liefern. Trotz wiederholten Mahnens unterließ dies der geizige Krösus. Da stürzte eines Tages der überhangende Bergtoss mit schrecklichem Gefrache herunter und begrub das ganze fruchtbare Gelände samt Gebäude und Besitzer unter seinem

Schutte klastertief. Seither heißt der Ort die Goller-
Rufi. N. v. Ruten.

176. Zu Tode g'leckt oder der Ziegenkopf im obern Ginzastafel.

Auf der Nordseite des obern Ginzastafels unmittelbar vor dem Eingang in den Färrich und in die verschiedenen Stallungen begegnet man einem gneisartigen Felsen, in welchem die Form eines Geißkopfes und darüber die Jahreszahl eintausend fünfhundert und siebenzehn (1517) mittelst eines Meißels eingegraben ist.

Die Aelpler, so geht die Sage, hatten einst aus mutwilligem Scherz oder Ernst gleichviel, jedenfalls aus Rohheit, krystallisierter Frechheit und Grobheit den Geißhirten mit einem Kübel voll Salzwasser überschüttet. Als dieser triefend von Salzwasser pflichtgetreu zur rechten Zeit die Ziegen auf die Weide führen wollte, waren diese salzriechend über ihn hergefahren, hatten ihn zu Boden gedrückt und zu Tod geleckt.

Zum Andenken dieses nicht gar schmeichelhaften Ereignisses oder vielmehr zum ewigen Brandmal dieses frevelhaften Vorgehens hatte der derzeitige Alpenvogt den Geißkopf mit der laufenden Jahreszahl in diesen Felsen hauen lassen.

N. Studer.

177. Pfarreiftiftung in Unterbäch.

Als die Leute von Unterbäch bei der Lostrennung ihrer Gemeinde von der Pfarrei Karon auf Schwierigkeiten stießen, machten sich zwei Männer — Bergbauern auf und zogen nach Rom, wo sie Guxentappen, grobe wollene Handschuhe, Schneeüberstrümpfe, Fußeisen, Schneereife, mit Eisen wohlbeschlagene, zugespitzte Stöcke zu den Füßen des hl. Vaters legten mit der flehentlichsten Bitte, man solle sich ihrer doch erbarmen, ihnen die Errichtung einer Pfarrei gestatten und sie nicht länger zwingen, in solcher Rüstung und mit solchen Waffen zum Gottesdienste zu gehen. Die Bitte fand Erhörung.

R. W. S. Nr. 47.

178. Die Frau am Brunnen.

Ein Mann, der in der Nacht einmal zu Nippel beim obern Brunnen Wasser holen wollte, sah dort eine Frau in sonderbarem Anzuge und mit einer weißen Schürze. Es wunderte ihn, wer die sein möchte und trat auf sie zu. Allein sie floh vor ihm und trotzdem er aus Leibeskräften rannte, konnte er sie nicht einholen. Bei der Märetmattstapfe entschwand sie ganz aus seinen Augen

J. Berlen.

179. Der Räuber.

Die Vorfahren der Talsendersfamilie lebten auf der Hofmauer außerhalb Ferdens. Dortkehrte einst ein Weib ein und bat um Herberge.

Seine Bitte wurde ihm gewährt. Der Mann, der abends spät etwas angeheitert nach Hause gekommen war, begab sich sogleich zur Ruhe und schlummerte ruhig ein. Die Hausfrau aber konnte sich nicht recht beruhigen: das fremde Weib fiel ihr auf. Während sie in wachem Zustande neben ihrem Manne lag, sah sie auf einmal ein Messer in der Stube glänzen, die vom Mondschein halb erleuchtet war. Schnell weckte sie ihren Mann, der den frechen Eindringling — das Weib war ein verkleideter Räuber — aus dem Hause jagte. Dieser floh den Finstertellilöchern zu und wurde nicht mehr gesehen. N. Werlen.

180. Der Geist im Stalle.

Im Kellerstall z'Wohlfahrt haust eine alte Frau in altmodischer Tracht und Ringlischuh. Als Melchior Mlöber einst in der Nähe wässerte, hörte er einen eigentümlichen Lärm in dem Stall. Es war, als ob dort jemand alles über den Haufen schlage. Als er hinkam, um nachzusehen, wer so in seinem Eigenthume hanse, sah er niemand und fand alles in bester Ordnung. — Ein anderes Mal, als des Hans-Martin-Murmanns Joseph dort das Vieh verpflegte, wollte er sich in die erste Schlopse bei der Türe hinsetzen. Er fand aber keinen Platz. Sogleich zündete

er ein Licht an; da war der Spud verschwunden; er sah nichts mehr und konnte sich ruhig hinsetzen.

J. Werlen.

181. Die Marmeltiere.

In der Weizkummen (Vötschen) gruben einmal Weizriedner nach Marmeltieren. Schon waren sie ihnen sehr nah, da sagte einer, der eben am Graben war und die Marmeltiere bereits bemerkt hatte: „Für heute abend ist nichts zu machen.“ Daraufhin gingen die Männer heim. Als alle wieder zu Hause waren, sprach jener Mann zu seinem Sohne: „Komm, gehen wir wieder zurück, wir werden die Marmeltiere bald haben, denn ich war ihnen auf der Spur.“ Auf dem Wege schrien aber die Raben so laut, daß dem Sohn ganz gruselig wurde und er dem Vater sagte: „Warum schreien denn heute abend die Raben so laut?“ Der Vater jedoch antwortete mit bitterem Spotte: „Wenn sie singen könnten, so täten's sie: weil sie es aber nicht können, drum schreien sie.“ Auf dem Platze angelangt, wo die Marmeltiere waren, kroch der Vater in die Grube hinein, doch plötzlich fiel dieselbe über ihm zusammen und begrub ihn lebendig. Der Sohn eilte entsetzt von dannen. Ueber diesen Platz soll seitdem kein Tier mehr gegangen sein.

J. Werlen.

182. Der Mann im Mittliwald.

Eines Morgens, noch bevor der Tag angebrochen war, kam Augustin Nieder von Wyler mit seinem Sohne aus der

Laucheralpe herab. Wie sie sich dem Walde näherten, sprang ein Mann vom Mittlwald her. Da sie den Mann gerne hätten kennen wollen, liefen sie ihm nach; aber ohne Erfolg, denn plötzlich war er aus ihren Augen entschwunden. „Das muß nicht recht gewesen sein,“ meinte Augustin, „denn uns beiden würde hier keiner so schnell entgehen.“

J. Werlen.

183. Die indianischen Ziegen.

Am Wiflenzu hat einmal ein Vater einen Sohn gehabt, der bis zum 20. Jahre noch einen Glodenrock getragen hat. Weil sie dort einsam und abgelegen vom Verkehr mit den übrigen Talbewohnern gelebt, hatte der Bube noch niemals Weibervolk gesehen. Einmal, es war an einem Sonntag, sah er mehrere Weiber und Töchter mit weißen Schürzen vom Weißenriedberg herabkommen. Sie gingen nach Kippel zur Kirche. Da fragte der Bube verwundert den Vater, was denn das für Tiere seien. Der Vater aber antwortete, das seien indianische Geißen. Darauf entgegnete schnell der Sohn: „Solche Geißen möchte ich auch haben.“

J. Werlen.

184. Der Schwinger.

Am Ferdenried lebte vor langer Zeit ein Vater mit seinem Sohn. Der Vater verrichtete alle Feldarbeiten allein, während der Sohn die Ziegen hütete. Als einmal der Vater einen Acker hauete und der Bube sah, wie der Vater von Zeit zu Zeit ausruhte, sprach er zu ihm: „Vater, wa-

rum ruhst du denn immer aus?“ Darauf erwiderte der Vater: „Nun, so schlage du einmal eine Furche von einem Ende des Ackers zum andern ohne zu ruhen!“ Freudig nahm der Sohn die Haxe zur Hand und schlug die Furche ohne zu ruhen. „Nun gut,“ sprach jetzt der Vater, „von nun an mußt du auch an die Haxe!“

Dieser Niedbub ging einft nach Sitten. Dort forderte gerade ein fremder Schwinger alle zum Schwingen heraus. Da es keiner sonst mit ihm aufnehmen wollte, meldete sich der Niedbub und überwand mit Leichtigkeit den fremden Prahler. Als alle ihm zujubelten, und ihm einen Lohn anboten, forderte er ein Miet (12 Maß) Korn. Gerne gab man es ihm. Dann nahm er das Korn auf den Rücken und ging fürbaj. Am Mattenstug schüttelte er noch samt der Bürde Klüffe von den Bäumen herab.

J. Werlen.



185. Der Beinhauschädel.

In Hoden (Lötichen) hatten einmal junge Leute einen geheimen Tanz. Da wurde auch vom Fürchten geredet. Einer sprach: „Wer dürfte jetzt aus dem Beinhaus einen Totenschädel holen?“ Ein übermütiger Bursche erklärte sich sofort bereit dazu. Er machte sich auf, kam bis zum Beinhaus und nahm den ersten besten Totenschädel zur Hand und eilte damit fort, der Alpe zu. Wie er ins Niedholz kam, wurde der Schädel in seiner Hand immer schwerer und schwerer. Ein Gruseln überlief den frechen Burschen. Da fing der Schädel zu reden an und sprach: „Wenn du heute nicht den Schädel deines Vaters hättest, so würdest

du erfahren, was du getan hast.“ Der Bursche ging an jenem Abend nicht mehr in die Alpe, sondern kehrte um, trug den Schädel ins Weinhaus zurück und begab sich heim.
N. Werlen.

186. Der Tanz.

Auf der blühenden Alpe hatten junge Leute einen Tanz veranstaltet. Da ging es lustig her. Um auch etwas Besseres zum Schmauzen zu haben, entschloß man sich kurzerhand ein Schaf und ein Schwein zu stehlen, dieselben zu schlachten und zu braten. Während zwei Burschen gerade daran waren, das Schwein zu schlachten, kam ein Mann daher, bemerkte sie und hörte ihren Reden in einem Verstecke zu. Bald merkte er, daß sie sein Schaf bereits geschlachtet hatten. Als die Schlächter das Gedärm des Schweines scheiden wollten, wußten sie nicht wo beginnen. Drum öffnete einer die Türe der Tanzstube und rief hinein: „Wo ist der Schweine Anfang?“ worauf der Spielmann schlagfertig antwortete: „Bei dem Magen, bei dem Magen! Tanzt froh ihr jungen Knaben!“ Dem Horcher kam die ganze Geschichte nicht gar heimlich vor. Er wollte das Weite suchen. Die Schlächter mußten ihn aber bemerkt haben, denn sie verfolgten ihn. Einer lief ihm nach bis ins Dorf Blatten. Dasselbst holte er den Verfolgten ein, als dieser gerade in einen Stall hineinsprang, um sich zu verbergen. Ohne sich lange zu besinnen, folgte der Schlächter in den Stall hinein nach und schlug den Mann, daß er bewußtlos und wie tot nieder sank. Völl Angst, einen Mord begangen zu haben, eilte der Bursche heim und nahm von seiner Mutter Abschied mit den Worten: „Ich muß mich

flüchten, ich habe einen Mann totgeschlagen.“ Dann stürmte er hinaus und wollte schleunigst das Thal verlassen. „Doch bevor ich gehe,“ dachte er noch bei sich selbst, „will ich mich doch überzeugen, ob der Mann wirklich tot ist.“ Er lenkte seine Schritte zum verhängnisvollen Orte, wo er die Schreckenstat glaubte vollbracht zu haben. Wie erleichtert atmete er auf, als er in den Stall hineinsah und sah, daß der Mann auf allen Vieren herumkroch und seine Kappe suchte!

J. Werlen.

187. Im Weinhaus von Lötjchen.

Ein Bursche und ein Mädcl aus Lötjchen hatten verabredet, einen Tanz zu besuchen. Sie hatten einander im Weinhaus das Stellbischein gegeben. Der Bursch war zuerst da und wartete auf sein Liebchen. Indessen wurde ihm das Warten bald verleiden gemacht. Ein Totenschädel rollte bis zur Thüre des Weinhauses herab und fing zu sprechen an: „Für diese Nacht bist du weit genug! Ziehe heim!“ Schleunigst suchte der Bursche seine Wohnung auf.

J. Werlen.

188. Die Diebe.

Eine Bande großer, starker Männer, die auf dem Dietrich wohnten, hielten einst Rat, wie sie am besten am Nied (Lötjchen) den Bienen ausnehmen könnten. Ein Mann, der hinter einem Schob versteckt war, hörte ihren Anschlag und berichtete ihn noch rechtzeitig den Leuten von Nied. Man

hielt Wache. Als einer die Diebe herankommen sah, öffnete er die Fenster und rief um Hilfe. Als die Diebe dies bemerkten, zogen sie unverrichteter Dinge ab. Einer von ihnen aber warf sein Bein durch das geöffnete Fenster, daß es in der Binde im Zimmer stecken blieb. J. Werlen.



189. Der Feierabend.

Dort wo heute zu beiden Seiten des Wylerbaches Steingeröll und nur spärliche Weideplätze sind, dehnten sich einst fruchtbare Matten aus. Diese gehörten zwei Schwestern an. Sie hatten die fromme Gewohnheit, am Samstag abend, wenn es Feierabend läutete, die Arbeit auf dem Felde einzustellen, um sich würdig auf die Feier des Sonntags vorzubereiten. Sie nahmen es mit dieser ehrwürdigen Sitte so streng, daß, wenn z. B. eine Bürde Heu geladen aber noch nicht zusammengebunden war, wenn es läutete, sie das Seil unter der Bürde wegzuziehen und diese selbst auf der Wiese zu lassen befahlen. Da kam einmal ihnen die Versuchung, den frommen Gebrauch außer acht zu lassen. Am folgenden Morgen fanden die Schwestern ihre schönen Matten gänzlich verwüstet, mit Schutt und Steingeröll bedeckt. J. Werlen.



190. Wo ist der Lötcher älteste Glocke?

Nach einer allgemeinen Sage zu Lauterbrunnen im Berner Oberland stammt die große Glocke dieser Pfarrei aus

dem Lötischtale im Wallis. Sie wurde nach einem glücklichen Einfall der Berner in Löttschen über den Tschingelgletscher nach Lauterbrunnen auf einem Gerüste transportiert, das man 1830 beim Abbruch der alten Kirche wieder gefunden hat. Später erboten sich die Löttscher, welche die Glocke gerne wieder zurückgehabt hätten, für den Rückkauf soviel Geld zu geben, als die Glocke wiege. Die Lauterbrunner gingen darauf nicht ein. Noch heutzutage heißt die Glocke die Löttscherglocke. P. Foller.

Siehe Dr. Arnold Rüscheler. Die Glockeninschriften im reformierten Teile des Kantons Bern, Amt Lauterbrunnen.



191. Der Stampbach.

Der Stampbach floß einst in gerader Richtung vom Berge in die Lonza. An seinen Ufern waren herrliche Wiesengelände. Dort besaß auch ein Jäger von Eisten mehrere Matten. Als er einst oben im Gebirge jagte, wo der Bach aus dem Gletscher quillt, gewahrte er, daß der Gletscher bedeutend zurückgegangen war und der Bach über lose Moräne floß. Es drohte also den Wiesen die größte Gefahr, verheert zu werden. Darum beschloß der Jäger, die Wiesen so bald als möglich zu verkaufen. Ein reicher Fehrdner, der sonst fast überall im Tale Güter besaß, war gerne bereit, die Wiesen des Jägers zu kaufen. Der Vertrag wurde abgeschlossen und der Jäger strich vergnügt das Geld in die Tasche. Am andern Tag verheerte der Bach das ganze Gelände und verwandelte es in eine Steinwüste. Nun quälten den schlauen Jäger aber doch Gewissensbisse,

er nahm das Geld und wollte es dem Käufer seiner Wiesen wieder einhändigen. Dieser nahm es aber nicht an.

J. Werlen.

192. Das Roß im Telli.

Zwei Männer aus Wyler gingen einst ins Telli, um den Schafen zu lecken zu geben. Beim Seewli sahen sie eine Gestalt, die fast aussah wie ein Roß. Bei dem Anblick dieser außergewöhnlichen Gestalt fing der eine zu beten an. Die Gestalt rührte sich aber nicht vom Platze. Da begann der andere zu fluchen — und siehe! die Gestalt zog die Seewlislühen hinauf, einen feurigen Schein auswerfend, der das Firmament zu erreichen schien.

J. Werlen.

193. Der Schälbätbozen. (Löttschen)

Am Schälbät sah einst ein Hirte, der dort im Winter das Vieh verpflegte, im Hofe zwischen der Hütte und der Scheune einen Mann in altertümlicher Kleidung. Der Hirte wollte sich dem Manne nähern; dieser aber floh in die Scheune hinein, wo er dann wartete und dem Hirten offenbarte, warum er hier sei. Er müsse hier leiden, sagte er, weil er einmal in dieser Scheune Heu gestohlen und es unterlassen habe, dasselbe zurückzuerstatten.

J. Werlen.

194. Der Jäger.

Ein Jäger, der vielmal in die Alpe (Löttschen) jagen ging, hörte einst auf dem langen Gletscher weinen und singen. Das konnte er sich nicht erklären und ging über den Gletscher hin. Da sah er zwei Frauen; die eine, im Gletscher eingefroren bis an den Hals, sang, die andere, nur eingefroren bis an die große Zehe, weinte. Darüber sehr verwundert, fragte der Jäger die Frau, die bis an den Hals eingefroren war, warum sie denn singe, während jene weine, die noch kaum angefroren sei. Da antwortete sie ihm: „Ich singe, weil ich bald erlöst bin; jene weint, weil ihr Leiden eben erst beginnt.“ J. Werlen.

195. Die Schwistumträger.

Mutwillige junge Burschen führten einst einen losen Streich aus. Sie rissen in der Laucheralpe einen Schweinstall ab und trugen das Holz in der Nacht weit in die Alpe hinauf bis aufs Arbä. Dort stellten sie den Stall wieder auf. Als sie die First aufsetzten, jauchzten sie. Da jauchzte es ihnen entgegen, aber markerschütternd. Darauf nahmen sie Reißaus. Wie sie in den Holzboden kamen, hielt eine feurige Haspel sie wie in einem Kreise gebannt. Sie konnten nicht mehr weiter. Da gelobten sie eine Wallfahrt nach Kühmatt zu machen, wenn sie unverfehrt nach Hause kämen. Darauf verschwand die feurige Haspel und sie konnten ihren Weg fortsetzen. J. Werlen.

196. Der Tierquäler.

Stephan Rieder von Kippel schwärmte einmal in der Nacht in den Alpen herum. An der Urbecke fing er ein junges Zicklein, legte einen Stein ihm ins Ohr und zwickte dann hie und da das Ohr zusammen. Das tat dem Zicklein sehr weh und es blärte erbärmlich. Der rohe Mensch zog aber von einem Stafel zum andern mit dem Zicklein und weckte überall die Leute aus ihrem süßen Schlummer durch das Blären des jungen Zickleins. In Hocken endlich ließ er von dem frechen Spiele ab und begab sich auf den Heimweg. Kaum war er ins Niedholz etwas unterhalb der kleinen Kapelle gekommen, da sah er mitten im Weg eine große schwarze Gestalt mit einem Auge. Er konnte nicht mehr weiter, sondern mußte zur Kapelle zurück und nur auf einem langen Umwege kam er endlich heim.

N. Werlen.

197. Der Schafdieb in Löttschen.

Ein Mann hatte in frühern Zeiten einmal im Tale Schafe gestohlen. Er trieb sie über den Löttschenpaß nach Bern und verkaufte sie daselbst. Nun muß er zur Strafe für seinen Frevel büßen. Seine Pein besteht darin, daß er jenen Weg, den er einst mit den gestohlenen Schafen begangen, jede Nacht zurücklegen muß. Viele haben ihn schon gehört, wie er als Schafstreiber daher kommt und schreit: „Hui, hui!“ Einmal haben die Weinfuhrleute des Priors, vom süßen Traubensaft wohl etwas angeheitert, den Schafstreiber nachgeäfft und ihn herausgefordert. Aber

als sie bis zur Brücke von Hohsteg kamen, da wollten die Pferde nicht mehr weiter. Der Prior, der etwas nach ihnen dort anlangte, half ihnen endlich vorbei. „Heute ist es besser,“ jagte er seinen Fuhrleuten, „daß ihr einen Geistlichen bei euch habt.“

J. Werlen.

198. Das Almosen.

Auf den Alpen von Faldum, Resti und Rummen (Löttschen) verlor man hie und da die Kühe auf eine ganz unerklärliche Weise. Hirten wollen manchmal gehört haben, daß eine Stimme hinter den Kühen erscholl: „Loba, loba, lo! Schwarzzi, bruini Chuä, gäg'n z' Muglihorn zuä!“ Dann wußte man von den Kühen drei Tage nichts mehr und, wenn sie wiederkehrten, trugen sie Kornähren zwischen den Klauen und gaben rotgefärbte Milch. Auf den Rat guter Männer hin machten die Alpgeteilen das Gelübde, jedes Jahr ein Almosen an die Armen des Tales zu entrichten. Von da an hörte die Plage auf.

J. Werlen

199. Untergang der Dörfer von Löttschen.

Blatten werde von den Schnecken untergraben. Wyler werde vom hangenden Gletscher in den Bannwald hinaufgeschlagen. Kippel, das auf Schwarzerlen gebaut sei, werde versinken. Ferden werde der Gollenbach in die Krejschern hinabschlagen.

J. Werlen.

200. Die Kapelle in Rühmatten (Löttschen).

Fromme Hirten erbauten in Rühmatten ein einfaches Bethaus. Als sie wie üblich in stiller Abendstunde den heiligen Rosenkranz beteten, erblickten sie ein hellschimmerndes Licht, das seinen Glanz auf eine verwitterte Marienstatue warf. Sie holten dieselbe und bargen sie einstweilen in ihrer Hütte, bis sie nach Jahr und Tag ein Kapellchen erbauten, in welchem sie die Statue aufstellten. An den Vorabenden der Marienfesten versammelten sich die Hirten stets wieder um die Statue und sahen beim Hinausgehen bisweilen hellbrennende Lichtlein. Wer sie beobachtete, sah sie hell und lieblich bis vor Tagesanbruch glänzen und dann plötzlich erlöschen. — Das Vertrauen wuchs. Das Kapellchen wurde vergrößert. Aus dem Kapellchen wurde nach eingeholter Bewilligung des Oberhirten Bischof Jordan 1555 eine für den öffentlichen Gottesdienst bestimmte Kapelle. So haben wir in bildschöner Gegend die von der schäumenden Lonza umrauschte Kapelle von Rühmatten in Löttschen.

Vgl. Burgener. Wallfahrtsorte d. Schweiz II. Bd. S. 239.



201. Die reiche Tochter.

In Obermatt eine Stunde oberhalb Ergisch besorgen im Winter gewöhnlich die jungen Leute das Vieh. Unter diesen war auch eine lebensfrohe, junge Tochter, deren Eltern begütert waren. Wie die Jungen nun einmal sind, muß gescherzt werden, und müssen oft ganz ernste Sachen zum Späße herangezogen werden. Mit Einverständnis der

jungen Tochter sollte sich dieselbe nach dem Dorfe Ergisch hinunter schlittnen lassen und zwar als Leiche, um dadurch die Eltern der Tochter zu erschrecken und ihr Jammern und Klagen anzuhören. Der Leichenzug ging unter Scherzen und Lachen den Berg hinunter. Einzelne waren vorausgegangen, um die Eltern von dem kommenden Leichenzuge in Kenntniss zu setzen. Die guten Eltern gingen nun jammern und klagend der Leiche entgegen; mit ihren Klagen vermischten sich im geheimen gewechselte Scherze der Begleiter. Als die Scheinleiche ihrer lieben Tochter vor ihnen lag, weinten und jammerten die Eltern, daß sich Steine hätten erbarmen müssen. Die andern aber lachten und scherzten. Doch welcher Schauer und Schrecken bemächtigte sich aller Anwesenden, als bei der Enthüllung der Scheinleiche eine wirkliche Leiche dalag. So straft Gott die Spötter.

Fr. Zehnder.



202. Der Holzhacker.

Oberhalb der schönen Ebene Obermatt schmückt ein schöner Wald den Bergeshang. Durch denselben ziehen sich verschiedene Schleiße (Gräben) vom Bergesrückten bis hinunter in die Wiesen Obermatts. Bei starkem Schneeschmelzen und Regen fließt das strömende Wasser in alle diese Gräben, reißt mit unbezwingbarer Gewalt Holz, Steine und Schutt mit sich fort und setzt dann alles unten auf den Wiesen ab. Ein wohlhabender Bauer faßte nun einst den Plan, um seine Wiesen künftig vor Schutt und Verwüstung sicher zu stellen, hoch oben am Berge den Graben, der zu seinen Gütern führte, mit Steinen und Holz abzusperren. Die Folge war, daß nun die ganze zerstörende

Schuttmasse, nicht mehr geteilt wie früher, sondern vereinigt durch einen Graben floß und so unten eine viel größere Verheerung anrichtete. Man will nun an dem Orte, wo die Sperren sich befinden, sehr oft einen Holzhacker in altmodischer Kleidung gesehen haben, der immer wieder, besonders in den Quatembertagen, Holz und Steine in den Graben hineinwirft.

Fr. Zehnder.

203. St. Antonius im Weruwald bei Ergisch.

Michael Heinen von Außerberg ging einmal mit seinem geladenen Pferd gegen den Schwarzwald hinauf, um Robi auf die Metenalpe zu führen. Wie er an den Fels kam, wo heute das St. Antoniusbild ist, wollte sein Pferd nicht mehr weiter. Gröbe und Güte, Drohen und Schlagen halfen nichts mehr. Endlich versprach er, ein Bild zu Ehren des hl. Antonius an selbem Orte aufzustellen, wenn er mit seinem Roß glücklich auf die Alpe komme. Kaum war das Gelöbniß gemacht, ging das Pferd ruhig weiter, wie wenn nichts vorgekommen wäre und widersetzte sich niemals mehr. Seither wird dieser Ort sehr viel besucht und manches Anliegen ist hier durch ein vertrauensvolles Gebet erledigt worden. Zeugniß hievon sind die vielen Bilder und Votivtäfelchen, die den ausgehöhlten Felsen mitten im schattigen Gehölze zieren.

G. Christ.

204. Der Spielmann.

In der Nähe von Wiedenbrunnen bei Oberems sieht man noch die Ruine eines alten Hauses, in welchem einst

ein Spielmann mit seiner Familie gewohnt hatte. Lustig und fröhlich wie er stets war, soll er eines Tages zu seinen Leuten gesagt haben: „Rufet mir den Seelsorger in Leuf, ich will beichten; denn mein Lebensende ist gekommen — ich scheide bald aus dieser Welt.“ Seine Leute hielten dies für einen Scherz, da er ja noch ganz rüstig und gesund war, und zudem ein solch stürmisches Winterwetter draußen tobte, daß man kaum die Türe zu öffnen wagte. Der Vater aber bestand darauf und die Söhne machten sich auf den Weg. Beim Pfarrer in Leuf angekommen, setzten sie ihm die Sachlage auseinander. „Bei solch stürmischem Wetter!“ entgegnete der Pfarrer. „Wenn's grad sein müßte — aber der Mann ist ja nicht ernstlich krank. Morgen wird das Wetter wohl besser sein.“ Doch die Söhne beharrten auf ihrem Begehren. Der Pfarrer sah die Verantwortlichkeit seines Amtes ein und begab sich noch in derselben Nacht mit seiner Begleitschaft auf den Weg. Sich mühsam fortarbeitend durch den tiefen Schnee, und vom wilden Schneegetriebe umstürmt, kamen sie endlich nach unsäglichen Strapazen beim Hause des Spielmanns an. Sie traten ein und fanden den Spielmann am Tische sitzend, gesund und munter, seinem Musikinstrumente wundervolle Töne entlockend. Der Seelsorger gab ihm einen leisen Verweis, daß er rüstig und gesund ihn bei solch stürmischem Wetter mit dem Allerheiligsten habe heraufkommen lassen. Der Spielmann antwortete: „Ich bin wohl noch rüstig und gesund: allein ich befinde mich am Ende meines Lebens. Ich wünsche die hl. Sakramente zu empfangen.“ Der Priester spendete sie ihm. Kaum hatte sich alsdann der Pfarrer vom Hause etwas entfernt, da fiel der Spielmann in die letzten Züge und schied aus dieser Welt. Als der Pfarrer den schnellen Hingang des Spielmanns in die

Ewigkeit vernahm, fand er sich veranlaßt, beim hochwürdigsten Bischof zu erwirken, daß eine Pfarrei in Ems gegründet werde, um so den Bewohnern die sehr nötige Gelegenheit zu bieten, die hl. Sakramente empfangen zu können, welchem Begehren dann auch entsprochen wurde.

Fr. Zehnder.

205. Das Turtmannthal.

Die Sage schwebt mit leichtem Fuß heran und weist uns hin auf ein Thal, das der Schöpfer mit allen Vorzügen der Schönheit und der Pracht ausgestattet hat. Es ist das Turtmannthal. Zierliche Dörfer und Weiler schmückten die Gegend. Allmählig ansteigende Wiesen- und Ackerflächen boten dem Wanderer einen reizenden Anblick, eine vielbesuchte Verkehrsstraße verband Italien mit dem Rhonetale. Das war das Eden, von dem die Sage geträumt und erzählt hat. Und was bietet jetzt das selbe Thal dem Auge des Wanderers? Eine öde Fläche, meistens mit Schutt und Geröll bedeckt, aus dem kümmerlich das spärliche Gras sich emporwindet zur dürftigen Nahrung des Alpenvieh's, notdürftig hingestrente Alphütten und Ställe, verwildertes Gebüsch und Gestrüppe, am Ende des Tales ein riesiger Gletscher, unter welchem die schöne Alpe Blümli mit der alten Verkehrsstraße begraben liegt. Und doch durchtönt im Sommer dieses stille Thal der Herden Geläute, vernimmt man die Gebete der frommen Pilger, die hinwallen zum Gnadenort der Mutter Gottes von Meiden und hört man die buntsprachigen Lobpreisungen der Reisenden, die in Gruben eine gastliche Herberge gefunden. Hinauf zum Gletscher!

Hier war vor Zeiten die schönste Alm. Blümli hieß ihr Besizer. Blind war er, aber hellsehend seine Tochter Kathri. Der Hirtenbub war ihr gewogen und sie unterhielt mit ihm einen sehr schlechten Lebenswandel. Während sie mit dem Hirten in Saus und Braus lebte, mußte der alte Vater vor Hunger darben. Da erhob sich aber auch die strafende Hand Gottes. Am Tage vor der Abfahrt trieb der alte Vater das Vieh abseits vom Stafel auf den letzten Weideplatz. Dann zog ein gewaltiger Sturm über die Gegend, löste den hochoben am Bergeshange angeklebten Gletscher. In wuchtiger Eile stürzte derselbe auf die tief unten am Fuße des Berges hingebreitete schöne Alpe und begrub unter seiner eisigstarrten Masse den Hirten, die Sennerin und den kleinen schwarzen Hund. Seither sah man oft einen schwarzen Hund talanswärts laufen mit dem Rufe:

Ich und mein Kathri
Müssen ewig in der Blümlisalp si.

Fr. Zehnder.

Vgl. N. B. S. Nr. 81.

206. Die Käseverteilung an die Armen (Turtmantal).

Es war einmal eine Zeit, als das Turtmantal von Schlangen geradezu überfüllt war. Hinter jedem Stoc und Stein schlich das häßliche Ungeheuer hervor; Tiere und Menschen waren den gefährlichen Schlangenbissen ausgesetzt.

In dieser Not gelobten die Alpengeteilen, jährlich am Vortag von Maria Himmelfahrt den Käse von einem Tag an die Armen der Umgebung zu verteilen, was noch heut-

zutage alljährlich geschieht. Seither haben die Schlangen abgenommen und diese unliebsame Plage hat aufgehört.

G. Dbrist.

207. Die verschüttete Kapelle.

Eine halbe Stunde hinter dem Taubenwald im Turtmanntal stand einst eine kleine Kapelle. Oben hing der gewaltige Rollentschuggen herunter und drohte jeden Augenblick auf die Kapelle hinunter zu fallen. Doch ein guter Schutzgeist wachte nimmermüde. Neben der Kapelle war ein Jägerhäuschen. Eines Morgens zog es den Jäger wieder mit aller Gewalt hinauf ins Gebirg. Kaum stand er auf der Höhe des Rollentschuggen, sah er in Schußweite eine weiße Gemse. Eben wollte er anlegen, als die Gemse ihm zurief: „Töte mich nicht.“ Doch der Jäger hörte nicht auf ihr Flehen und Bitten. Er schoß, sie fiel und er trug sie nach Hause.

Kaum war er zu Hause angekommen, stürzte der Berg hinunter und begrub die Kapelle. Fr. Behnder.

208. Die Kapelle in Meiden (Turtmanntal).

Nach altem Brauch gingen die Alpengeossen einige Tage vor der Alpfahrt nach Meiden, um Steg und Weg herzustellen und die notwendigen Abräumungen vorzunehmen. Bei dieser Gelegenheit ereignete es sich, daß zufällig ein auf diesem Erdreich selten vorkommender Kreideblock vom

Wasser ganz umflossen im Turtmannbache gesehen wurde. Als die Geteilen diesen Block sahen, sagten sie: „Schade, daß dieser Kreidestein im Wasser liegt und nicht auf trockenem Boden; sonst könnten wir denselben benützen zu einem Kapellenbau.“ Am nächsten Morgen befand sich der Kreidestein wirklich diesseits des Baches auf trockenem Boden. Der Kapellenbau wurde sogleich begonnen und so entstand der berühmte Wallfahrtsort von Meiden.

Fr. Zehnder.

209. Die Teufelstritte im Birch (Turtmannthal).

Wenn der Wanderer von Turtmann nach Meiden geht, erblickt er etwa zehn Minuten ob dem Weiler Tuminen im Birch auf einem großen Felsen dreizehn Fußstapfen deutlich eingeprägt. Hieran ist folgende merkwürdige Begebenheit geknüpft.

Pater Schulzki, Rektor von Ergisch, ging eines Tages nach Meiden die hl. Messe zu lesen. Es war an Maria Geburt, am Patronatsfeste der dortigen Kapelle. Eine Menge Volk hatte sich, wie üblich, an diesem Tage von nah und fern hier eingefunden. Es war schon Mittag und noch wartete immer die Schar der Gläubigen auf die Ankunft des Priesters. Endlich kam Pater Schulzki mühsam in Meiden an. Er war abgemattet, bleich und blaß; an seinem Angesichte konnte man deutlich merken, daß irgend ein Mißgeschick ihm zugestoßen sei. Auf die Frage, was die Ursache seiner so späten Ankunft sei, gab er nur stumme Antwort. Erst als er nach beendetem Gottesdienst sich etwas erholt hatte, erzählte er mit sichtlich erregter Miene seinen

schweren Gang ins Thal. „Noch nie,“ sagte er, „habe ich solches erlebt, was mir heute auf dem Wege hierher vorgekommen ist. Ich wäre ganz gewiß nicht weiter gekommen, wenn die Mutter Gottes nicht geholfen hätte. Als ich nämlich den steilen Weg von Tuminen heraufkam, hörte ich plötzlich ein unheimliches Geräusch; ich blieb stehen und schaute nach, was das zu bedeuten habe. Doch da stellte sich mir in einiger Entfernung eine furchtbare Menschengestalt vor Augen. Das pechschwarze Angesicht, die flammenden Augen, das wildverworrne Haar, aus dem zwei hackenförmige Hörner hervorstachen, machten mir das Blut in den Adern stocken. Wie nun diese Schreckensgestalt auf mich zukam, da wankten mir die Beine und ich fiel um. Doch bald beherrschte ich mich wieder, machte das Kreuzzeichen und redete diesen bösen Geist also an: „Im Namen Gottes frage ich, wohin willst du und was hast du vor?“ Der Dämon sagte unter drohenden Gebärden: „Ich will in ein ungebundenes Faß.“ „Was hat dies zu bedeuten?“ fragte ich weiter. „Es ist im Tale drinnen eine Frau die keinen Eherring trägt, d. h. ein ausgelassenes Leben führt, und die will ich in Besitz nehmen,“ gab der Teufel zur Antwort. Bei diesen Worten ging ein Schauern durch meine Glieder. Diese höhnische, höllische Miene, diese drohenden, teuflischen Gebärden gewährten einen entsetzlichen Anblick. Dennoch raffte ich meine Kräfte zusammen und beschwor den bösen Geist im Namen des dreieinigen Gottes. Auf dieses hin wich der Dämon mit einem weiten Sprung zurück und verschwand leuchtend und fluchend über die Halde hinauf, daß es unter seinen Füßen wie Feuer sprührte. Als ich nach langer Anstrengung meinen Weg weiter verfolgte, um, wenn möglich noch in Meiden Messe zu lesen, sah ich in der Nähe mehrere Fußstapfen im Felsen eingedrückt.“

Die Leute hörten dem ehrwürdigen Pater ängstlich zu und Schaudern überfiel alle Anwesenden. Heute noch sieht man dort dreizehn Fußstapfen eingeprägt und nennt sie die Teufelstritte.

G. Christ.

210. Der Weihwasserstein.

Nicht weit vom hohlen Stein auf der Emser Schafalpe befindet sich ein Stein, der die Form eines Weihwasserbeckens trägt. Der Wanderer kann hier vorbeigehen, wann er will, selbst bei anhaltender Trockenheit findet er hier Wasser vorhanden. Der Grund der Benennung „Weihwasserstein“, ist folgender:

Sepp, der fromme und brave Hirt vom hohlen Stein, hatte ein außerordentliches Glück mit seiner Schafherde. Von den Schafen, die er im Anfang des Sommers in seine Obhut nahm, fehlte im Herbst kein einziges. Als man ihn einstmals fragte, was er tue, daß er solches Glück in seiner Herde habe, gab er folgende Antwort: „Zu der Emser Schafalpe ist eine besonders gesunde Quelle, welche die Schafe vor jeglichem Uebel bewahrt.“ „Ja dieses Wasser vermag wohl dann und wann inuere Krankheiten abzuhalten, aber kann die Schafe nicht vor äußern Gefahren schützen,“ wendete man ein. Der gute Sepp antwortete: „Wissen sie, dieses Wasser wird nicht innerlich, sondern äußerlich angewendet und vermag die Herde innerlich und äußerlich zu schützen. Nämlich morgens und abends, nachdem ich meine Andacht verrichtet habe, besprenge ich meine Herde mit diesem Wasser und niemals habe ich Unglück.“

So kommt es, daß dieser Stein seither und stets der Weihwasserstein genannt wurde. G. Obrist.

211. Der hohle Stein.

In der Schafalpe von Ems beim Turtmannletzer hütete ein Hirte seine Herde. Er übernachtete in der Nähe in einem Schlupfwinkel, der ihn vor Sturm und Wetter nicht genügend Obdach bieten konnte. Doch murrte er nicht und schickte sich ins Unvermeidliche. Eines Abends hörte er eine Stimme, welche ihm zurief: „Fliehe, fliehe!“ Er folgte dem Rufe und lief eine Strecke weit. Da hörte er ein Tosen und Krachen. Er wandte sich um, sah einen Felsblock den Berg herunterrollern und dort schief liegend sich niederlegen. Wie er sich von seinem Schrecken erholt hatte und alles wieder ruhig war, ging er hin und sah, wie der Fels nach unten ausgehöhlt war und Raum genug für ihn und seine Gehülfen bot und zugleich durch sein herüberhängendes Dach Schutz vor Sturm und Unwetter bot. Seit her ist die Steinhöhle die Wohnung des Schafhirten, nicht von menschlicher Hand gebaut, sondern von unsichtbarer Hand dort aufgestellt als ein Dankeszeichen für die Gottergebenheit und Treue des Hirten. Fr. Zehnder.

212. Das Räuberhaus.

Zu Mühlacker bei Agarn steht ein altes Steingebäude, welches früher ein Wirtshaus war, dessen Wirt ein Raubmörder gewesen sein soll. Da die alte Landstraße bei die-

jem Hause vorbeiführte und der Weg für die Fuhrleute und Fußgänger von der Leukerjoste bis dahin immerhin lang genug war, daß sie wieder Durst verspürten, so kehrte beinahe jeder dort ein, er mochte bei Tag oder bei Nacht ankommen. Aber jeder trat aus dem Hause nicht mehr heraus. Es wurden sogar viele Reisende und Fuhrmänner im Laufe der Zeiten vermißt. Doch brachte man das Verschwinden derselben in Verbindung mit den Räubern, die im nahen Pfinwald versteckt waren, die Gegend durchzogen und die Wanderer ermordeten. Eines Abends kam wieder ein müder, hungernder Wanderer zu diesem Wirtshaus. Er hätte schon gern seinen Hunger gestillt und seine müden Glieder ausgeruht; aber da hörte er im Innern des Hauses ein eigentümliches Geräusch und ein leises Wimmern und Stöhnen. Um nicht gesehen zu werden, schlich er um das Haus herum. An einer Ecke war eine kleine Oeffnung. Er schaute hinein und was sah er? Einen Mann auf dem Boden liegen, dem das Mordsgefindel eben den Kopf von dem Rumpfe getrennt hatte. Zitternd vor Angst machte sich der Wanderer davon und machte bei der Gerichtsbehörde des nächsten Ortes Anzeige von dem Vorfalle. Doch diese machte sich nicht viel daraus; im Gegenteil sie tadelte den Wanderer, so brave Wirtsleute in üblen Ruf zu bringen. Die Untersuchung unterblieb und das Wirtsvolk betrieb sein Geschäft je länger desto dreister, so daß es sich nicht mehr scheute, während des Tages auf offener Straße die Leute anzufallen.

Eines Abends gingen mehrere Männer nach dem Wirtshaus zu Mühlackern. Nicht weit davon hörten sie ein Jammergeschrei. Zugleich sahen sie einen Reisenden die Straße entlang fliehen, den zwei Männer, Angestellte des Hauses, verfolgten. Sobald die Räuber die Anwesenheit der

herankommenden Männer wahrnehmen, kehrten sie wieder nach Hause zurück. Der Reisende erzählte ihnen nun, daß er in das Wirtshaus nicht habe einkehren wollen, daß er vielmehr seines Weges vorwärts gegangen sei, daß er aber plötzlich hinter sich Schritte gehört habe von Männern, die ihn verfolgten, daß er dann fürchterlich gejammert und um Hülfe geschrien habe. Sofort gingen nun diese Männer in Begleitung des Fremden zur Gerichtsbehörde. Am folgenden Tage wurde die Hausuntersuchung vorgenommen. Die mitgenommene Mannschaft umschloß das Haus, die Behörde untersuchte das Innere des Räuberhauses. Zwei Zimmer waren verschlossen und mußten erbrochen werden. In einem dieser Zimmer fand man geraubte, blutgetränkte Kleidungsstücke, Messer, Beile und andere Mordwaffen. Im andern Zimmer lagen die geraubten Gegenstände. Dann ging man in die Kellerräume hinunter. Im hintersten Winkel des Kellers war die Erde etwas aufgewühlt. Als man die Stelle näher untersuchte, fand man daselbst mehrere Leichen eingescharrt. Sofort wurden die Räuber gefesselt und eingekerkert. Nach einem strengen Verhör gestanden sie, mit den Räubern in Pfin im Bunde gewesen zu sein, worauf sie zum Tode verurteilt wurden. Fr. Zehuder.



215. Die Pfandgabe.

Das Leukerfeld gehörte früher der Gemeinde Erschmatt. Dieselbe mußte einst ein ziemlich bedeutendes Geldanleihen machen, um eine Schuld abzutragen, welche demnächst an einem bestimmten Tage einbezahlt werden mußte. Da die Gemeinde augenblicklich das erforderliche Geld nicht zur

Verfügung hatte, gingen die Vorsteher von Erschmatt zu einem Matschherrn nach Leuf. Dieser versprach ihnen, die notwendige Summe zu leihen unter der Bedingung, daß ihm die ganze Summe an einem bestimmten Tag und zu einer bestimmten Stunde des Tages zurückbezahlt werde. Werde die Bedingung nicht ganz genau erfüllt, so solle das ganze Leukerfeld ihm gehören. Die Erschmattler willigten in den Vertrag ein und kehrten nach Hause. Als der Zahltag erschien, schickten die Erschmattler zwei Männer nach Leuf. Dort angekommen, fragten sie nach dem Herrn, dem sie das Gold abzugeben hatten. Die Hausleute entschuldigten sich und sagten: „Der Herr ist soeben ausgegangen; er wird aber bald wiederkommen.“ Die beiden Männer warteten Stunde um Stunde — solange bis die festgesetzte Stunde verstrichen war. Erst jetzt trat der Herr in die Stube. Als die Erschmattler dem Gläubiger die betreffende Summe auf den Tisch zählen wollten, weigerte sich dieser das Geld anzunehmen; er halte sich streng an den Vertrag und die festgesetzte Stunde sei verstrichen. So mußten die Männer mit ihrem Gelde zurückkehren und das schöne Leukerfeld war um ein Linsenmuß verkauft worden.

Seither sah man oft einen glühenden Körper nach allen Richtungen des Feldes hinrennen. Auch wollte einst ein Mann in der Nacht nach Leuf zurückkehren. Da sah er vor sich ein gesatteltes Pferd. Um schneller nach Leuf zu kommen, bestieg er dasselbe. Mächtig holte der schöne Reiter aus und bald war die Grenzlinie des Feldes erreicht. Da gewahrte der Reiter mit Entsetzen, daß das Pferd immer größer wurde und über die höchsten Bäume hinausragte. Der Reiter versprach, eine Wallfahrt machen zu wollen. Siehe, da lud das Pferd sanft den Reiter ab und

galoppierte wieder feuerschnaubend feldeinwärts der Ostgrenze des Leukerfeldes zu. Fr. Zehnder.

214. Das Pferd als Schiedsrichter.

Als die zwei Gemeinden Erschmatt und Bratsch eine gemeinsame Kirche bauen wollten, war heftiger Streit unter ihnen, wo selbe sollte aufgebaut werden. Natürlich wünschten beide Gemeinden die Kirche in ihrer Mitte. Als alle andern Mittel zu keinem Verständnisse führen wollten, kam man überein, ein Pferd mit Kalf zu beladen und da die Kirche zu bauen, wo dasselbe würde stehen bleiben. Gesagt, getan; ein der Gegend unfundiges Pferd trug ohne Führer die Ladung auf den Platz hin, wo die Kirche jetzt steht, stellte sich gegen Sonnenaufgang und begann dreimal hell zu wiehern. — Auf dieses Zeichen wurden die Leute einig und bauten eine schöne Kirche. R. B. E. Nr. 88.

215. Die Abrechnung.

Dazumal hielten es die jungen Leute gerade so wie heute. Um dem Verbote und der Aufsicht der Gemeindebehörde zu entgehen und ungestörter über die Schranken hinaus lustig sein zu können, beredeten junge Leute von Leuf einen verborgenen Tanz in dem 1½ Stunden von Leuf entlegenen Weiler Pfin.

Nachdem die fröhliche Gesellschaft sich mit Tanzen ermüdet hatte und es schon hoch herging, begann das junge Volk ein lojes Pfänderpiel, während ein bejahrtes Mütter-

chen ihnen kückelte. Da stach ein frevelhafter Uebermut eines der Mädchen und es rief mit der Hand in den Schoß der Pfandhalterin langend: „Dieses Pfand, das ich in der Hand halte, soll dem Päschol im Galgenwald ein Kücklein bringen.“ Und sie zog den Gegenstand hurtig aus dem Schoße. Der junge Bursche aber, dem es angehörte, wurde freideweiß und das Mädchen desgleichen: denn es waren Liebhaber und Liebhaberin und Päschol hing schon seit drei Monaten am Galgen im sogenannten Galgenwalde.

Doch der Stolz war größer als der Schrecken und der Bursche wollte um keinen Preis seinen Mut bei der Liebsten in ein schiefes Licht bringen. So nahm er denn ein Kücklein, warf ihr noch einen langen durchbohrenden Blick zu und verschwand dann im Schatten der Nacht.

Wie er nun durch das Dunkel dahinschritt und sich dem Galgen näherte und kein Laut ertönte als das Rollen des Allflusses, der Flügelschlag herumflatternder Nachtvögel und das ächzende Geräusch des Windes, der sich an den Felsgebilden brach, da legte es sich ihm wie mit eisernen Keifen schwer um die Brust. Und wie er auf den freien Platz gelangte, wo das Gerippe von Päschol am Galgen hing, da bedurfte es seines ganzen jugendlichen Uebermutes und Trozes, um den Toten nach seiner Pflicht mit den Worten anzureden: „Päschol, ich bringe dir ein warmes Chiechli.“ Da rauscht ein Windstoß durch den Wald und das Gerippe bewegt sich, die Gebeine schlagen klappernd aneinander und es antwortete mit hohler Stimme: „Blas mär's.“ Der Bursche aber rief, den letzten Rest seines Trozes zusammennehmend: „Es ist schon gefühlt.“ Der Tote aber rief mit drohender Stimme: „Es ist besser, du habest gesagt, es sei gefühlt, sonst hätte ich dich zu Staub und Asche zerrieben. Du sollst wissen und denken, daß ich für meine Missetaten

genug getan habe: ich lade dich in drei Tagen ins Tal Josaphat ein.“

Da war es aus mit dem Stolz und dem Uebermut. Kalter Schweiß trat dem Burschen auf die Stirne, die Haare sträubten sich, mühsam schleppte er sich nach Leuf: dort ließ er den Pfarrer rufen. Er beichtete wie ein Sterbender und erzählte den Vorfall, den Geistlichen um Rat bittend.

Der Pfarrer verharrte lange in ernstem Sinnen und Schweigen. Dann entspann sich folgendes Zwiegespräch: „Hast du ein Patenkind?“ „Ja, ein Mädchen, das als unschuldiges Kind gestorben ist.“ „Hast du ihm jemals etwas Gutes getan?“ „Nur ganz gering, ich schenkte ihm einmal ein warmes Kleidchen.“ Da sprach der Beichtvater ernst: „Gehe heim und bereite dich auf den Tod vor, ich aber will in meinen Gebeten bei deinem unschuldigen Patenkinde Fürbitte für dich einlegen.“

Der Bursche, an Leib und Seele gebrochen, kehrte heim und bereitete sich ergeben auf die große Reise in die Ewigkeit vor. Doch je näher die entscheidende Stunde des dritten Tages heranrückte, desto heftiger erwachte die Liebe zum Leben und der Schrecken vor dem ungehofften Sterben in der Vollkraft des Lebens. Stunde um Stunde verrann. Verzweifelt wälzte sich der Unglückliche auf seinem Lager. Hundertmal in der Stunde verfluchte er seinen Uebermut. Da schlug die Turmuhr in langen dumpfen Schlägen die zwölfte Stunde. Jeder Hammeritreich fiel ihm wie ein Zentnerstein aufs Herz. Die Haare sträubten sich und kalter Schweiß bedeckte seinen Körper. „Hilf mir, verstorbene Seele meines Patenkindes, hilf!“ rief er verzweifelt aus.

Und wie der zwölfte dumpfe Schlag verklungen, da öffnete sich geräuschlos die Türe, eine weiße Gestalt trat unhörbar in die Stube, nähert sich dem Tische, hebt ihren Arm, läßt

ihn tausend auf den Tisch fallen und ruft mit drohender Stimme: „Da nimm das Kleid, unverschämter Pate, hättest du mir dieses gute Werk nicht getan, wäre es dir schlimm ergangen. Einmal bin ich für dich ins Thal Josaphat gegangen und kein Mal mehr.“ So sprach der Geist und verschwand.

Der Bursche aber dankte Gott und der Seele seines Patenkindes, daß es ihm so gnädig ergangen, sagte allem Stolz und Uebermut ab und tat von da an viele gute Werke für die Lebenden und die Abgestorbenen.

R. Loretan.

216. Der Kistlan.

Ein Bäuerlein war einst in Geschäften nach Sitten gegangen, um die nötigen Sachen für seinen Hansbedarf, wie Polenta, Berg, Lampenöl und einige Stäbe Eisen einzukaufen. Er hatte alles hübsch auf sein Wägelchen geladen und demselben sein Bergmaultier vorgespannt. Auf der Heimreise überfiel ihn die Nacht viel schneller, als er erwartet hatte. In einer unwirtlichen Gegend gesellte sich zum nächtlichen Fuhrwerker ein Strolch, der mit der einen Hand die Wagenleiter, mit der andern die Zügel des Zugtieres erfaßte und einen Teil der bessern Ladung abverlangte. Unser Bauer wollte es aber nicht verziehen, so wohlfeil seine mit barem Gelde eingekaufte Ware abzugeben. Er griff nach seinen Eisenstäben und schlug so unjanst auf die Finger und die Arme des Strolches ein, daß Schreie auf Krachen folgten. Der Strolch entfloh und der Bauer setzte unbeanstandet seine Reise fort. — Am folgenden

Tage (Sonntag) besuchte der Bauer Geschäfte halber eine Nachbargemeinde. Nach dem Gottesdienste verkündete der Weibel auf dem Ausrufungsplatze: „Indem der Herr Kastlan, in letzter Nacht spät heimkehrend, die Finger verrenkt und einen Arm gebrochen hat, wird der angezagte Familienrat heute nicht gehalten.“ R. W. S. Nr. 54.

217. Der verlorene Wald.

Im Pfinwald besaß die Gemeinde Salgesch einen flotten Wald. Unter der Landstraße dajelbst ist ein kleiner Bezirk genannt zur Leimgrube. Es geht die Sage, ein Herr aus Leuf ging einst mit den Salgeschern einen Markt ein. Er bot ihnen für die Bäume, die auf Lehm stehen, eine schöne Summe. Die Bürger von Salgesch gingen den Markt ein, meinend die Bäume, die im Bezirke zur Leimgrube sich befinden. Aber halt, der Herr verstund es anders. Es kamen seine Arbeiter und wollten die schönsten Rußbäume, die dazumal wie ein schöner Kranz das Dorf Salgesch umgaben, fällen. „Halt, halt, ihr habt hier nichts zu tun,“ rief man ihnen zu: doch schon haben sie den größten Baum beinahe gefällt, als sogleich einige stämmige Männer aus Salgesch diesen Bübchen den Weg nach Leuf zeigten. Nun gab's Gericht. Da aber im Kontrakt geschrieben stund, „die Bäume, die auf Lehm stehen“, so haben die Salgescher verloren, denn das ganze Dorf und seine nächste Umgebung steht, wenn man einige Meter tief gräbt, auf einer Schichte Lehm. Die Salgescher mußten nun den Atem leise ziehen und boten dem Herrn, damit er ihnen nicht die schönen Rußbäume nehme, einen großen Bezirk im Pfinwald an; der

Herr ging darauf ein und heute noch zeigt man den Wald, den die Salzgeber in diesem unliebhaften Streit verloren haben.

G. Mathier.

218. Die reichste Tochter.

Es geht die Sage, ein gewisser Prois (Preux), ein schöner Bursche, kam öfters in der Woche in das Dorf Salzgeß. Das fiel den jungen Leuten auf und sie fragten sich, was der wohl hier zu tun habe? Als bald stellte es sich heraus, daß er um die reichste Jungfer werbe, welche zwanzig Kühe wintern konnte, ein schönes Aekland hatte und dabei noch die aller schönste Maid in ganz Salzgeß war. Dem wollten sie schon passen, aber sie haben ihn nie bekommen, bis es zu spät war. Am Vorabend vor der Heirat fragte die Verlobte den Verlobten, wie viel Kühe er denn eigentlich wintern könne. Er antwortete: „Wenns gut geht, bis morgen abends einundzwanzig“. Und wirklich, er hatte recht, denn eine hatte er selbst und zwanzig erhielt er durch die reiche Heirat.

G. Mathier.

219. Eisür, der große Räuber im Pfinwald.

In dem von jeher berühmten Pfinwald wohnte lange Zeit ein großer Räuber mit Namen Eisür. Seine Wohnung soll er bei dem sog. Berüschohubel aufgeschlagen haben. Eisür war ein Mann mit geteiltem Herzen, ein Wolf im Schafspelz, unter dem ein berühmter Räuber steckte. Bei

Tag verkehrte er ganz freundlich mit den Leuten, ganz besonders mit den nahe wohnenden Salgeschern, denen er sogar die Gastfreundschaft zur Schau trug. Brach aber die Nacht heran, dann lauerte er bei der unheimlichen Pfinwaldstraße dem unglücklichen Wanderer auf, tötete ihn, beraubte ihn und begrub dann den Leichnam in einem abgelegenen Winkel des Waldes.

Mit diesem Lijür soll nun ein gewisser Mathier aus Salgesch so intim gewesen sein, daß Lijür sogar Gevatermann dieses Mathier wurde.

Mathier pflegte, gegen die Sitte seiner Ortsleute, immer sehr frühe in die sog. Pfinwaldgärten zu gehen. Selbstverständlich machte Mathier seinem Gevatermann jedesmal eine Visite. Auf einen kühlenden Tropfen Wein konnte Mathier immer rechnen. Leider wiederholte sich diese Visite allzu oft und allzu früh. Lijür mußte unstreitig bei dieser Morgenfrühe an einer Arbeit sein, bei der er ungestört sein wollte. Als Mathier einmal wieder so früh kam, sagte Lijür wild zu ihm: „Komme mir nicht mehr so früh, ansonst fehlt es dir einmal.“ Mit diesen Worten lud er ihn wie gewöhnlich zum Schoppen ein. „Nun trinke,“ sagte der versteckte Räuber, nachdem er eine große Pistole (Krug), wie er ihn nannte, gefüllt hatte. „Herr Gevatter,“ sagte Mathier, der merkte, daß heute anderes Wetter los sei, „der Krug liegt in guter Hand, trinken Sie heute einmal zuerst.“ Wie der Räuber den großen Krug zum Munde führte, schlug Mathier mit seinem Stocke ihm den Krug ins Gesicht, daß er niederfiel.

Mit Blitzesschnelle eilte er aus dem Keller, bestieg seinen Schimmel und ritt dem Dorfe zu. Kaum hatte Mathier die sog. Profenschingchenne hinter sich, da sah er Lijür auf einem schwarzen Bock schon ganz nahe. Zwei, drei

Sätze noch und Mathier fühlte, wie mit einem Säbelhieb der linke Flügel seines Frackrockes davon flog. Es wäre um ihn geschehen gewesen, hätte er nicht Leute um Hilfe gerufen. Auf das Erscheinen der herbeieilenden Arbeiter verschwand Visir. Dieser Mann mußte beseitigt werden. Aber wie? Man kam überein, ein Gemeindemahl zu veranstalten und ihn dazu einzuladen. Damit er ja nichts merke, daß man etwas im Schilde führe, bat man ihn, seine Dienstmagd als Köchin kommen zu lassen. Dankend nahm er von der Abordnung die Einladung an und gewährte zugleich die Bitte, die Magd als Köchin ziehen zu lassen.

Nachdem man mit der Köchin, die den Plan der Leute begünstigte, sich besprochen, sagte sie, seine Kraft bestehe darin, daß er, solange er mit den Füßen den Boden berühren könne und mit zwölf Messern bewaffnet sei, unüberwindlich bleibe. Der Tag kam. Alles war im Gemeindehause versammelt. Als Ehrengast nahm Visir den Ehrenplatz ein, nahe um ihn hatten zwölf der stärksten Salgescher Platz genommen. Während des Essens fehlte dem einen oder andern Salgescher, der absichtlich später eintrat, das Tischmesser.

Deshalb trat bald der eine, bald der andere Bediente zu Visir hin mit dem Gesuche: „es fehlt uns ein Messer, könnten Sie uns vielleicht mit einem dienen?“ Als man so das letzte Messer ausgelockt, sprang man auf ihn los, packte ihn, ohne ihn Boden berühren zu lassen, trug ihn aus dem Gemeindehause auf einen bereit gehaltenen Wagen, um ihn nach Sitten zu bringen und da der Gerechtigkeit zu überliefern.

F. Pichel.



220. Der kleine Hirt in der Arbittetaalpe.

Rechts vom Zinalgletscher im Eifischertale liegt die Alpe der Gemeinde Salgesch. Von den Eifischern wird sie Arbitteta genannt. Im zweiten Stafel Luchalet befindet sich eine Hütte, bei welcher das Kùhervolk gegen drei Wochen mit dem Vieh zu weilen pflegt. In dieser Hütte errichteten die Aelpler einst eine Art Galgen. Man wollte im Uebermaße des Mutwillens versuchen, wer am längsten daran zu hangen vermochte. Nachdem alle, vom Sennen angefangen, daran gehangen, kam die Reihe an den kleinen Hirten. Kaum hatte er die Schlinge um den Hals gelegt, da fing das Vieh draußen fürchterlich an zu wüten. Ganz erschrocken rannten die Kùher vor die Hütte, um zu sehen, was denn das zu bedeuten habe. Auch der kleine Hirt wollte hinauslaufen. Unglücklicher Weise war der Stuhl unter seinen Füßen umgefallen, die Schlinge zog sich enger und fester um seinen Hals, so daß er bald die Besinnung verlor. Bald darauf kehrten die Kùher, die draußen alles Vieh still liegen und gemütlich wiederlauen sahen, in die Hütte zurück. Mit Entsetzen sahen sie, daß der kleine Hirt bereits schon kalt als Leiche am Galgen hing. Man band den starren Leichnam los und begrub ihn auf dem nahe liegenden Hügel. Als man das Grab mit Erde zumachen wollte, wurden die Schollen immer wieder zurückgeworfen. Man begann neuerdings das Grab mit Land und Steinen auszufüllen — umsonst; das Grab spie alles wieder heraus. Da sprach der fromme Schafhirt: „Lernet hieraus, wie Gott selbst nach dem Tode noch diejenigen bestraft, welche mit ihrem Leben mutwillig spielen.“ Das Grab ist heute

noch offen und der Hügel hieß von da an der Toten-
hügel. F. Pichel.

221. Der Mörderstein im Pfinwald.

In dem großen Wald zwischen Siders und Leuf auf der Mittagsseite des Rhonetales, genannt Pfinwald befindet sich eine gespaltene Fels, der Mörderstein, welcher diesen Namen folgender schaurigen Sage zu verdanken haben soll: Ein Mörder, dem ein durch diesen Wald ziehendes Kind in die Hände fiel, stellte bei diesem Felsen, der dazumal noch ganz war, folgende Fragen an das Kind: „Was ist schöner als der Tag?“ Das Kind antwortete: „Der Mutter Blick!“ Mörder: „Was ist edler als Gold?“ Kind: „Der Mutter Herz!“ Mörder: „Was ist süßer als Honig?“ Kind: „Der Mutter Milch!“ Mörder: „Was ist weicher als Flaum?“ Kind: „Der Mutter Schoß!“ Mörder: „Was ist stärker als der Tod?“ Kind: „Der Mutter Liebe!“ Mörder: „Was ist härter als Stein?“ Kind: „Des Mörders Herz!.. — Da habe der Mörder das Kind mit solcher Gewalt an den Felsen geschleudert, daß derselbe entzwei gespalten wurde, wie zum schrecklichen Andenken noch zu sehen ist. *L. W. S. Nr. 47.*



II. Legenden und Märchen.

222. Die Walliser und der Heiland.

Als unser Herr noch im Judenlande wandelte, sagte eines guten Morgens St. Petrus zu ihm: „Sieh, lieber Herr, du mußt doch ein rechter Tor sein, daß du des Dankes halber, den du einheimsest, aller Welt im Judenlande helfen magst. Schau, die Ohren der Tauben, die du öffnest, öffnen sich nur, über dich Schmähreden anzuhören; die Zungen, die du lösest, werden deine Ankläger. Je mehr Augen du sehend machst und je wehr Hände du heilst, desto mehr Spione durchbohren dich, um Arges an dir zu entdecken, desto mehr Fingern umfassen Steine, um sie nach dir zu werfen. Wäre ich der wundertätige Meister, der du bist, längst schon hätte ich den Staub von meinen Füßen geschüttelt und zeigte dankbareren Ländern meine Kräfte.“ Um dem Jünger diesmal nach Gefallen zu sein, nahm der Herr seinen Stab zur Hand und beide durchzogen Gutes tuend die Welt. So kamen sie bis in die Alpen und also gleich machte der Meister alle Kranken gesund. Das Volk aber wußte ihm Dank dafür. Hinter der Hand des Meisters fragte Petrus, den des Volkes Wohltollen und Dankbarkeit liebte, das Volk, welchen Wunsch sie noch hätten, damit er den Herrn in ihrem Namen bitten könne. Die Leute hätten aber in den Tälern statt der Gletscher gerne Feld und Acker gehabt und taten es dem Jünger zu wissen. Dieser lief zum Meister, trug ihm die Bitte vor und der

Bitte folgte die Tat. Wo früher dumpf der Firn gebrüllt, dehnten sich jetzt herrliche Felder aus, auf denen der Herr üppige Gräser sprießen ließ. Nach einiger Zeit kam die Stunde des Abschieds. Bevor der Heiland weiter zog, fragte er das Volk, ob sie noch eine Bitte an ihn hätten. Und richtig, neue Plage, neue Klage! Weil die kühlen Firne verschwunden waren, wurde es jetzt viel heißer in Tal und Berg und die Gräser auf den Matten wurden dürr und rot unter den Strahlen der Sonne. Da sollte nun der Meister wieder raten und helfen. Dieser sprach: „Die Sache liegt sehr einfach, hier muß gewässert werden. Nur besteht die Frage, soll ich es tun oder wollt ihr es tun?“ Alle sagten: „Herr, du hast bis anhin weise an uns getan, walte und schalte du auch weiter.“ Nur der Walliser blieb stumm und kam nicht aus dem Sinnen und Wägen. Hinter des Herrn Rücken schlich Petrus zu den Wallisern, tupfte ihnen auf die Schultern und sprach: „Laßt nur getrost den Herrn walten; er meint es gut mit euch und wird euch nicht stiefmütterlich behandeln, denn er ist ja so zu sagen ein Walliser.“ „Was, ein Walliser ist er?“ riefen die aus dem Wallis, „wo wird er sein größeres Können herhaben? Nein, da dem so, so wässern wir selbst!“ Seit dieser Zeit wässert in der übrigen Schweiz der Heiland, im Wallis aber wässern die Walliser selbst. Wenn aber ihre Matten im Sonnenbrande rot werden, klagen sie nicht, denn der Heiland hätte es auch nicht besser machen können. Selbstverständlich! Er ist ja ein Walliser, warum sollte er es besser können als die andern Walliser? Wenn er ein Fremder wäre, ja dann . . . !

A dr. Weger.



223. Das isländische Moos.

Das isländische Moos, das auf den hohen Alpen wächst, hat Röhrchen und Blätter, welche ganz verdorrt aussehen. Die Sage erzählt, diese Röhrchen und Blätter seien ehemals voll Milch gewesen. Solange die Kühe davon zu freffen bekamen, mußten die Sennen dreimal im Tage melken. Als nun einst die Alpleute einen lustigen Tanz hatten, verwünschte einer aus ihnen, der sehr ungern die fröhliche Gesellschaft verließ, dieses Kraut, weil er am hellen Mittag zum Melken heimgehen mußte und stieß die Verwünschungsworte aus: „Ich wollte, es würde verdorren — das leidige Gras!“

Am andern Morgen sah man das Gras wirklich verdorrt. Die Hirten gafften einander an und jagten: „Der Dreck ist dürr.“ Daher hat nun auch das isländische Moos unter dem Volke den Namen Dürngras oder Matterian.

Die gleiche Sage wird auch in Stalden von der Mattwaldalpe erzählt, wo ein lustiger Senn verdrießlich sprach:

„Verfluchtes Gras, Nuttina und Hahnenfuß,

Daß ich dreimal in dem Tage melken muß!“

R. W. S. Nr. 2

224. Der Name des Dorjes Bellwald.

Nach der Erschaffung der Welt jagte eines Tages der Herrgott zum Engel Michael: „Schnüre dein Bündelein und stecke hinein, was zu einer Reise nötig ist; ich will mir mal ansehen, was ich geschaffen. Du magst mich begleiten.“ Der Engel ließ sich so was nicht zu zwei Malen jagen, sondern war mit Freuden dabei. Bald streiften die

beiden die Kreuz und die Quere durch aller Herrenländer und machten ihre Bemerkungen über das Geschaffene. Der Engel aber war vor Bewunderung lauter O und Ach! So schritten sie durch Italien herauf und stiegen über den Albrun ins Wallis nieder. Die Vorbeerhaine Italiens und die wildherrliche Schönheit der Tvingen hatten es ihnen aber ganz besonders angetan, so daß ihnen das übrige Goms nicht gerade besonders gefiel, als sie auf der Binn-egge einen freien Ausblick darüber hatten. Besonders eine baumlose, wilde Klamm jenseits Ernen, deren nackte Felskanten von den Fluten der Rhone gepeitscht wurden und darüber eine steinige, von der Sonne kahlgebrannte Halde waren nicht nach ihrem Geschmace. Zum ersten Male kam hier der Engel aus dem Staunen heraus und lachte spöttlich: „Da hast du mal was Schönes geschaffen, Herr!“ Etwas unwirsch antwortete dieser: „Was nicht ist, kann noch werden. Schau!“ Und sogleich waren Tobel und Halde mit dem herrlichsten Walde bekleidet und beide erstrahlten in morgenfrischer Schönheit, wie Brautleute in ihrem Geschmeide. Wie aber die zwei Reisebummler nach Ernen kamen, erscholl ringsum in allen Dörfern Sturm-geläute und aus allen Häusern stürmten Bewaffnete hervor. „Was gibts, was gibts?“ fragte der Herrgott einen vorüber stürmenden Bauer. „Ja, was gibts?“ gab der Bauer eilfertig und wenig höflich zurück, „hast denn keine Augen im Kopfe, daß du den Wald nicht siehst, der da drüben plötzlich aus dem Boden gewachsen und den jetzt jede Gemeinde für sich anspricht.“ „So, ja so pfeift der Wind?“ sagte der Herr zu Michael, „jetzt können wir zum Entgelt für jene Guttat mitteln gehen und vielleicht blutige Köpfe holen, denn der Bauer versteht keinen Spaß.“ Sie schritten also dem umstrittenen Walde zu, der vom Geschrei und

Waffengeflirt wiederhallte. Der Herrgott bot sich sodann den Zänfern als Schiedsrichter an. Nach einigem Wortgeplänkel wurde das Anerbot des Fremden angenommen und die Teilung in Minne geschlichtet. Als die beiden Vermittler verreisten und bei Lax noch einmal einen Blick auf die verlassenene Gegend warfen, fragte Michael: „Aber was ist das für ein Dorf?“ „Welches?“ fragte der Herr. „Zenes oberhalb des neuen Waldes,“ jagte Michael, mit dem Zeigefinger seine Worte begleitend. „Welchen Teil ließeſt du ihm zukommen?“ „Wo hatte ich nur meinen Kopf?“ sagte der Herr. „Die habe ich ganz vergessen. Aber Schuld sind sie eigentlich selbst, warum sind sie nicht zur Verteilung gekommen, die Furchtjamen. Wegen eines kleinen Handels nicht kommen dürfen!“ Nach einigem Sinnen aber sagte er: „Billig ist es aber nicht, daß alle Dörfer aus meiner Durchreise einen so großen Nutzen ziehen, nur dieses Dorf leer ausgehen soll. Wald kann ich ihm freilich keinen mehr geben, der ist verteilt; aber als kleines Entgelt für den ihm entgangenen Wald heiße es fürder Bellwald.“

Adr. Weger.

225. Ahasver.

In der einen Hand ein Paar zerrissene Schuhe hin und herpendelnd, in der andern Hand einige Groschen, die ihm ein Kunde an ein Paar Schuhe bezahlt hatte, klimpernd, wollte Ahasver gerade in sein Haus eintreten, als am untern Ende der Straße ein schreiender und die Hände ballender Volkshaufe herandrängte. Der Meister blieb stehen. Gleich wurde ein über und über mit Blut überronnener

Walliser Sagen.

17

Mensch sichtbar, der die Last eines Kreuzes auf seinem Rücken daherschleppte. Nahe am Hause des Meisters brach er zusammen, aber mit Stricken und Stöcken wurde er aufgetrieben. Jetzt schritt er an seinem Hause entlang und wieder drohte er zu fallen; da hielt sich die tastende, zitternde Hand des Verurteilten an der Mauer des Hauses fest. Der zu Tode Gehegte wollte ein wenig ruhen. Da sprang Ahasver herbei, stieß den Gemarterten weg von seinem Hause, mißachtete den blutunterlaufenen Blick des Gequälten, der um Mitleid flehte. Aber kaum hatte er den Heiland — denn dieser war der Verurteilte — mit erbarmungsloser Faust hinweggetrieben, als ihn auch schon das göttliche Strafgericht erreichte. Er fühlte den Fluch des Himmels durch seine Glieder rinnen. Nimmer konnte er eintreten in sein Haus, um einen Zehrpennig einzustecken; ein graufiges, unheilvolles Verhängnis trieb ihn weg vom Hause seiner Väter. Er, der den Erlöser nicht ruhen ließ an Pfosten seines Hauses, sollte ferner nicht mehr rasten an irgend einer Stätte der Erde. All sein Reisegeld besteht in den wenigen Groschen, die er an jenem Unglückstage erhalten hatte. Wenn er aber sein Geld für karges Brot verauslagt, wird es ihm immer wieder auf unheimlich wunderbare Weise ersetzt. Wie dazumal, pendeln heute noch jene zerrissenen Schuhe in seinen Händen hin und her. In seiner rasenden Eile findet er keine Zeit, sich ihrer zu entledigen. Er wurde so ausgerüstet schon mehrere Male im Wallis gesehen. Als er das erste Mal durchs Rhonetal hinauf auf die Grimsel kam, grüntem rings an den Bergen ausgedehnte Weinberge und Obstgärten und zwischen den Obstbäumen versteckt lagen lachende Weiler und Dörfer mit tausend freudigen Menschen. Doch sollt' es nicht immer so bleiben. Nach fünfhundert Jahren kam Ahasver wieder,

aber verschwunden waren Dorf und Leute, Weinberg und Obstbaum. Berg und Tiefe waren besetzt mit dunkelgrünen Tannen und Vögelein, so zahlreich wie die Sterne am Himmel, nisteten in den dichten Nesten und in zahllosen Liedern sangen sie des Ewigen Lob. Nach wieder fünf- hundert Jahren sah des Juden Auge weder Busch noch Baum, ringsum nur totes Gestein, weit und breit leblose Wüste! Da entrollten bittere Tränen seinen Augen, weil er sah, daß alles starb, alles verdarb, nur einzig sein müder, morscher Leib die gramzerrissene Seele nicht abschütteln konnte. Immer heftiger weinte er, so daß seine Tränen einen kleinen See bildeten. Gott erbarnte sich aber seiner. Er offenbarte ihm, daß, wenn er das vierte Mal die Grim- sel überschreiten werde, sein heißester Wunsch erfüllt werde, dann sei das Ziel alles Lebens nahe, das Weltende ge- kommen, dann werde er sterben. Adr. Weger.

226. Die St. Kümmermus in Naters.

Im Beinhaus neben der Pfarrkirche in Naters fand man ein sonderbares Schnitzwerk, das eine Person in Lebens- gröÙe an ein Kreuz genagelt vorstellte. Die Statue war mit drei oder vier verschiedenfarbigen alten Röcken beklei- det. Am Kopfe fielen große, schwarze Augenbraunen und ein kräftiger Schnur- und Kinnbart auf. Das Gesicht war mit lebhaften Farben bemalt und stark laciert, daß es den Anschein hatte, die Haut wäre naß von Schweiß und die großen, schwarzen Augen naß von Tränen.

Eine Legende erzählt, die hl. Kümmermus sei eine

schöne Königstochter gewesen, die ihr königlicher Vater an einen Menschen verloben wollte, der ihr mißfiel. Sie hatte überhaupt keine Neigung zum Ehestand und wollte ihr Leben Gott widmen. Weil sie aber auf die eigene Kraft, allen Versuchungen zu widerstehen, zu wenig Vertrauen hatte, nahm sie ihre Zuflucht zu Gott. Und sie wurde erhört; ihr Mund, ihre Nase und Augen wurden groß und entformten sich entsetzlich; kohlschwarze Augenbraunen und ein gewaltiger Stußbart vollendeten die Entstellung ihres einst so schönen Antlitzes. Als der Vater das Spiel merkte, ließ er im Zorn seine Tochter an ein Kreuz nageln.

Man erzählt ferner, die St. Kimmernus habe einst von Vaters davonlaufen wollen. Zum Glück begegnete sie auf ihrer Flucht zuoberst im Dorfe einem Manne, dem sie noch länger zu bleiben versprach, wenn ihr alle sieben Jahre ein neues Kleid gegeben würde. R. B. S. Nr. 26.



227. Das Zittern der Aspe.

Als ich einst bei einigen schlanken, hochgewachsenen Aspen vorüberging und dem seltsamen Zittern ihres Laubes, das bei dem geringsten Luftzug immer in eine rauschende Bewegung gerät, zusah, sagte ich zu einem alten Manne, der mein Begleiter war: „Das ist doch ein seltsamer Baum! während die übrigen Bäume in der Nähe ruhig stehen und kein Blatt sich daran bewegt, zittert dieser immer.“ „Das kommt,“ erwiderte mein Begleiter, „vom Fluche Gottes her; denn aus dem Holze der Aspe soll das Kreuz, an welchem unser lieber Heiland gestorben, gezimmert worden sein. Alle Geschöpfe haben mit seinem bitterm Tode Mitleid gehabt.

Aber die Aspe hatte kein Mitleid, da er an ihrem Holze seufzte, litt, zitterte und starb. Darum hat der göttliche Heiland sie verflucht: So wie ich an deinem Holze in der dreistündigen Todesangst zitterte, so sollst du, solange ein Baum von deiner Art irgendwo auf der Welt ist, auch immer zittern, zum schrecklichen Gedenzzeichen. Darum zittert die Aspe immer so sehr".

L. B. S. Nr. 68.

228. Ein Märchen.

Vor Zeiten wurde ein Außerberger von seiner Gemeinde nach Sitten zu einem fahrenden Schüler geschickt, daß er ihm eine Quelle oder einen Brunnen verkaufen und mitgeben wolle, denn sie hatte auf ihrem Berg große Wassernoth. Der Schwarzkünstler gab ihm eine wohlgeschlossene Schachtel mit dem strengen Verbot, daß er ja nicht darüber gehen solle bis an dem Ort, wo man die Quelle haben wolle. Wie er nun kam bis zur Leukerbrücke, da wandelte ihn ein Wunder an, die Schachtel zu öffnen, um zu sehen, was darin wäre, daß er endlich das strenge Verbot vergaß und hineinguckte. Aber kaum hatte er geöffnet, da flog ein großer Brummel heraus und nicht weit davon in die Erde — und seht! eine prächtige Quelle rauschte aus dem steinigen Erdreich hervor und stürzte in kurzem Laufe, ohne jemanden etwas zu nützen, in die Rhone. Wie mancher hat, wenn er diese herrliche Quelle aus den Felswänden ob der Leukerbrücke, an einem so nutzlosen Orte gesehen, gewünscht: Ach, hätten wir doch auf unserm dürrn Berge diesen Brunnen.

L. B. S. Nr. 42.

229. Der künstliche Gletscher.

Weil Außerberg wasserarm und daher in trockenen Sommern in arge Not gerät, beschloffen die dortigen Leute einst, sich einen Gletscher in der Nähe anzulegen. Gedacht, getan. Die sämtliche arbeitsfähige Bevölkerung machte sich auf den Weg nach dem Balthiedertal, hackte und jügte vom dortigen Gletscher große Eisstücke ab und trug diese in Rückenkörben und Käsekrägen heraus an den Fuß des Winwannihorns. Dort wurden die Eisstücke ringsum aneinander geflebt — wahrscheinlich mit Schusterpappe — und der Gletscher war da. Allein dieser künstliche Gletscher strömte soviel Kälte aus, daß im Frühjahr die Baumb Blüten und die zarten Rebschößlinge im nahen St. German gefroren. Dies war des jungen Gletschers Tod, denn der Wein war den Außerbergern denn doch lieber wie das Wasser. Sogleich trugen die gewitzigten Leute den Gletscher wieder an die frühere Stelle zurück. Die Reben in St. German aber haben seither immerhin dann und wann Frostschaden gelitten — natürlich wenns ihnen zu kalt war. N. v. Not en.



230. Der Stein.

In dem großen Kampf zwischen den Engeln des Himmels wurde ein aufrührerischer Engel vom heiligen Erzengel Michael gegen die Hölle hinuntergeschleudert, fiel aber noch auf Erden auf einen Stein und brach an demselben einen Backenzahn sich aus. Seitdem hat der Stein einen eigentümlichen Klang, so oft man mit einem Eisenhammer drauf schlägt. Der Stein aber liegt am Südennde des Weges,

der vom Albenwald vor zen Stadeln nahe bei den ersten Aekern und Wiesen nach Zeneppen hinaufführt.

Fr. Lagger.

251. Die jingende Tanne.

Alle Male, wenn die Glocken von Neckingen des Tages das Ave ins Tal hinausriefen, hörte man hoch oben im Hohbachwalde eine wundersame Weise ertönen. Anfangs wußte niemand, woher der Gesang kam, aber bald hatte man's herausgefunden, daß der Gesang aus einer Riesentanne erklang. Lange Jahre hörte man die geheimnisvollen Melodien und schon hatte man sich an die lieblichen Töne gewöhnt.

Eines guten Tages wurde die Tanne von einem Neckinger Schnizler gefällt. Der Gesang verstummte. Der Schnizler aber schnitzelte aus dem glatteften Holzblock eine Statue der allerseiligsten Jungfrau Maria. Die Statue gelang ihm wie kein zweites Bildnis und kein Bild weit und breit wurde gefunden, das sich mit diesem Bildnisse in himmlischer Anmut und seelischer Hoheit hätte messen dürfen.

Der Schnizler aber schenkte das Kunstwerk der Kirche von Neckingen. Als die Statue am Hochaltar ihren Platz einnehmen sollte, bewegte sie ihre Lippen und noch einmal hörten die Leute die herrlichen, langvermißten Gesänge. Ob dieser wunderbaren Milde und Güte der Himmelskönigin weinte alles Volk aus seliger Wonne Trubeltränen und pries Gott und die himmlische Jungfrau.

Adr. Weger.

252. Der Kornfluch.

In den Tälern von Goms war früher gar großer Ueberfluß an Korn und Brot. Niemand hungerte, denn an jedem Halme auf dem Acker sproßten zwölf schwere Aehren. Aber Ueberfluß macht Ueberdruß und Uebermut.

Vor der Reise ging eines Tages eine reiche Mutter, ihr jüngstes Kind an der Hand führend, hinaus auf's Feld, um ihre Matten und Acker zu besichtigen. Stolz stand sie an einem ihrer Felder, auf dem sich fingerdicke Halme unter der Last der Frucht zur Erde neigten. In stiller, heimlicher Freude überschlug sie bei sich den diesjährigen Gewinn der Ernte, denn sie war nicht weniger habgüchtig als stolz.

Wie sie so sann und rechnete, kam ein Bettler an sie heran, rühmte den schönen Acker und die prächtige Frucht und in seinen Worten lag versteckt die Bitte um ein Almosen.

Das Weib aber fuhr ihn mit harter Rede an und rief: „Lieber will ich mein Korn an die Hunde wegwerfen, als an dich verschwenden, du garstiger Bettler! Gleich machst du, daß du mir aus den Augen kommst.“

Gleich nachher entwürdigte sie in schändlichem Umdanke gegen Gott die goldene Frucht. Sie raufte eine Handvoll Aehren und reinigte damit ihr Kind. Sogleich brach die Strafe über sie herein. Wie sie wieder aufblickte, stand vor ihr nicht mehr der arme, hilflose Bettler, sondern ein Engel mit strahlendem Antlitz und leuchtendem Gewand. Mit furchtbar drohendem Blicke wandte er sich an das Weib und sprach: „Wohlan, ich bin gesandt worden von Gott, daß ich dich prüfte zum letzten Mal. Du hast die Probe nicht bestanden. Lieber wolltest du das Brot den Hunden geben als einem Armen. Und zuletzt hast du die

Gabe Gottes, die heilige, schlimmer entehrt als ein Hund. Geiziges, schändliches Weib, höre nun die Strafe: Fortan wachse auf jedem Halme statt zwölf Lehren nur mehr eine Lehre. Diese aber läßt Gott nicht mehr wachsen um der Menschen willen, sondern aus Liebe zu den Hunden, die Gottesgabe besser ehren als die Menschen.“

Der Engel verschwand. Am Himmel aber ballten sich schwarze Wolken zusammen und ein schweres Unwetter brach los, Hagel und Schlossen prasselten auf die Felder herab. Als der Sturm vorübergegangen war, fand man, daß der Hagel an jedem Halme elf Lehren zerschlagen hatte und nur eine einzige stehen ließ. Seit diesem Tage wächst auf jedem Kornhalme nur mehr eine Lehre.

Adr. Weger.

255. Die Königstochter Leona.

Hoch oben auf dem Matterberg soll vor Jahrhunderten und Jahrtausenden das Paradies gewesen sein. Dort teilten einst in schwindelnder Höhe der Aar und der Steinbock, die Geißen und Grattiere friedlich das Revier mit dem Schneehuhn und dem Geier; Blumen sproßten ringsumher, uralte Bäume verbreiteten ihre Schatten, rieselnde Bäche und mächtige Flüsse ergossen sich malerisch in die Tiefe. Voraus nannte sich König in diesem Reiche, der, hoch erhaben über dem Treiben der Sterblichen, von seinem Wolkenfusse aus Frühling, Sommer und Herbst, aber keinen Winter spendete. Und in der erhabenen Herrlichkeit dieses Paradieses wuchs die Königstochter, die schöne Leona auf. Ihre einzige Gesellschaft war der gestrenge Herrscher, die

stummen Blumen und die unverständigen Tiere. Und doch — sie kannte ja nichts anderes — sie war glücklich, denn ihr Herz war hart und kalt wie die Felsen ihres Reichs.

Hätte sie nur wenigstens verstehen können, was die Bächlein murmelten! Sie plauderten und plauderten rastlos fort und Leona folgte den kleinen, herzigen Wellchen und freute sich, wenn sie in weißkräuselnden Floken über die Kiesel dahinhuschten. So überschritt sie die Grenzen von ihres Vaters Reich und ging weiter mit den Wassern, bis sie einen Wald betrat, der ganz andere Bäume hatte, wie das Paradies; und die Sonne schien so lustig durch die Zweige, die Vögel sangen auf den belaubten Nestern der Bäume und am Ende des Waldes saß auf einer Rasenerhöhung ein trautes, kosendes Liebespaar. Wie sie einander anschauten, die beiden jungen Leutchen! O so glücklich und selig, wie sie es im schönen, einsamen Paradies niemals gewesen. Es mußte doch schön sein, sich von jemand geliebt zu wissen. Im Innern ihrer Seele schien etwas sich zu erwärmen, und sie blieb wie gebannt auf der Stelle stehen. Dann aber gedachte sie des Verbotes ihres Vaters, niemals Edens Grenzen zu überschreiten, weil es ihr Unglück bringe, und sie schickte sich eilig zum Rückweg an. Aber jetzt wußte sie, was ihr fehle. Auf einsamer Höhe zu tronen, selbst umringt von paradiesischer Herrlichkeit, das war nicht Glück. „Das Glück ist die Liebe,“ flüsterte sie vor sich hin und klonn höher und höher empor.

Jetzt stand sie wieder in ihres Vaters Reich; aber es war nicht wie zuvor. Die schimmernden Sonnenstrahlen schienen ihr kalt, die Blumen farblos, die Tiere so stumm und die plätschernden Wasserfälle drängten so sehnsuchtsvoll nach dem Tale hin, und sie verstand jetzt ihre Sprache und ihr Murmeln. Sie freuten sich, bald ins Tal zu gelangen,

wo die Menschen einander helfen und lieben, und wo es so viel mehr zu erzählen gab als hier oben.

In sehnsuchtsvolle Träume verloren, stand Leona inmitten des Paradieses, da weckte sie die Stimme ihres Vaters, der zürnend rief: „Pflichtvergeßene Tochter Edens, du hast es gewagt, hinauszutreten aus meinem Reich, zu dessen Hüterin du bestimmt bist. Von dir geht der ewige Frühling hier oben aus, und wenn du hinuntersteigst zu dem Menschenvolke, dann wird es hier oben kalt und frostig. Du hast die Blumen und die Tiere zu hüten, du hast die Aufsicht über die Quellen, Bäche und Flüsse zu führen. Dafür bist du die glückspendende Herrin in diesem Reiche. Entfernst du dich, so werden die Bäche und Flüsse zu Glas und deines Bleibens ist nicht mehr im Paradiese. Fühlst du nicht, wie kalt es schon geworden?“

Trauernd senkte Leona das Köpfchen, und eine heiße Träne wollte aus dem Herzensgrunde aufsteigen. „Was sollte sie aber auch dort unten, wo die Menschen weilten. Diese waren ja glücklich ohne sie: Niemand trug Verlangen nach ihr, Niemand kannte sie,“ so dachte sie entschlossen, und sie murmelte: „Verzeihung, Vater, es soll nicht wieder geschehen.“ Aber sie mußte sich doch rasch abwenden und die Hand auf's Herz drücken, denn sie fühlte einen Schmerz, für den sie keinen Namen hatte.

Beruhigt setzte König Boras wieder die Reisen in seinem Reviere fort, und Leona blieb allein. Ach, wenn doch nur ein einziges Wesen die schönen, herrlichen, aber einsamen Paradiesesauen belebt hätte! Ein Wesen, wie die Menschen da unten im Tale! Es war so schön, so schön gewesen, das Glück der Liebenden zu sehen. Die Sonne hatte keine schöneren Strahlen, als den Blick der Liebe in den Augen jenes Paares. Und das sollte sie nie, nie mehr

schauen. Raftlos durcheilte ihr Fuß die Fluren. Sie pflückte die schönsten Blumen und warf sie hinab in die Tiefe, um einen Wanderer heraufzulocken, und die Blumen senkten sich in den Schnee und wurden zu Alpeurosen, und an die Grenze, die sie von den Menschen schied, pflanzte sie kalte und doch weiche, verlockende Blumen und nannte sie Edelweiß. Und immer wilder wurde das Sehnen ihres Herzens nach — Wärme: sie strömte solche nur aus, ohne selbst davon berührt zu werden. Und inuner üppiger sproßten die Edelweiß; immer höher hinauf ragten Alpenrosen an den öden Abhängen; da hörte sie eines Tages einen Laut, den sie noch nie vernommen. Es war der Gesang eines schönen, jungen Wanderers. Er hatte die Blumen weiter und weiter verfolgt, und war bis nahe an Boras Reich gekommen. Auf einmal erblickte er den prachtvollen Kranz von Edelweiß. Aber eine tiefe Schlucht trennte ihn davon. Der Gesang verstummte, und der Wanderer schaute hinüber. Da stand das herrliche Königskind und heißer und heißer braunten dessen Gefühle der Sehnsucht nach einem andern Herzen. Und drüben auf der Felszacke stand der kühne Jüngling, der sich herauf gewagt, und schaute sie wie Hülfe erslehend an. „Führt kein Steg hinüber zu dir, du holdes Zauberbild?“ fragte er beklommen.

Sie schüttelte traurig das schöne, von ungefesselten Haaren umwogte Köpfschen, aber wie sehnd breitete sie die Arme nach ihm aus. Da faßte er seinen Mut zusammen und begann mit Lebensgefahr hinabzuklettern an der steil abfallenden Felsenwand. Mit angstvollen Blicken verfolgte das Mädchen jeden seiner Tritte und wagte sich weiter und weiter vor an den Rand, bis die Grenze des Reiches überschritten war. Leona dachte jetzt nur an den kühnen Fremdling, und da er einen Augenblick auf einem

Vorsprung rastete, da brach sie ein Edelweißsträuschen und warf es ihm zu. In demselben Augenblick verfinsterte sich der Himmel; kalt und eisig wurde die Luft, und die Bäche und Flüsse bedeckten sich mit Glas.

Schnell eilte König Boras herbei, und riesige Schneemassen umgaben ihn plötzlich. Er rollte eine dieser Massen vor sich her und wälzte sie auf den unglücklichen Jüngling. Mit einem Schreckensruf stürzte dieser in die Tiefe. Die pflichtvergeffene Tochter verbannte er in den See, der heute noch den Namen Leona führt. Dort weilt sie in der Tiefe und nur, wenn die Alpenrosen und Edelweiß blühen, erhebt sie sich aus den Fluten und irrt unstät und suchend am Ufer umher.

Das Paradies war aber und blieb verschwunden und nur in dreimal sieben Jahren um die Mitternachtsstunde kehrt die alte Herrlichkeit auf eine Stunde zurück. Wer es aber wagt, einen Blick hineinzuworfen, der kehrt niemals nach Hause zurück. König Boras kann seinen Groll nicht vergessen und schleudert jeden Verwegenen unerbittlich in die Tiefe.

M. Bach-Gelpe.

254. Die Engelmesse.

In der Hungerthalpe (Turtmantal), früher Boffingen geheiß, lebte vor Zeiten im Orte Zenhäusern eine Familie, welche während des Jahres weder zum Gottesdienst, noch zu den heiligen Sakramenten ging. Der pflichtgetreue Pfarrer von Leuf fühlte sich veranlaßt, einmal diese Familie aufzusuchen und sie an ihre Christenpflicht zu mahnen. Er griff also zu seinem Bergstock und stieg hinauf in die Hungerli-

alpe. Dort angekommen, fand er nur die Kinder zu Hause. Auf die Frage, wo die Eltern seien, antworteten die Kinder, die Eltern seien in die hl. Messe gegangen. Das kam dem Pfarrer unverständlich vor, und er ließ sich von den Kindern den Ort zeigen, wohin die Eltern zur Messe gegangen seien. Die Kinder führten den Pfarrer hin zu einem großen Steine, der an einer Seite etwas ausgehöhlt war und zum Weihwasserbecken diente. Dasselbst fand der Pfarrer die Eltern knieend, die Hände zum Himmel erhoben. Nachdem dieselben, wie zum Schlusse der Messe, ihre Hände gesenkt, trat er zu ihnen und sprach: „Warum kommt ihr nicht zum pflichtgemäßen Gottesdienst nach Leuf und warum vernachlässigt ihr den Empfang der Sacramente?“ Sie antworteten: „Wir glauben unsere Pflicht erfüllt zu haben, wenn wir hier zur Messe gehen.“ „Ja, zur Messe,“ sagte der Pfarrer, „unmöglich: es ist ja kein Priester hier, kein Kelch und keine Messgewänder.“ „Herr Pfarrer,“ sprach der Vater zu ihm, „stellen Sie sich mit Ihrem rechten Fuße auf meinen linken und schauen Sie über meine rechte Schulter himmelwärts.“ Der Pfarrer tat es und sah in luftiger Höhe einen Altar errichtet. Heilige umgaben den Altar und ein Engel brachte das hl. Messopfer dar. Nachdem der Seelsorger diese Erscheinung gesehen, ging er mit den Leuten in ihre Wohnung zurück. Nach einem kurzen Aufenthalt verließ er in Begleitung des Familienvaters die Hütte. Zu Leuf in später Abendstunde angekommen, blieb der Begleiter in der Nacht beim Pfarrer. Am folgenden Morgen wohnte der fromme Talbewohner der hl. Messe bei. Während der Aufhebung der hl. Hostie rief der Talbewohner: „Halten Sie! halten Sie!“ Nach der Messe fragte ihn der Pfarrer: „Warum dieser Ruf?“ Er antwortete: „Weil Sie den hl. Leib des Herrn, unseres

Heilandes zu äußerst an den Zehen gehalten haben, daß ich fürchtete, Sie ließen ihn herunterfallen.“ Auch machte der Pfarrer mit seinem Begleiter einen Grabbesuch auf den Kirchhof. Während beide über den Kirchhof gingen, sprang der Begleiter über einzelne Gräberhügel. Als der Pfarrer dies bemerkte, fragte er: „Warum hüpfen Sie über einzelne Gräber?“ „Sehen Sie, mein lieber Seelsorger,“ antwortete er, „nicht überall die offenen Gräber und die Verstorbene, welche sich erheben?“ Der Pfarrer erkannte nun, daß er es hier mit einem außerordentlichen Manne zu tun hatte, der außerordentliche Wege ging, aber nicht als gewöhnliches Vorbild dienen kann. Fr. Zehnder.

Vergl. Engelmesse im Metch, I. B. S. Nr. 10.



255. Die bestrafte Verwegenheit.

Ein Mädchen, welches in einer Abendsitzstube, wo eifrig die Spindel gedreht und viel von Totenerscheinungen, Bozen und Kobolden erzählt wurde, sich mit seiner Furchtlosigkeit brüstete, ging in seiner Verwegenheit soweit, daß es vor der ganzen Gesellschaft sich anerbote, wenn's eine ordentliche Wette gelte, wolle es in dieser finstern Nacht auf den Kirchhof gehen und es wagen, seine Spindel in den Gräberhügel der letztverstorbenen Person zu stecken. Gesagt, getan; — die angebotene Wette wurde angenommen. Da das Mädchen aber lange nicht zurückkehren wollte, so wurde der Gesellschaft Angst, es möchte ihm etwas begegnet sein. Es machten sich also einige auf, um nachzusehen, warum es so lange nicht zurückkehren wolle. Da fanden sie das:

selbe, als sie auf den Friedhof kamen, tot auf dem Grabe liegen. Es hatte sich ohne Zweifel, als es die Spindel in das frische Grab steckte, seine Schürze in der Uebereilung damit angeheftet und, weil es bei der finstern Nacht dies nicht wahrnehmen konnte, so glaubte es, der Tod habe es erfaßt und wolle es nicht mehr loslassen; — darum hatte es vor großem Schrecken ein tödtlicher Herzschlag getroffen.

L. B. S. Nr. 69.



Sagen in der Volkssprache.

256. Dr Tifol als Bassi.

Im Wallis vor weiß Gott wie viele Zahru, ich bi noch a chleine Buob g'si, wa ich va discher altu Zählata g'hört hä, soll in ar schönu Alpu, wa d'Chie fast bis an nu Bäch im Chrüt g'wattot und g'nuog Milch und Nuß gigä heint, oich an erzschlechte Senno, abar oich grad das Gägunteil, an grundbrave Hirt g'si sy. Wesch im Jahr das meist Unglück heint g'häbet, so ist d'Schuld am böschu Senno g'si, und daß der Segu-Gottes no nit völlig g'fliecht ist, hät mu dum bravu Hirt zuo schribu mießu. Hät der Hirt wellu betu, so hät der Senno, wenn er oich noch guoter Lünü g'sin ist, g'neitot und g'schlafu; ist er abar lünige und eirichtige g'si, so hät er d'ruber g'spottot und g'räsonirt. We der Hirt uber d's Beech gibetot und gig'frizgot hät, so hät der Senno g'fluochot — d's Beech gibriglot und alle Tiflu ubergä; we der Hirt am Morgu und Abu, vor am Bild old Chrizifix schini Andacht verrichtot und dernach mit Wichwasser schich g'segnot hät, so ist der Senno wie d's Beech usg'staunu und ga liggu ohni Chriz und Haggio — und du Hirt an Pfaff und dumme Tifol g'scholtu; ja nu usg'schoru, daß ers hät fast mießu verbergu und chum Zit g'häbet hät, an quoti Meinig z'machu. Und we der Hirt oich hät wellu der Milch sorg hä, damit d'Lit ihri Sach berchome — so hät der Senno ohni Borgu und Gwissu drangitribu; nummu quot esse und trichu, chochu und

chiechlinu, d'Nidla obun ab näh, die best Sufi brüchu und darzuo nummu fülenzu wellu — as wenn er nur Büch und fei Seel hätti, churz und guot, bloß schiner böschu Natur g'folget, i Wortu und Werku. Ja er hät sogar mit dum Böschu, Gott b'hietisch derfür, an Pakt g'macht, er welle mu schich mit Hut und Haar übergä, we der Tisof ihm nummu de Summer durch lä zuoch, was schini Begirlichkeit wünsch. Mu cha us dem was chunt, schließu, was er bigehrt hät. „Nichtiggang ist aller Laster Anfang!“ All's Abmahnu vam bravu Hirt hät nit versangu. Einest an am Abund hät er die schrecklichstu Wünsch gita. D's Leida, Gott b'hiet isch derfür, hät guoti Ohru, diz Mal hät er mu nit vergebü g'rief und schini Hut angibotu. A's schrecklich's Wetter ist entstannu; der Wind hät alli Balgge und Türini angu nuf und zuo g'schlagu und durch alli Ehlek gipfifot, as wenn a schuppu Chaze rämwoti; der Bliß hät Fir g'schlagu und der Donner g'chrachot, daß as Grüsu g'sin ist, und g'regnot hät's, as we sus mit Zubru ilöschti. Da hät der Sturm uf einmal d'Hittutür angu nuf g'schreckt — und — Jefos, Maria und Josef! hät der Hirt g'schruwu — was ist das? Mitti in ner offunu Tür — ist as jung's und karjosgikleidots Wibsbild g'stannu — und hinner ihr hät's so starch giblickt (giblißgot) as wes im baru Fir stiehndi — und d'ruf hät's eis uf d's andra gidonot (gidonrot), daß der Bodu gizitrot hät. A schreckliche Uftritt, der ihm hätti söllu zer Warnig sy, aber hät, lieber Gott, bi ihm fei Indruck g'macht. Derwil der Hirt gibetot hät und mu vor Chlupf die Bei wie an Treta gigangu sind, ist der Senno mir und dier nit, freidig wie an ar bilannu Persoh entgegu gigangu und hät scha freindlich in d'Hitta zum Fir zuo g'fiehrt. Wesch dum Hirt g'nochet hät, so ist mu z'chalt und z'heiß cho und ist

ra us um Weg g'flieht, so g'schwind er hät mögu. Der Senno hät ra zwar immer Basi g'seit, aber dem Hirt ist schi fir cho, as wes der lebendig Tifol wäri, de so hübschi und reizundi G'talt schi hät g'häbet, so hät schi doch as u'heimlich's G'sicht und Digu wie glichendi Chole g'häbet, b'sunderbar, we schi schich gegu du Hirt kehrt hät — aber gegu du Senno hätti kei Hex verfihrerischer schich zeigu kennu. O armi Fleiga, die höllisch Spinna hät dich scho ingletschot und in ihr Wub gizogu, du bist uschlbar verloru; so hät der Hirt z'ihm selber gideicht. — „Will die hinacht hie blibu?“ hät der Hirt g'frägt. „Was anderst,“ hät der Senno g'antwortot. Hirt: „Aber wa ga schlafu?“ — Senno: „Das fräg, da wa wier!“ Hirt: „Da gau ich in d'Schier ga schlafu.“ — Senno: „Und nimust alle g'segnote Grimpol mit dir, uf das mini Basi nit viel hät.“ — Am Nachttag ist die Basi niene untha g'si und vor der Hütta hät as Chrizifix und d's Wichwasserg'schirr g'legu, dem der Senno d's heilig Grimpol g'seit hät, der schiner Basi im Weg g'si ist. „Ja, ja,“ hät der Hirt z'ihm selber gideicht, „entweder ist schini Basi a Hex oder der Tifol selber; de numu sottigi chönnunt d's Heiliga und d's G'segnata nit libu. Ja, ja, fir a churzi Zit hät der Senno jez was er wellu hät, aber dar nah welti nu nit tüschu, b'hiet mi Gott dersür!“ Von da — ist schi alli Abund uheimlich wie a Nachtschwata in d'Hütta zum Senno g'huschot und am Morgu ebu so uheimlich verschwunnu. Us dum täglichu Biträgu vam Senno hät nu chennu schliehu, was schini Basi und nächtliche G'sellschasteri fer eini g'sin ist. We nu der Hirt g'seit hät, er selle schich doch bifehru, jez hys noch Zit; die Zit rüde scho, wa schini Hut in die Gerwi nieße, so hät der Senno ihm ins G'sicht g'lachot und nu usg'spottot, er selle nu mit sottigum Pfaifug'schweiz

schwigu. — Endli ist der legt Tag van der Summerig oich cho. Am Vorabund häts aber es Hexuwetter g'macht, daß nu kei Hund hätti dörfu usjagu. Es ist aber a Warnig g'ji fer du Senno. „Weißt wer bi nam sotti Wetter cho ist? Das schrecklich Wib will ebu bi sottigum Wetter verreißu! Und weißt, warum schi cho ist? Und was du versprochu häst? Mach di reißfertig!“ — So ist dum Seno fircho, as we ihm etlis das ins Ohr rünetti. Ebu da schi mit andre heint wellu ab Alp fahru, ist plözlich, was du ganzu Summer nie g'sche ist — schini Basi in d'Hitta cho. Dum Senno heint die Bei ang'fangu schlotru und im G'sicht ist er äschubleich wordu — zum Hirt hätsch g'seit: „Mit dir hä ni nit z'schaffu, du chaisst ga — aber ich und der Senno hei noch mit andre z'rechnu, der bleibt hie.“ Und mit dische Wortu hätsch nu am Arm ergriffu und ins Stubji g'schreckt und hinter schich die Tür zuog'schlagu. Im nämlichen Digublick hät mu as schrecklich's Gipolter und G'hammer und Weh- und Mordio-G'schrei g'hört. Der Hirt hät vor Chlupf schier kei Bei mache chönnu. Doch ist er endl: zum Schlussulloch van der Stubutür ga ing'seh; — und, Jekos, Maria und Josef! was hät er da Erschrecklich's g'seh! — Abbas, das nit usz'sprechu ist! — Am Bodu ist der Senno wie an gikrizigte Herrgott usg'naglote g'ji. Schini schreckli Basi hät gritjundu uf ihm g'hoctet und mit am großu blutigo Messer nu lebendig g'schindtot. — Us ihrum Chopf hät mu ditlich Horu und us ihre Zewu Chlawe g'seh ussa loßu. Der Tisol hät d'Hüt wellu, die er mu so oft versprochu hät. So gärü der Hirt us Mitlibu — nu g'rettot hätti, so hät nu der Schrecku chraftlos g'macht und d'Angst hät nu zer Flucht gitribu. Er ist g'liffun und g'liffu, bis er nimue hät g'hört jamm'ru nnd schriju und wie er z'rugg-

lozzet hät, da hät die Basi die blutig Hüt van ihrum Liebhaber — van Senno, grad ebu uss Pittudach usg'spreiz tot. Der Tisol tuot nit vergebu, er will schi Loh hä! B'hiet isch doch Gott dertfür! I. B. S. Nr. 82.

257. Dr Geist im Erbj.

Härt am Wald ob Chäzchermattu am Riedberg steit in am ganz einsamu Gütji as chleis schwarzus Holzhüsch, in dem es vor einigu Zahru oich soll uheimli g'si sy. Mittsch uber Tag soll mu sus da hä ze Pfeistru g'feh ussa loze, wa sust doch kei Mensch noch im Hüsch, noch Gütji umha g'sin ist. Ost hei die, weli dum Wasser glozet oder selber in ner Nacht da umha g'wässerot heint, sus wie an altvätrische Ma über d'Wasserleitu g'feh hin und her ga. — Amal hät da oich an Eiguntümer in der Nacht g'wässerot; wie er ebu hät wellu das Teilholzji istellu, so hät er g'spirrt, daß mu as wer hinnerrücksch a liechte Stoß git. In der Meinig, es sy a wohlbikannti Persoh, rief er: „Wer ist da?“ Und wie er hinner schich g'feh hät — so ist da schi verstorbu Schwager libhaftig vor ihm g'stannu; un wil er nu ang'redot hät, so hät der Tote oich z'Recht g'häbet ihnu anz'redu. Was mu der Verstorbuo all's g'feit hät, ist nie bikannt wordu; nur einigi Sache hät er van ihrer Unnerredung usg'feit. Unner andrum — daß mu da a Wasserfuhr g'macht hei, die ung'recht sy, und mu wieder innu rechtu Rüs leitu felle; und noch wengs andra und darnach hei mu niemals meh as was g'spürt oder das mindost Dingelti vermerkt. I. B. S. Nr. 83.

238. D'fleigunde Drache.

Van de altu Zitu hät mu frühjer viel va g'firige, fleigendu Drachu g'hört, die van eim Berg zum andru g'flogu sy. We mu so eine im Flug g'feh hei, so sy in ner Luft vora a grüfuge schwarze Ehnubul oder Ehnollo erschinu, der a länge g'firige Schwanz nagizogu hei. Wie schich so a grüfuge Drach an am Gebirg g'nächrot hei, so mieße schich der Berg wegu dum schrecklichu Gift, so er usdunste und vor schich blafe, wo er ihn mit selbum anspeije, öffnu, damit er in deschi Abgrändu die Goldadre und Goldbrunne uffuoche, und durch Lecku an dene schich ernähru chönne; de sottigi Drache lebe nur va Goldadru; und we der Goldbrunnu vom Drach ufgleckote sy, so mieße schich d's Sibirg der Swalt van Gift wieder öffnu; schi spanne de ibri schrecklichu Fetta uf und fleige us den Abgrändu umbruf wieder zuo andre Gebirgu. L. W. S. Nr. 84.

239. D's Geisterträgu.

In Brigerberg ob de Bleifu, wa d' altu Straß uber du Simpelberg g'angu ist, soll vor altu Zitu eu a große Schatz gfi sy, uber denu as vornehms Fräuli g'wachot hei, old dabi so lang hei wartu mießu, bis eine chome, der no reine Nüngling und in ner Temperwuchu giboru sy — scha ufum Rig bis zu num g'wissu Zil trägu möge. We das so eine im Stand ist z'tuo, der würdi scha, nämli die Wächteri, erlösu, eu du ganzu Schatz bercho und bis an ne nintu Grad glicli si. We aber so eine scha nit zum b'stimmtu Zil trägu mächti, wil schi immer schwerer

und schwerer chome, ja z'lekt so schwer, daß der Träger, bivor er zum b'stimmtu Platz chomme, meine, es ligge an ganze Berg uf ihm; wenn er de, bivor er zum Zil wäri, scha fallu ließi, so würdi schi ihnu verwißchu, daß er bis zum nintu Grad nimme gliickli sy chönti. So soll eu amal us Bigird van Geld, dem die ubrigu Bedingnißi nit g'fehlt hätti, eine es versucht hä, scha bis zum Zil z'trägu und um du groðu Schatz z'gwinnu und glücklich z'werdu. Bivor er scha hät uf du Nig g'nu, hei die Geisterjungfräu nit usg'hobne Händu und mit Tränu inne Neuge scharpf gibittot, wenn er scha de fallu ließi, doch ja es nit wagu jelle, scha dahi z'trägu, sust mache er beidi ungliickli. Leider aber hät er di Prob nit b'stannu — schi ist mu so schwer cho, as wenn a ganze Berg uf ihm lägi — und scha, bivor er zum Zil chon ist, la fallu mießu; da hei die Geisterjungfräu ang'fangu grinu, daß Berg und Tal derva ertönt hei und wirkli si deschi Famili bis zum nintu Grad ungliickliche g'ii. — Endli aber doch si eine cho in der Absicht, scha z' erlösu, aber nit us Giß und Wuocher, us Begird zum Geld, numme um Guots z' tue und du Schatz meist unter d' Armu z' verteilu. Gliickli hei der die Geisterbrüt bis zum Zil gitreit. Da si schi plößli in a schneewißu Chleid schön und liebli wie u Engel vor ihm g'itannu, ihnu mit de schönstu Dank- und Lobsprüchu überhäuft und ihm prophizijot, daß er und schini Nachkommu bis zum nintu Grad werde gliickli si. Derna si schi wie a schneewißi Tüba vor schine Neugu zum Himmel üfg'fahru.

L. W. S. Nr. 85.



240. D's Wetter ist guot.

Amal si an guote, brave Bur g'ji, wa niema über d's Wetter g'fuchtot hät, es hei megu si, wettigs es wellu hei. We's oich noch so ulustig's und leid's Wetter g'macht hät, so hei er allzit g'jeit: „D's Wetter ist guot, d's Wetter ist guot!“ — Zuo der Zit wa der Glichö g'storbun ist und Lich usg'lägu hät, hei es erschrecklich's wüest's Wetter g'macht. Ja am Tag, wa mu nu hät sellu vergrabu, si schi's Grab halbvoll's Reguwasser g'ji. Da heige die Totuwächter z'sämu g'jeit: „Was würdi der Verstorbino, wenn er noch redu chönti, z' dischum abschüchlichu Wetter jägu? Würdi er hit oich no jägu: D's Wetter ist guot.“ Da heige schich der Toto, wan ner Lich usg'lägu hät, usg'häbet und mit lüter Stimme g'jeit: „Ja, d's Wetter ist guot!“ Und d'ruf schich wieder niedergleit und wieder an toti Lich g'ji wie dertir.

L. B. E. Nr. 86.

241. Dr Bozo uf dem Hanig.

Uf dem Hanig der Grächer Alpu soll es selbit, wenn d's Sentum-Beech da g'sin ist, dum Sennu und Hirt oft der Bozo g'macht hä. Eine, der da Hirt g'ji ist, hät mer amal gizählt: „I weiß nit, ob all's wahr ist, was mu da vo nu Bozo gizählt hät: aber amal, das tuot mer niemu usredu, da hei wer's ich und der Sennu fer guot g'hert. Z'allererst häts in ner Nacht immer appas umha grumplot; bald häts an de G'schirru, bald am Sentum-Cheffi wie mit am chleinu Hammerli umha g'klopfot. Z'lest is unter d's Beech gratu, so daß'ich heint ang'fangu brüllu und lärmu,

as wes Alls unuer und über an andre fiehri. Da hät d'Senni vor Joru an Agsch ergriffu und ist vor du Stall glüffu und g'schworu und g'sluochot, daß mars recht gigrüset hät. — „D's Betu,“ hät's grüest, „hilft hie glaub ich nit; ist der z'helfu, so will i der helfu und we's mi all's chojtoti; ist der aber nit z'helfu, so träg dich der lebendige Tüfol uf d'unterst Hellblata, damit wir hie Nuow und Fried vor dir hei!“ Da si's vor ihm verbi g'fahru, wie an g'firige Liechtstock. Aber des Abendjch hei wer duo amal doch Fried g'häbet.“

L. B. S. Nr. 88.

Die glich G'schicht erzählt uu oich vam Mettelbach zwischu Steihüs und Niederwald.

242. D'Wizle hassunt d's Pffiu.

Es ist an alti Zellata, daß d'Wizle oder Herumjini d's Pffiu nit lidu chöune. A mal hei oich a Ma in der Nähji bi ner Steirischu g'schlafu und wie ner erwacht ist, so hät er vili Wizle us de Vöchru van dische Steirischinu g'sch fürcha cho und oigunblich wieder verschlifu. Da ist nu z'Si cho, a nu probieru z'pffiu; de er hei g'hört sägu — we nu de Herumjinu pffise, so choui schi toubi — und chome immer meh und meh fircha und dem wa pffise allzit nähjer und nähjer. Wie er uu so einige Mal starch g'pffiot hät, so sind immer meh und meh Wizle ussa cho, und z'letscht a sottigi unzählbari Mengi, daß nu gidücht hät, bi jedum Stei loze a Chopf van am Herumji ussa, ja daß nu fürcho ist, alli Steina uu ihnu bewege sich und si bari Wizle. Da hät er va Chlupf, schi chönntinu afallu und fressu, schine Tschopo usgizogu — und den

nu ne darg'worfu und ist, was gijt, was häjt darflagliffu. Wie er nu später z'rugg cho ist, ga loze, wasch nit dum Tschopo ächt g'macht heige, da hät er g'seh, wiejch du Tschopo z'chleine Stiecku zerriffu heind — und wenn er nit du gliclichu Kfall g'häbet hätti, ne de Tschoppo darz'ghiju, so hättijch oich ihnu z'chleine Tegu zerriffu und usg'fressu.

L. W. S. Nr. 90.

245. II Hexug'schicht.

I Stalburied heimu oich a mal an g'wijsi jungi Wibsperfo far a Hex g'häbet, die d's Bech verzäubrot hei. Eini van da hei a schöni frischkalbjoti Chuo mit am schönu äter g'häbet. Wie nuh diz Wib mit dijscher Chuo uber de Platz g'fahrun ist, hätsch z'ihra selber g'seit: „We doch d'Hex nit abba umha ist, dasch mar d'Chuo g'seh cha, sujt verliertich mar jicher d'Milch old tuotich abbas Tifolsch d'ran erdeichu“. Und richtig, wiejch nit der Chuo uber dun Platz g'fahru sind, da si d'Hex grad vor dum Hus g'sessu. Da hei d'Hex z'ihne g'seit: „Gebe che Gott Glick z'diescher Chuo.“ Da hei ihr d's Wib g'antwortot: „Ja du hellijchi Hex, i weis scho, wie du Glick wischojt.“ Und oigublicklich si d'Chuo tot niederg'fallu. Da si d'Lit, die das g'seh heint, g'schwind zum Pfarrherr z'Saldu g'liffu und hei die vermeinti Hexe angiflagt, dasch ne grad die scho Chuo gitötet hei. Wie nu der Pfarrherr uf du Platz zer totu Chuo cho si, hei er dum Volch g'seit nit zornige Blicku: „Lät mar das Mensch nit Fried, schi ist kei Hex, ja wenn ihr's wijsu welt, es ist besser wa ihr — un wil ihr ihm heid d'Ehr g'stohlu, so hä sus Gott zuo gla z'ewer Straf, daß der Tifol d'Chuo plöglich erz

würgt hät. Und wenn ihr's nit glaubu wellt, so b'schouwet du Hals vanner Chuo." Und richtig hei mu um du Hals van ner Chuo zwei brandschwarzi Strife g'sch, as weh el-
lis mit g'firige Armu schich der Chuo um du Hals g'wunnu hätti, um scha z'erwirrgu. Und so hät der Pfarrherr das arm' Mensch van der Hexustraf erlöst. L. B. S. Nr. 92.

244. Der Untergang von Täsch.

Im Bispertal a Stund hinner Nanda oder anderhalb Stund vor Zermatt ist as Dorf, das heist Täsch. Friejer ist d's Dorf witer üssa g'si. Da si a richi Büri g'si, die hei in am grohu Chessi Ancho g'sottu. Da si am Abund an arme Ma z'ihra cho, der scha gibetot hät, schi felti mu doch as Bijji Ancho zum Almoju gäh, de er hei uverschand Hunger. Aber d's gizig Wib si nit ihu ertoubet und hei mu g'seit: „Pack di weg, du Fälenzer und Tagdieb, du chaisst dis Brot noch saist verdienu und bruchst nit ga umha z'bettlu.“ „O du uverständigs Wib!“ hät ra der Bettler g'seit, „hättist du mir abbas z'Almoju gäh, so wä in dine Spiju der Segu Gottes g'si, daß du allzit g'nuog g'häbet hättist: wil du aber so unbarmherzig bist, so sollst du samt dine Spiju und dun ganzu Dorf verfluocht und vermaledit si.“ — Aber bi nam arnu Volchji hei er duo z'Essun und Nachtherberg fundu. Wie er si ga liggu, hei er ihne g'seit: „Wenn ihr z'Nacht as scharpfs Gruupol g'höret, so heit nummu kei Ehlupf, euch g'scheht nix.“ In der Nacht häts erschrecklich g'fracht: an ganze Berg ist abg'stirzt und hät d's ganz Dorf zerstört und vergrabu. Wemmu jez der d's Täschguser geit, so trifft man da a Brunno a, der grad

da ussa cho soll, wa a mal der Altar van der Dorfschircha soll g'standu hä.

Dana der Bispu ist e sie oich es Dorf und a G'meind g'ji, die hät Schalli g'heißut. Da si an unsers Herrgottschtag 12 bimäntloti Vorsteher und 20 Paar Vorbrüte, alli im wißu Landtuoch, üssa zer Prozessio cho. So g'hört mu van alte Litu zällu. L. B. S. Nr. 93.



245. Hundert Jahr nur un Nacht.

An Niederberg, Gibiet va Sant-Niklas, si e'neit a Ma g'ji, der hei hundert Jahr lang und zwar im nämlichu Hus g'lebt. Nach seim Tod si amal die Totu-Prozessio bi dischum Hus verbi gizogu. As größers Ehind hei ebu ze Pfeistru usg'feh, wa die Totu verbicho si. Uf eimal hei das lüt usg'hoirot: „Da währli, währli, da chunt bi miner Trüm üsche Großvater.“ Dich d'andru Huslüt si ans Pfeister g'liffu und hei ganz ditlich du Großvater b'chennt, der 100 jährige cho ist. Wie er nu grad unter de Pfeistru varbipassiert ist, hei er du Chopf uf eimal usg'hebet und umbruf gegu d's Hus gizeicht und mit luter Stimm g'feit: „Da bini ich amal uber Nacht g'ji!“ — Er hät darmit ohni Zwifol wellu z'verstah gä: „Hundert Jahr oder a Nacht si glich viel gegun d'Ewigkeit.“ L. B. S. Nr. 94



246. Die Bettler dröhlunt aber Spis.

An einige Ortu g'hört mu zituwis, bevor es leid's Wetter chunnt oder oi nah an am großu Lindwetter in ne stoßundu

Chrachu oder Chinu oder Lawizügu d'Steischläg ga old horlowwinu. Alti Lüt hei dem Steidrölu — a mänge Ortu siemals g'feit: „Die Bettler drölunt aber Epis!“ und we mu g'frägt hät, warum'sch dem so säge, so heintsch eim zer Antwort gigä: „Das chomme daher — vili Bettler jamunte meh Epis, Almoſu, als schi nötig hei, und lä scha ergrawu und g'chije scha den a weg. Ja es gäbe so uverſchämte Bettler, dene z'Almoſu, wäsch berchomunt, viel z'schlecht si und die Brot- old Chässtücklini a weg werfunt. Das lat aber Gott nit ung'ſtraft, wil manchi Husarmi ſottige Bettleru Almoſu gänt, dasch ab ihrum Mul erſparunt und jus selber höchst notwendig hätti. Darum mieße ſottigi udufbari Bettler, die die Gottesgabe so mißbrücht und verachtot, nach dum Tod alli die wegg'worfunu Stidli jamunlu, die aber so schwer wie groſſi Steina ſye und schi uf die hochu Sibirgi trägu und weſch damit fast umbrüf ſind, trole ne die ganz schwer Bettulſpis wieder du Berg ab bis in nu Grund — und das werde so oft g'sche und mießeſch so oft um muſ trägu, als Brosme in dem verachtototu Almoſu g'ſi ſye; darum säge mu — we die Steischläg cho si old es in ne Chrachu g'horlowinot hät: „Die Bettler drölunt aber Epis old heint du Episjad aber usg'löſcht.“

L. W. Z. Nr. 96.

247. Rache, Rache!

Vor viele, viele Zahru soll in am Wirtſchhüs in der Suſtu a Chaufma va Meiland ermordet wordu ſi. — In ner Nacht ſi diſchum Wirt der tot Chaufma immer erſchinu und hei drimal g'schruwu: „Rache, Rache!“ Dem

Wirt hät's Gwißu fei Ruow meh gla und hät die Erschie-
nung dum Bichtvater angezeigt und d' Ursach, nämlich
schis Verbrechu. Da hei mu der Bichtvater zer Lehr gigä,
er selle, we der Geist d's nächst Mal chome, nu frägu:
„Wa Rache, wa?“ Wie nu in der nächstu Nacht der Toto
no e mal g'schruwo hät: „Rache, Rache!“ so hät er nu
g'frägt: „Wa Rache, wa?“ Da hei mu der Geist zer Ant-
wort gigä: „3' Meiland, 3' Meiland!“ Na dem hei er du
Totu nimme g'hört schriju. — Er aber hei sich g'hietot,
der na 3' Meiland 3'ga. No viele Zahru, da er dra gar
nimme gideicht hät, was der Geist ihm g'seit, si er doch
zuoffälliger Wis na Meiland g'reist. In dem Wirtsch-
hüs, wa er zuog'kehrt ist und übernachtet si, heimu am
Nahtisch an ganze Chalberchopf ufgitreit und wie d' Reihe
an ihnu cho ist, wa er schini Portio hät neh wellu, — da
hei der Chalberchopf ang'fangu blietu und hei drimal
g'schruwu: „Rache, Rache!“ — Da si er totubleiche cho
und ag'fangu zittru, wie as Aspisläub. Da hei mu nu
soglich ergriffu und er ohni Leignu uf der Stell bifeunt,
daß er vor so viele Zahru a Chaufma va Meiland ermor-
det hei. Das Hüs aber, wo er in Meiland ist g'fangu
wordu, hei ebu dischum Chaufma g'hört, 'denu er er-
mordot hät. Mu hei ihm kurze Prozeß g'macht und wie
er's verdient hät, hingrichtot. No lang dernah heisch in
dem Hüs, wa dische Mörder gwohnt hei, viele viereckochti
Goldstück g'funnu, die er in ner nsg'holetu Wölbi-Binnu
versteckt hät. (Die nämlich Zellota g'hört mu oi vam
Brigerberg.)

I. B. S. Nr. 97



248. Mit de Totu ist nit z'g'spassu.

Z'Natersch ist as steinalts und schüchlichs Weisus, wa a scharpfe Hufe Totuchöpf und Totugibei hoch üfgibigoti und üfgitischoti stähnt. So hoch die Biga van dische Totugibei ist, so sollsch noch ebu so teif ins Land oder unner d'Erda gah. Da brinnt oft halbi Nacht, ja sogar bis an nu lütteru Tag as Liecht, das frommi Persone da gehnt ga darträgu und anzündu zum Trost der abg'storbnu Seele und darzuo bi dischum Liechtji bis i chidigi und späti Nacht da fer d'armu Seele tüend andächtigt bätu. A mal hät an tückische Nachtbuob so an ar frommu und betundu Perso wellu ga an Bosheit antuo. Damit er scha recht erschlipfu chönne, hät er a frischg'schintoti Chuohhüt g'nu und die van obun umbri g'worfu, damit schra uber du Chopf achomme. Aber was g'scheht? Im nämliche Dugunblick, wa er d'Hüt hät umbri g'worfu — heint d'Abg'storbnu scha ihm zugg uber du Chopf ghit. Das hät du boshafte Nachtbuob so erschreckt, daß er vor Schlupf schnedullundu ist heimcho — erschrankot ist — und in as paar Tagu ist a Lich g'si. Die abg'storbnu Seele heint ihru Wohltäteri an Aro uberg'häbut, damit ihra nüt z'leit g'schehje. Daher chunnt d's Sprichwort unner dum Volch: „Daß dem und dem nüt g'scheh ist, ist as gfälligs Wunder! dem heint d'Abg'storbnu g'holfu! Schi lähnt nix uvergoltu!“

L. W. S. Nr. 99.

249. D's Hotzhüs z'Natersch.

Es ist das vor alte Zitu as leids schüchligs Hüschi g'si. Durch d'Chuchi ist der Dorfwuor gangu. Und wil in ner

Chuchi keis Pfeister g'si ist, so hät mu bim Ingham am lüteru Tag fast gar kei Lütri g'häbet. Mu hät inner Fisteri, nebu dum Wuor, der so schüchlich g'rüschot hät, michu verbi ga und mu hät müeku mit de Händu umba tappu far d'Stubutür z'finnu. Hät mu die eudlich sunnu und usgita, so ist mu in a schwarz, halbfisteri und schweri Stuba cho, wa eim fast dun Tag het angfangu fürchtu, b'unders, wenn eim z'Si cho ist, was alti Lit van dischum Hüschigizählt heint — und wie es da inner Nacht uheimlich und voll Boze si felle. Mu seit, in ner Nacht hei mu's da oft g'hört in ner Stubu piße und towwu; hinner dum Ofu hei eis mengsmal g'essu ohni Chopf; wesch in ner Nacht us old in d' Stubu gangu si, so si ne as Mannsbild ohni Chopf nahgigangu und endlich hinner dum Ofu verschwunnu. Oft heisch abbas g'hört hinner dum Ofu üssa drolu und und wesch g'lozet hei, so si's bald a leide Totuchopf, bald wie as friech abg'schlagus Meigjuchopfsi und bald wie as jung's Wuobuchopfsi g'si. Bald as wemu a große Chasto zuoschlä — und darnach usam Doß Fleisch zerhactu g'hörti; bald z'schuzuwis erbärmli jammru — und nachuwärt immer weichri und weichri Stimm, as wemu as jung's Wibsbild ermordu täti. Oft hei mu uf der Dili wie a schwarze Hüso Geld g'feh und wesch mit dum Stecku drüf g'schlagu hei, so si er zerstobu, wie a Schwarum chleini Blagfleige. Doch es giengi z'lang, alli die Bozug'schichte ufz'zällu; gnueg dannuwa. D'Ursach, daß in dischum Hus so uheimlich g'si si, chomm van am grüßige Mirder her, der hie vor uralte Zitu felle g'wohnt hä. Dische Mirder hei Zani g'heiju, an Usländer, der a Hiesigi g'heiratot hei. Er hei as halbg'wachsus Steiftöchterli bi ihm g'häbet, dem er scharpf find g'si si. D'Wuotter hei allzit Ehlupf far das arm Ghind g'häbet, wil schi nu b'kennt hät, was er far eine ist g'si. Denn

amal si as Bettelbuobi ins Hüs cho und eu d's Almoſu g'heißot. Da hei er mu g'feit: „Ja ich will der d's Almoſu gä, daß di hitu nimme hungrot — chu mit mir, i will der hübschi roti Döpfel gä!“ Da si es mit ihm in d'ober Stuba gangu; da hei er an große schwere Chaſtudeckel uf g'häbet und mu g'feit: „Da log, weli schöni roti Döpfel das find, nimm was d'willt.“ Wie nu d's Buobi innu Chaſtu umbri hät grifu wellu, so hei er mu du Chaſtudeckel uf du Chopf g'schlagu und d's arm Ghind so erwürgt. Darna hei er uf am Fleischtog mu du Chopf abg'schlagu und du Körper zerhakot und in nu Wuor g'hit. Du Chopf van dum Ghind si er wit van dum Hüs ina Räungtrittula ga ſtellu. Aber eu dum armu Steiftöchterli iſt es nit beſſer gangu. A mal hei er dum Meidji biſohlu, wa d'Muotter chrank si g'si, es ſelle mit ihm in d'Eya ga Holz reichu. „Ach la jus doch bi mir,“ hei d'Muotter gibittot und gebättot, „wer ſoll de mir in ner Chrankheit lozu.“ „D es chunt bald z'rugg,“ hei der Mörder g'feit, „aber für dizmal muoß es mit mier cho.“ „Ach,“ hei d'Muotter ſlennundu g'feit, „de b'hüet di Gott, de g'ſehn i di niemer meh!“ Wie nu der Mörder as Stuch in d'Eya cho iſt, so si er dum Meidji mit am offunu Meſſer nahg'lüſſu. D's arm Meidji wä mu no autgangu, wenn es mit ſchine ſchönu Haartretſchu nit in ne Stüdu b'hanget wäi. So hät jus nu der Mörder g'fangu und ermordot und d's Fleiſch van Lib ſtuchweis abg'schnittu und in nu Kottu g'worſu. Dana dum Kottu heint mu Lüt zuog'ſch und g'schruwu, aber er hei der glichu gita, as wenn er's nit g'höre, bis er ſhini blutigi Arbeit hät fertig g'macht. Dez iſt aber der Mörder ripe g'si und ſchnell der Obrikeit angigä, ingizogu und lüt Verdienē hing'richtot wordu. — Aber ſchi grüſige Geiſt hät im Grab fei Ruow g'häbet und ſoll dum

Holzhujschi laugi Zit zum nächtlüchu Schrecku g'si si; darum mu vili eu d's Bozuhuschi g'feit heint.

L. W. S. Nr. 100

250. Dr herzhafft Liebhaber.

In Täsch joll friejer uner du jungu Litu lang allzi die dumm Moda si g'si, nandru d'Nacht z'pliggu. Z'der Zit heigi fast all's d'ledigu Meidje im Winter d's Bech g'hirtot. N'am Buob ist innul z'Si cho, schi als Verstorbne z'vershleidu und so morgund fruo du Hirteru untgegunt z'ga. Er het as groß wiß Heud ang'leit, in a Totuschilla as Liecht gita und mit dischra uf dum Chopf ist er schi duo ga pliggu. Wie duo d'Hirtere dischu Totu mit du g'sirigu Tugu, brinnundu Nasulechru und dum flammundu Mul g'sch heint, het eini na der andru Päch gige, daß die Deckja in nu Milchschibjnu gat a so gidonnot heint. Der Bozo het schi fast la fallu va Lache, wenn er duo g'sch het, daß mu die Pliggata so guot g'ratu ist und alli, was g'scht, was hescht, mit denu voltrundu Chibjnu g'liffu sind, daß schi fast uber und uber gangu sind. Schini Liebsti het aber as was mieh zu merkn, de am Natag, wie der gestrig Pligger het sellu ga bätilitu, ist schi scho fruo, fruo in d'Chilchu gangu, ist uner uf ins Totubar g'schliffu und darmit dum Liebhaber entgegu g'schnaggot. Schi het z'ihra sälber scho mieh zu lache, wie der de welle loufu! Dische ist schints nit so schlupfige g'si. Zerst heigi der grad g'luogt, was da chome, demana sigider dum Totubar entgegugange, hei sus fest angigriffu und g'feit: „Zirana hejt im Turuloch ou Ruow, chajt di hitu da wohl ou still ha!“ und demana sus z'rugg in schi Platz gitreit.

Wo da an heigi die dummm Bliggerrustig an biß uf-
g'bert. Al. Andenmatten.

251. Dr nächtliche Schriber.

D's Marfathri, so as guot's Fofchi, het mer niwli ou
as Fis gizellt. Es figi, das, ou si verus gangu, amal spat
mit er schweru Tregi z'rugg in d'Attermenzu cho. Duo
g'seh jes obuna in altu Fifchi as lutters Liecht. „Das ist
mer jez no rächt, daß die no uf sind. I han a so an
uverschante Durst, die gänt mer scho a Schluck z'trichu“
hets z'ihm jälber gideicht und geit uf. Der Chorb heigis
am Zu ang'stizt. „Wie i zer Stubuntir i, het z'obrost in
ner Stubu uf dum Kläbtischji an alte Ma uf nam Chazu-
balg (Pergament) g'schribu. A grofse heje Huot und a
lange Fäctrock het er an g'ha. Das weiß i no titli, wie's
hitu we. Ih, wie bin i erschlipft! Er het mir bim Finger
gizeicht, i selle uf z'ihm lose. Mier ist aber nit über d's
Lose g'fi; i ha die Port zuo g'schlagu und bi g'liffu! No
der d'Matte ab ist's mer na und gizeicht, i selle beitu.
Aber, ih! weli Angst ha i bercho. Die Fschifra ist mer duo
nimme z'schweri g'fi. Der d's Sand i, uber alli Borsche
wäg bin i gat a so g'stobu. I ha g'schwizt, wie i us dum
Bach chemi. Fschuderhafti Angst han i dasmal g'ha. Ja
währli, lang darna han i's no g'spirt!“

Al. Andenmatten.

252. Hina git's a chalti Nacht.

A mal ist a Täscherejeger, der ou z'Tag wellu het am Abund spat in Täschalpu ga schlafu. Es sigi asu spat im Herbst g'si. Wie er z'Tusle in d's Lärju Josisch Schirli het wellu ga liggu, het da scho as Gottwärgi umhergigistrot und mu g'feit: „Tuo du nummu sche ischlifu, es git de hina a chalti Nacht.“ Schi sigi duo mit anandre afa teif ins Hew a bri g'schliffu, aber d's Gottwärgi heigi no all's, d'Schir- und Stalltirini z'amunt gitreit fer obu druf. Z'halt heisch duo nimme g'ha. Wie duo dische guot Täscherejeger erwachut ist und ist ga zum Lisch usloku, ist d's Gottwärgi ou grad lachundu der d'Alpa usgangu und da um du Staful umher si a fine Stoß Gras asu g'si. Der guot Schnäggo het gat vam Herbst bis im Ustag g'schlafu. Darum seit mu no jez: „Hina gits a chalti Nacht,“ we mu schi z'an er g'herigu Rämpetu niederleggu will.

Al. Andenmatten.

253. Die drei Chartuspiler im Schallichi.

Der alt Bärticho, das we der Großvater g'si vam Bärtichumisi, wa da no läbt, ist friejer tichtig viel z'Tagdgangu. Der und d's Bärtichu-Josi, der Bruoder vam Wisi, heint appa wit umher am meischtu Gemischini g'schoffu.

A mal sigi der, das het der Bärticho sälber viel fer a sichri Wahrheit gizellt, morgund fruou vor Tag d'Schallun-ebi uf gegund d's Arrigscheiß gangu fer zu Tieru. Wie er uf zu Mähweidu chome, g'feh er im Schallichi a grofi Litri, wie van am grofi Sant-Jahannsch Fir. Us Wunner,

was da fer as Fir si, geit er ab uf du Rand ga bri lozu und duo g'seht er z'undrost im Chi dri altväterisch kleidoti Mannjini, wa an am grozhu rundu, steininu Tisch Charti g'spielt hent. Er hei keis Fir g'seh, aber es si so luter g'fi, das er von da bri d'Charte b'hennt hei. So wie eine fer z'spielu a Charta uf de Tisch g'schlagu hei, heigis z'allu Situ usg'firot, wiesch Fir schleti, es hei nu rächt gebläntot. So a biß hei er nu zuog'lozet und duo sigi's nu z'uheimli meh fircho; er heigi duo gideicht: „Spielet jez so lang, das er wellt, i ga jez.“ No lengi Jahr derna hei er allzi gipafet, ob er die Vitri appa no g'sehjie, heige aber nie meh as was vermerkt. Al. Andenmatten.



Inhaltsverzeichnis.

Vorwort	I
Domherr Peter Jos. Ruppen	V

I. Landes- und Ortsfagen.

Nr.		Seite
1	Wallis ein See	1
2	Das veränderte Klima im Wallis	2
3	Die St. Jodern-Rufe	9
4	Die St. Jodern-Glocke	10
5	Der St. Theodulpaß	11
6	Karl unter den Weibern	12
7	Ein Kampf in der Distelalp, Saastal	14
8	Die Schlacht auf Lichbritten	15
9	Kampf und Sieg der Munder 1212	15
10	Die Gräber in der Roten Kanne	16
11	Die Vernichtung der Berner in der Jägi	18
12	Der Kopf als Bote	19
13	Das Gefecht auf der Blutlässe	20
14	Der Mannenmittwoch in Visp	21
15	Unterirdische Gänge	23
16	Das Schloß Urnavas in Naters	24
17	Der Zwingherr in Unterbäch	26
18	Bischof Tavelli's Tod	27
19	Die nächtlichen Ruhestörer	28
20	Belagerung der Burg Niedergesteln	29
21	Der standhafte Spion	30
22	Das menschliche Gerippe in der Gestelnburg	31

Nr.		Seite
23	Das Schandmal des Zwinghern	32
24	Die mitternächtlichen Zecher	33
25	Der Schatz der Herren von Raron	34
26	Der Hausgeist im Asperlin-Turm	34
27	Heldentod des Thomas Junderbinen	35
28	Die Mutter Gottes auf der Stadtmauer in Sitten	37
29	Das Gefecht bei Gstein 1476	39
30	Bischof Supersax	40
31	Jörg auf der Klub	41
32	Die Abschaffung der Folter	41
33	Der schwarze Tod	42
34	Aus den Franzosenkriegen	50
35	Die Entvölkerung der Gommerberge	56
36	Das Gerntal	61
37	Der Schläfer	62
38	Der Schwestermord	63
39	Der Hirt auf der Längisalp	63
40	Das Schwein auf der Längisalp	64
41	Der Spielplatz bei Unterwasser	65
42	Obergesteln brennt	66
43	Der Tennibock	67
44	Der Falkenfriedhof	68
45	Der Waldbuel	68
46	Die St. Annakapelle im Loch	69
47	Der Tauben- und St. Antoniwald	70
48	Belohnte Ehrfurcht	70
49	Die Warnung des Toten	71
50	Die Abendstizerin in Rizingen	72
51	D'Gbi-Lauwine oberhalb Blizingen	72
52	Der Untergang von Groß-Ernen	73
53	Der Kirchenbau von Neckingen	74
54	Die Pfarrkirche von Ernen	74
55	Der Brand in Ernen	75
56	Das Lauinerhaus in Ernen	76

Nr.		Seite
57	Die Kapelle im Ernerwald	77
58	Der Hirte auf der Fiescheralpe	78
59	Das Bildhäuschen im Käist (Ernen)	79
60	Die Brücke zwischen Ernen und Fiesch	80
61	Die geschätzte Trichel	81
62	Die unschuldig Hingerichteten	81
63	Der Schuster von Niederwald	83
64	Die Beschwörung des Fieschergletschers	84
65	Der Schwinger	84
66	Die St. Vinzenznacht	86
67	Das Ochsenfeld	89
68	Die Lichtmesse auf Ebenmatte	90
69	Die Gnadenkapelle Heiligkreuz im Langental	91
70	Das Fräulein mit dem weißen Stabe	92
71	Das offene Bekenntniß	93
72	Familiennamen	95
73	Das Wappen von Mörel	99
74	Die Entstehung der Kapelle zu hohen Flügen	100
75	Mangepani	101
76	Das Hochgericht bei Mörel	102
77	Das Dorf Betten	103
78	Die Riesenschlange	104
79	Der Brudermord am Mörjerberg	106
80	Der Brudermord auf der Belalpe	106
81	Der Untergang von Olmen	107
82	Der Kirchgang nach Naters	109
83	Der Kirchturm, Glocken und Kirche in Naters	109
84	Das Ratterloch	111
85	Das leere Weihwassergeschirr	112
86	Die Stunde ist da aber der Mann noch nicht	113
87	Die weiße Gemse	115
88	Der Waldbruder	116
89	Der Blechistafel in Gredetsch	117
90	Der Munkistein	118

Nr.		Seite
91	Die Kapelle im Gstein	118
92	Das sonderbare Gesicht	119
93	Die Gräfin von Grundbiel	120
94	Die Häuser von Georg Supersago in Naters und Glis	120
95	Das silberne Hufeisen	121
96	Der Bratenwender	123
97	Der Belt Dank	124
98	Der Schatzgräber im Wikert	126
99	Die Kapelle auf dem Burgspiz in Brigerberg	126
100	Verschüttete Wasserleitungen	127
101	Der Tanz in den Brenden	128
102	Der feurige Wagen	129
103	Der Schafhirt auf der Klene	130
104	Die Feuerkugel	131
105	Der Mord in der Markuskirche von Gondo	131
106	Anton Gerwer	132
107	Das Wirtshaus in Gondo eine Mördergrube	134
108	Der schwarze Hund	135
109	Der Brudermord in der Distelmatt	135
110	Die zwei Kreuze	136
111	Die Kapelle in Maria-Brunn	137
112	Die Goldmühle im Sagi	137
113	Erwerbung der Gemeindealpen	137
114	Einstige Lage des Dorfes Simpelu	138
115	Der ewige Jude in Visp	138
116	Die Gräfin Mandrati	138
117	Der Doppelgänger	139
118	Die tote Hand	140
119	Der Geiger nach dem Tod	141
120	Der Kreuzaufstecker	142
121	Ich will dich nicht, ich mag dich nicht	142
122	Die Wolfsgrube	143
123	Der Graf vom Esch	144
124	Der Birnbaum	145

Nr.		Seite
125	Die Wahrfagerin	146
126	Der Drache von Zeneggen	147
127	Das Edelsteinlager	148
128	Der seltsame Kuhmeller	149
129	Die wunderbare Rettung	151
130	Der päpstliche Legat und der Kanzler Kronig	151
131	Der treue Jäger	152
132	Das Schaflaufen	153
133	Der unheimliche Gast	154
134	Das Weinsäß im Telli	155
135	Glück im Unglück	155
136	Kraft der Alten	156
137	Die Waldkapelle bei Wisperterminen	158
138	Der Chinbrüdenbau	158
139	Die Witschabel	159
140	Die sorglose Mutter	160
141	Die unvorsichtige Mutter	161
142	Die sorgende Mutter	162
143	Der Mordstein	163
144	Der gefundene Tote	165
145	Die Schlittensfahrt	166
146	Der erste Meier in Ripsen	167
147	Der zukünftige See in St. Niklaus	168
148	Die Kirche in St. Niklaus	168
149	Pater Schulzi	170
150	Der Verbrecher	173
151	Ein Urteilspruch von Oben	174
152	Bestrafter Uebermut	175
153	Eine sakrilegische Laufe	177
154	Das vollzogene Todesurteil	177
155	Die Mutter Gottes am Felsen	178
156	Das goldene Zeitalter in Zermatt	179
157	Arroleid	181
158	Das Untier auf dem Arlberg im Zmuttal (Zermatt)	182

Nr.		Seite
159	D's Morisch Loch	183
160	Das Wunder	184
161	Der Traum eines Zermatters	185
162	Die Kapelle von Schwarzsee in Zermatt	186
163	Das Bethäuschen im Baltschiedertal	186
164	Die Kapelle an den Wandstühen	187
165	Die verlorene Brunnenquelle	187
166	Der Heidenbiel	188
167	Der Herr im Rotigo Blatt	190
168	Das Waldfräulein	192
169	Das Stammhaus der v. Steiger in Bern	194
170	Der Geist im Pfarrteller	195
171	Die edle Spenderin	195
172	Der Landeshauptmann und sein Helfer	196
173	Das lachende Teufelchen	199
174	Kindliche Liebe	199
175	Die Goller-Rußi	200
176	Zu Tode g'leckt oder der Ziegenkopf im obern Ginz- stafel	201
177	Pfarrreiftung in Unterbäch	202
178	Die Frau am Brunnen	202
179	Der Räuber	203
180	Der Geist im Stalle	203
181	Die Murmeltiere	204
182	Der Mann im Mittlwald	204
183	Die indianischen Ziegen	205
184	Der Schwinger	205
185	Der Weinhauschädel	206
186	Der Tang	207
187	Im Weinhaus von Löttschen	208
188	Die Diebe	208
189	Der Feiertabend	209
190	Wo ist der Löttscher älteste Glocke	209
191	Der Stampbach	210

Nr.		Seite
192	Das Roß im Telli	211
193	Der Schälbätbozen (Löttschen)	211
194	Der Jäger	212
195	Die Schwistiumträger	212
196	Der Tierquäler	213
197	Der Schafdieb in Löttschen	213
198	Das Almosen	214
199	Untergang der Dörfer von Löttschen	214
200	Die Kapelle in Rühmatten (Löttschen)	215
201	Die reiche Tochter	215
202	Der Holzhacker	216
203	St. Antonius im Bernwald bei Ergifsch	217
204	Der Spielmann	217
205	Das Turtmantal	219
206	Die Käseverteilung an die Armen im (Turtmantal)	220
207	Die verschüttete Kapelle	221
208	Die Kapelle in Meiden (Turtmantal)	221
209	Die Teufelstritte im Birch (Turtmantal)	222
210	Der Weihwasserstein	224
211	Der hohle Stein	225
212	Das Räuberhaus	225
213	Die Pfandgabe	227
214	Das Pferd als Schiedsrichter	229
215	Die Abrechnung	229
216	Der Kastan	232
217	Der verlorene Wald	233
218	Die reichste Tochter	234
219	Lisür, der große Räuber im Pfinwald	234
220	Der kleine Hirt in der Arbittetaalpe	237
221	Der Mörderstein im Pfinwald	238

II. Legenden und Märchen.

Nr.		Seite
222	Die Walliser und der Heiland	239
223	Das isländische Moos	241
224	Der Name des Dorfes Bellwald	241
225	Wassver	243
226	Die St. Kümmernuß in Naters	245
227	Das Zittern der Ape	246
228	Ein Märchen	247
229	Der künstliche Gletscher	248
230	Der Stein	248
231	Die singende Tanne	249
232	Der Kornfluch	250
233	Die Königstochter Leona	251
234	Die Engelmesse	255
235	Die bestrafte Verwegenheit	257

Sagen in der Volkssprache.

236	Dr Tisol als Bast	259
237	Dr Geist im Erbj	263
238	D'fleigunde Drachu	264
239	D's Geisterträgu	264
240	D's Wetter ist guot	266
241	Dr Bozo uf dem Panig	266
242	D'Wible hassunt d's Pfisu	267
243	U Herzug'schicht	268
244	Der Unnergang von Täsch	269
245	Hunderl Jahr nur un Nacht	270
246	Die Bettler dröslunt aber Spiß	270
247	Rache, Rache	271
248	Mit de Totu ist nit z' g'spassu	273
249	D's Gotzhüs z'Natersch	273

Nr.		Seite
250	Dr herzhast Liebhaber	276
251	Dr nächtliche Schriber	277
252	Hina git's a chalti Nacht	278
253	Die dri Chartuspiler im Schallchi	278



Beim Kassier des Geschichtsforschenden Vereins von Oberwallis (Professor Benetz in Brig) sind zu beziehen:

Heft II, III, IV, V des I. Bandes, Heft I, II, III/IV, V, VI des II. Bandes, Heft I, II, III, IV, V des III. Bandes der „Blätter aus der Walliser-Geschichte“, à 1 Fr.;
ferner:

Zweisch. — „Die Kämpfe der Walliser gegen die Franzosen in den Jahren 1798 und 1799“, à 1 Fr. 50.

Walliser Sagen



Walliser Sagen

Herausgegeben

von dem

Historischen Verein von Oberwallis

Zweiter Band



Brig

Buchdruckerei Tscherrig & Crönle

1907

—◆—
Selbstverlag des Historischen Vereins von Oberwallis
Alle Rechte vorbehalten
—◆—



Pfarrer Moriz Tschainen

Pfarrer Moriz Tschinen.

Pfarrer Moriz Tschinen wurde geboren in Naters den 23. November 1808. Seine klassischen Studien machte er mit großem Erfolge an dem Kollegium von Brig, das damals unter der Leitung der Jesuiten stand. Die theologische Bildung erhielt er im Seminar zu Sitten; 1837 zum Priester geweiht, wirkte er zuerst als Kaplan in Turmann, dann während 6 Jahren als Pfarrer in Zermatt und während 2 Jahren als Pfarrer in Maron. Aus Gesundheitsrücksichten übernahm er hierauf die Kaplanei von St. Niklaus, wo er ebenfalls 2 Jahre verweilte. Von hier wurde er als Präsekt und Professor an das Kollegium von Brig berufen. Allein das gesellschaftliche Leben behagte ihm nicht; er liebte mehr die Einsamkeit einer Berggemeinde und so siedelte er auf Wunsch der Gemeinde Törbel in diese Pfarrei über. Nach 7 Jahren übernahm er die Verwaltung der Pfarrei Grächen, welcher er volle 33 Jahre bis zu seinem Tode am 9. Juli 1889 vorstand.

Pfarrer Moriz Tschinen war ein Mann un-

ermüdllicher Arbeit. Er liebte die Einsamkeit, vorzüglich um ganz ungestört dem Studium sich zu widmen. Sein Tagebuch, mehr als fünfzig Jahre regelmäßig gehalten, enthält alle nennenswerten Tagesereignisse, sowie alle wichtigen Natur- und Lufterscheinungen. Bemerkenswert sind vorzüglich seine Aufzeichnungen über das Erdbeben im Vispertal im Jahre 1855. Mit besonderer Vorliebe pflegte er die litterarischen Studien; er war ein eifriger Mitarbeiter des Schweiz. Idiotikons und verfasste mehrere vaterländische Gedichte und Volksschauspiele. Ein sprechendes Denkmal seines poetischen Empfindens und seiner individuellen Gestaltungsgabe sind die „Walliser Sagen“, die er 1872 gemeinsam mit seinem Freunde Domherrn Peter Joseph Ruppen herausgegeben.



I. Schätze

I. Der unschuldige Schatzfinder.

Einst ging ein Vater von Ulrichen mit seinem kleinen Sohne in die Wälder bei der Eginenbrücke, um Holz zu sammeln. Während der Vater das aufgeschichtete Holz spaltete, spielte sein kleiner Sohn nebenan im Grase und grub ein Loch in die Erde. Wie er so grub, stieß er unversehens auf eine Kanne Gold. „Aber Vater, was ist das?“ rief der Knabe. „Das glitzert und flimmert wie eine Monstranz auf dem Altar.“ Der Vater kam herzu. Wie er aber das Gold erblickte, schob er den Sohn zur Seite und wollte die Kanne fassen. Da sprang ein gewaltig großer Bock mit Feueraugen herzu und drohte ihn auf die Hörner zu speißen, so daß er sich flüchten mußte. Weinend lief ihm der Sohn nach. Der Bock aber meckerte dem Kinde sanft entgegen, vertrat ihm den Weg, leckte ihm die Hand und suchte es sanft zum Gelde zurückzudrängen. Weil das Kind aber den Vater fliehen sah, wagte es sich nicht mehr zurück und so ging der ganze große Schatz verloren.

Adr. Wegert.

2. Der Schatz auf der Brünnegge.

Wieder einmal war Krieg im Lande Wallis. Ein allein-
stehender Mann aus Ulrichen mußte mit in den Krieg.
Weil in den damaligen wilden Kriegszeiten nicht einmal
das sicher war, was hinter sieben Schlössern verborgen lag,
nahm er all sein Geld mit sich hinauf auf die Brünnegge
und vergrub es da.

Wie er das Geld verscharrt hatte, setzte er sich daneben
und dachte über den Krieg nach und seine Wechselfälle und
daß es geschehen könnte, daß er nicht mehr aus dem Krieg
zurückkehrte und dann wäre all sein Geld für alle und für
immer verloren. Der Gedanke, daß vielleicht sein Geld
niemanden mehr zu Nutzen kommen werde, tat ihm im
Herzen weh, denn er war ein mildtätiger Mann. Weil aber
die Geister seinem Rufe folgten, beschwor er einen Geist
herbei. Diesen bestellte er nun zum Wächter seines Geldes,
und trug ihm auf, das Geld niemanden herauszugeben als
ihm selbst; sollte er aber im Kampfe fallen, solle er das
Geld nur jenem geben, der sieben weiße Kühe im Stalle
und sieben Knaben mit weißen Haaren im Hause habe.

Bis heute aber hat noch niemand den Schatz gehoben
und der Geist wartet immer noch darauf, ob ihn jemand
beanspruchen werde. Adr. Wegler.



3. Die Kristallkapelle auf dem Galen.

Der Galen liegt zwischen dem Münstertalbach, früher
Gomja genannt, und dem Truzzi- oder Geschinerbach und

fällt nach Osten und Westen in beide Täler hinab. Gegen Süden hat man eine schöne Aussicht über die Lauine hin auf Münster und das ganze liebliche Gommertal.

Vor etwa 60—80 Jahren war Felix Imjand, gewöhnlich nur der alte Felix genannt, Senn in der Alpe Trub. Er war ein ächter Nathanael. Als die Alpfnechte mit dem Vieh auf die höchsten Weiden gefahren waren, wollte er auch nachsehen, ob dasselbe gehörig versorgt wäre, denn die Tränke war oft nicht genügend. Bei heißem Wetter und in regenarmen Sommern trocknete der sogenannte See oft auf und dann hieß es mit dem Vieh in das Trugital zurück. Als der alte Felix um die Mittagszeit den Galen hinauf schlenderte und der schönen Aussicht genoß, kam er unversehens zu einem Felsen, der teilweise mit Erde bedeckt war. In diesen Felsen führte ein Loch, das groß genug war, um hineinzukommen. Felix schlüpfte hinein. Wie groß war aber sein Erstaunen! Er befand sich in einer wundervollen Kapelle, deren Wände und Decke mit den herrlichsten Strahlen (Kristallen), die in allen Farben des Regenbogens erglänzten, geschmückt waren. Sogar der Altartisch fehlte nicht und auch er war aus lauter wasserhellen Kristallen gebildet. Er zog einige dieser glänzenden Steine heraus, setzte sie aber gleich wieder ein, denn diese Pracht mußten auch seine Hirten sehen und da durfte es keine Lücke geben. Eilig stieg er den Berg himan und als alle drei voll Freude und Erwartung zurückkehrten, fanden sie die Kristallkapelle auf der Hochalpe nicht mehr. Oft noch suchten sie zu jeder Tageszeit darnach, aber die Kristallkapelle war verschwunden für immer.

F. r. Lagger.



4. Der Schatz im Freckenloch.

Eine Viertelstunde unterhalb Ernen in der Lamma findet man zwischen zerklüftetem Gestein den Eingang zu einer tiefen Höhle, der das Volk den Namen Freckenloch gegeben hat. Diese Höhle stand mit dem Schlosse der Herren von Ernen durch einen Gang in Verbindung und bildete so einen geheimen Zufluchts- und Ausgangsort der Schloßherren in bedrängter Zeit. In diesem Freckenloch liegt noch heute der ganze Schloßschatz verborgen. Die Kostbarkeiten werden aber strengstens bewacht. Bald hocht auf diesem Schatze ein gewaltiger, grimmiger Hund, bald eine häßliche, pfauchende Katze, bald wieder ein sonstiges Ungeheuer in drachenähnlicher Gestalt. Schon oft hat man versucht, in den Besitz dieser Reichthümer zu gelangen, aber nur wenige sind noch hingelangt an den Ort, wo das Gold und alle die Kostbarkeiten gleißen und auch diesen wenigen ist es nicht gelungen, die schrecklichen Wächter zu vertreiben, weil man eben den richtigen Spruch nicht mehr weiß, kraft dessen die grausen Schatzhüter schadlos gemacht werden könnten.

U. Clajen.

5. Der Schatz beim Kapellchen oberhalb Mörel.

Vor ungefähr hundert Jahren wollten zwei Männer, Schwery Moriz von Greich und Vencz Adrian von Nied-Mörel, noch spät in der Nacht von Mörel nach Hause gehen. Sie machten sich auf den Weg und als Schwery

beim Zehnstadel unterhalb Greich anlangte, sah er im gegenüberliegenden Niederberg, wie sein Kamerad Benetz mit der Laterne seiner Heimstätte zuschritt. Um diesem zu zeigen, daß er eben so weit sei, stieß er einen fröhlichen Tauchzer aus. Alsbald stand vor ihm ein großer, schwarzer Bock mit großen Hörnern, mit zottigem Bart und glühenden Augen. Dieser fing an zu reden und sprach zu Schwery: „Wohin du mutwilliger Mensch?“ Schwery, welcher mehrere Jahre in Frankreich als Soldat gedient hatte und einen herzhaften Charakter besaß, ließ sich nicht aus der Fassung bringen und antwortete koch: „Ich gehe der zeitlichen Ergöblichkeit nach.“ Der Bock sagte darauf: „Gehe heim, lege deine Uniform an und komme wieder hierher zu mir!“ Schwery tat, wie ihm befohlen wurde. Hierauf mußte er mit dem Bock wieder zurück bis zum Kapellchen oberhalb Mörel. Hier angelangt stellte sich der Bock wieder in drohender Stellung vor Schwery und sagte zu ihm: „Nun gehe nach Mörel, unterscheide dort die Keuschheit von der Unkeuschheit, hole dann im Kirchturme die Grabinstrumente und komme mit diesen hierher; ich werde dir zu einem großen Schatz verhelfen. Falls du nicht zurückkommst, so werde ich dich finden, wo du immer sein magst. Du und deine Verwandten bis zum neunten Grad sollen verwünscht sein und kein Glück mehr haben.“ Schwery mußte nun mit Hand und Mund versprechen, die Weisungen des geisterhaften Bockes zu erfüllen.

Um die Keuschheit von der Unkeuschheit zu trennen, glaubte er nichts Besseres tun zu können, als zuerst eine gültige Beicht abzulegen. Er weckte daher den damaligen Kaplan Koten auf und erzählte diesem, was ihm begegnet war. Auf den Rat dieses frommen Priesters kehrte Schwery nicht mehr zum Bock zurück. Dieser fuhr dann vor Tages-

anbruch wie eine feurige Biffagga (Strohjack) den Berg hinauf. In spätern Jahren soll ein Verwandter beim Hauen eines Ackers bei dem Kapellchen auf eine Platte gestoßen sein. Als er nach Mörel hinunter gegangen war, um einen Pickel zu holen und wieder zurückkam, um die Platte zu heben, war diese verschwunden. J. Ittig.



6. Der Schatz zu den hohen Flühen.

Vor vielen Jahren pilgerte einmal ein armer, aber frommer Mann von Törbel zur Gnadenkapelle zu den hohen Flühen zwischen Maters und Mörel. Sein Anliegen war seine große Armut. Schon manchen Gang tat er in den Hilfsbrand bei Törbel, oder zu den vierzehn Nothelfern auf dem Hügel bei Zeneggen und auch die Mutter Gottes auf dem Glisader vergaß er nicht, aber arm war er und arm blieb er. „Jetzt geh' ich nochmal zu den hohen Flühen, wenn mir da nicht geholfen wird, so müssen ich und meine armen Kinder den Bettelstab ergreifen.“

Was er Gott und der lieben Gottesmutter Maria an diesem Gnadenorte gesagt und geklagt hat, wissen wir nicht, aber wir können es uns denken. Getröstet und gestärkt verläßt er das Heiligtum, und wie er vor der Kapelle sich noch einmal umwendet, um noch eine gute Meinung zu machen, gewahrt er auf der Mauer sitzend einen schwarz gekleideten Mann, der ihn freundlich ansieht und ihm durch ein Zeichen mit der Hand zu verstehen gibt, er möge näher treten. Ohne an etwas Außergewöhnliches zu denken, nähert sich der Törbjer dem Fremden und gibt ihm den Lobspruch. „In Ewigkeit gelobt“, antwortete der Unbe-

kannte. „Du brauchst Geld, ich weiß es. Dir kann geholfen werden. Hab keine Angst, dir soll nichts geschehen, folge mir in guter Treu!“ Der Törbjer nahm in Gottes Namen den Weg unter die Füße und folgte, obgleich ihm dabei seltsam zu Mute war. Gesprochen wurde kein Wort mehr. Bald kamen sie zu einem Felsenvorsprung, auf welchem sich in der Abenddämmerung die Linien eines stattlichen Schlosses abzeichneten. Rasselnd ließ sich die Fallbrücke herab und sie betraten einen weiten Hofraum. Alles war still, nur die Windfahnen auf den Erkertürmchen knarrten und scheue Nachteulen flatterten umher. Endlich bricht der Unbekannte das lange Stillschweigen und spricht: „Das ist das Schloß meiner Ahnen. Im Keller dort sind in eisernen Kisten ungeheure Schätze verborgen. Die sollen dir gehören, nur mußt du selbe erkämpfen. Ein furchtbarer Drache bewacht diese Reichthümer; den mußt du töten. Eine weißgekleidete Jungfrau wird dir dazu ein geweihtes Schwert übergeben. Mut! Mut! Erlöse uns und mach auch dich und deine Kinder glücklich!“ Bei diesen Worten verschwand die Erscheinung.

Auf der linken Seite des Schloßraumes zeigte sich ein fahles Licht. Diesem Schimmer folgend steigt unser arme Mann, eine Gebetsformel murmelnd, die steile Steintreppe hinab und betritt einen geräumigen Ritteraal. „Jesus, Maria und Joseph“, schrie er, „was ist das?“ Ein furchtbares Schlangentier, das sich aufbläht und mit seiner zwispaltigen Zunge Gift und Schwefel nach allen Seiten ausspricht, kriecht in langen Windungen an ihn heran. Wohl sieht er die schneeweiße Jungfrau, die ihm bittend das Schwert entgegenhält, wohl hört er die geheimnisvolle Stimme, die ihm zuruft: „Mut! Mut! Erlöse uns.“ Sein Mut ist dahin. Kalter Schweiß bedeckt seine Stirne; tiefe

Nacht umfängt ihn und ohnmächtig stürzt er zusammen. — Als er am Morgen erwachte, befand er sich hoch oben in den Felsen ob der Kapelle zu den hohen Klüften. Schloß und Schatz waren verschwunden. Al. Ruppen.



7. Die Gräfin zu den Tischen.

Hoch oben in der Materjer Alpe, Lusgen genannt, auf der Grenze des Aletschtales, findet man einen stark zerklüfteten Felsen, der zum Teil in große Platten zerpalten ist. Einige von diesen liegen ziemlich eben und horizontal auf, weswegen man diesen Ort zu den Tischen genannt hat. Dort soll, laut einer Sage, ein großer Schatz verborgen gewesen sein. Oft soll man vor Untergehen der Sonne auf diesen Platten aufgehäuftes Silbergerät schimmern und eine vornehme Frau dabei sitzen gesehen haben; doch niemand wagte es, dieser Erscheinung nahe zu treten. Einst aber ereignete es sich, daß ein armer Hirte bei Sonnenuntergang nahe an diesem Orte vorüberging. Da sah er die grauen Platten zu Tischen mit schneeweißen Tüchern bedeckt, auf welchen es von aufgehäuften Silbergeräthschaften hell schimmerte. Zur Seite erblickte er eine vornehme junge Frau in alter Tracht, welche regungslos wie ein Leichenstein neben diesen Kostbarkeiten saß. Ihr Haupt war auf einem Arm gestützt und ihr Angesicht verhüllte sie mit einem weißen Tüchlein, das sie in der Hand hielt. Sie winkte ihm mit der andern Hand, näher zu kommen. Obwohl ihn ein unwillkürliches Grauen überfiel, so folgte er doch langsam ihrem Winke. Er war ihr schon so nahe, daß er an ihren Fingern, an Hals und Brust zahlreiche

Edelsteine, in bald blauem, bald rotem, bald gelbem Lichte, wie Taupfen auf Blumen an der Morgen-sonne blitzen und schimmern sah. Aber je schöner ihm die Gräfin in ihrer reichen alten Tracht vorkam, je glänzender die Kostbarkeiten ihm entgegen leuchteten, desto mehr fürchtete er sich, und als er schon so nahe war, daß er die Frage an sie stellen wollte: „Gnädige Gräfin, was ist euer Begehren“, da fing sein Herz vor Bangigkeit so heftig zu schlagen an, daß ihm die Worte auf den Lippen erstarben; er wandte sich um und nahm eiligst die Flucht. — Eben ging die Sonne unter — da donnerte und krachte es hinter ihm, als wenn ein Berg einstürzte. — So sehr trieb ihn die Furcht, daß er nicht einmal wagte, zurückzuschauen. Aber dieser kindischen Furcht folgte auch bald die Reue nach. „Törichter Narr,“ schlug er sich unmutig an die Stirne, „du hast vor deinem eigenen Glücke die Flucht ergriffen.“ So machte er sich die bittersten Vorwürfe und brachte eine schlaflose Nacht zu. „Morgens will ich,“ so sprach er über seine kindische Furcht verdrießlich, „meinen Fehler gut machen.“ Wirklich machte er sich auf, malte sich auf seinem Gang dorthin in seiner Phantasie die gehabte Erscheinung im rosigsten Lichte, wie er demütig der edlen Frau abbitten wolle, wegen seiner Flucht und Undankbarkeit, wenn sie ihm wieder zuwinke; kurz er glaubte schon, die Gräfin werde ihn zum Erben ihrer Reichthümer einsetzen. Unter diesem Selbstgespräche neigte sich wie geistern die Sonne zum Untergang und er stand schon nahe am Ort, wo er geistern eine so herrliche Erscheinung gehabt hatte. Heute aber war es anders; er sah nur die zerklüfteten grauen Felsen. Umsonst blieb er einige Zeit, wie im Traume versunken unbeweglich stehen, als wartete er, daß die Gräfin mit ihren Reichthümern ihm erscheinen sollte. — Alles um

ihn war mäuschenstill. — Immer nur die zerspaltenen, grauen Platten und keine Erscheinung mehr. — Da schwärmte in den warmen Strahlen der untergehenden Sonne plötzlich ein herrlicher Schmetterling um die Felsen- trümmer herum und auf ihn zu. Er wollte ihn fangen; schon glaubte er ihn erhascht zu haben. — Da entschlüpfte er ihm aus der Hand, flog gegen die Felsenspalten zu und verschwand zwischen denselben — eben als die Sonne unter- sank. Es wehte ihn ein warmer Luftzug an und es war ihm, als wenn ihm jemand in die Ohren flüsterte: „Du hieltest das Glück schon in der Hand, warum hast ihm den Rücken zugewandt?“ Wie oft versuchte er später noch seinen Fehler gut zu machen, sich mit der Zürnenden aus- zujöhnen und ihr kniefällig Abbitte zu tun. Aber der ehe- malige Günstling war zu sehr in Ungnade bei der edlen Frau gefallen; — weder Gräfin, noch ihre Schätze konnte er jemals wieder sehen.

L. W. S. Nr. 13.

8. Der Schatz auf den Bleiken.

In Brigerberg auf den Bleiken soll der reiche Schatz von neunundneunzig Rittern verborgen liegen. Dort soll ein armes Mädchen, ein Temperkind, als eben die Sonne golden zu Gnaden gehen wollte, im Vorbeigehen etwas Schönes erblickt haben. Neben mehreren geöffneten, schweren Kisten voll roten Goldes saß ein schwarzgekleideter vornehmer Herr mit einer schönen Tochter. Die ganze Pracht dieser Schätze und der feltjamen Frauenkleidung war unbeschreiblich. Sie trug ein wunderbares schwarzes Hütchen mit schönen Federn, welche ihr so tief in's Gesicht herabhingen, daß es daselbe

nicht recht hatte sehen können. Schwarzes, prächtiges Lockenhaar spielte um Wangen und Nacken. Ein hoher Spitzfragen bog sich vom Rande des Nieders zurück und ließ den blendend weißen Hals und die Schultern sehen. Ein Kleid von dunklem Atlas glänzte über dem weißen Unterleide. Weiße Ärmel, reichgefaltet, umhüllten die Arme und reiche Stickereien zierten den Rock. Von dem köstlichen Gejchmeide an Hals und Brust wollte es erst nichts sagen. Zweimal hatte sie ihm mit der kleinen Hand gewinkt — und es tat schon einige Schritte zu ihr, aber die Schönheit der Frau und der Reichtum des Schatzes hatten es geblendet und schüchtern gemacht, — so daß es, leider Gott, einige Minuten lang ungeschlüssig stehen blieb — und — sein Glück verspätete. Die Sonne ging eben unter; — da hörte es ein starkes Rauschen. Auf beiden Seiten des Hügel, worauf der Schatz sich befand, kam plötzlich ein großes Wasser herunter, das es nicht hatte überspringen können; — es mußte also zurücklaufen. Wie es so eine Strecke gelaufen war und zurückschaute, — da war Alles verschwunden.

Ein andres Mal, als ein armer Mann in der Nacht dort vorüberging, fand er einen Haufen rundgeschchnittener Stücke alten Leders. Er nahm einige Stücklein davon mit sich nach Haus. Als er sie am Nachtag aus dem Sack nehmen wollte, sah er zum größten Erstaunen, daß es alte spanische Louis d'or gewesen. — Ost ging er später dahin, — fand aber nichts mehr.

L. B. S. Nr. 41.



9. Der Schatz zu Weingarten.

Ob Naters liegt an der Farkastrasse das Fleckchen Weingarten. Dieser Ort ist in der Walliser Geschichte nicht unbekannt, weil da Landsgemeinden und Ratsversammlungen abgehalten wurden: auch war er der Stammisß der angesehenen Familie de Vincis oder Weingartner.

Dort lebte einstmal ein gewisser Niggi Eggel mit seiner Familie. Diesem träumte drei Nächte nacheinander, in Uri auf der Brücke werde er sein Glück finden. Unser Niggi Eggel lachte über den Traum, doch erzählte er denselben seiner Gattin. Diese hatte mehr Vertrauen und riet ihrem Manne, nach Einsiedeln eine Wallfahrt zu machen; er werde da Gelegenheit haben, die Brücke in Uri zu sehen und wenn er auch auf der Brücke sein Glück nicht finden werde, sei die Reise nicht umsonst gewesen, weil er immerhin eine Wallfahrt gemacht habe.

Der Mann folgte und ging nach Einsiedeln, ohne bei der bezeichneten Brücke was Außerordentliches zu treffen. Auf der Heimreise fand er die Brücke wieder leer, wie bei der Hinreise; doch hielt er jetzt etwas mißthunmt still und begann dieselbe der Länge und Breite nach näher anzusehen. Da kam ein Mann zu ihm und fragte, ob er was verloren habe und suche. „Nein,“ antwortete unser Niggi, „es hat mir was Dummes von dieser Brücke geträumt, an das ich zwar nicht glaube, doch kann ich bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, hier nach der Erfüllung des Traumes mich umzusehen.“ Der Unbekannte lachte und jagte, er solle sich doch um Träume nicht kümmern, auch ihm habe geträumt, zu Weingarten in einem alten Häuschen sei im Keller neben der Stütze ein Haufen voll

Geld vergraben. Er wisse nun nicht, wo in der Welt dieses Weingarten und dieses Häuschen sei, bewege aber darum keinen Fuß, er lehre sich an solche Träume nicht.

Unser Riggli Eggel wurde nachdenkend, verabschiedete sich scheinbar gleichgültig vom Fremden und zu Hause angekommen, fand er schon am ersten Abend im Keller bei der Stutt unter einer Steinplatte den verborgenen Schatz. Er hob das Geld in aller Stille und sprach davon keiner lebenden Seele auch nur ein Sterbenswörtchen.

Der glückliche Finder wandte das Geld gut an. Er riß er sein altes, schadhafes Häuschen nieder und führte ein neues auf, das noch steht und in letzter Zeit zu einer prachtvollen Villa umgewandelt wurde. Dann erweiterte er seine Liegenschaften durch Ankäufe und jedermann merkte, daß der arme Riggli ein wohlhabender Mann geworden war.

Das plötzliche Reichwerden des Mannes erschien aber der Obrigkeit etwas verdächtig. Riggli wurde eingezogen und der Hexenkünste oder des Diebstahls beschuldigt.

Natürlich konnte der Angeklagte diese Verbrechen nicht eingestehen. Er erzählte nun freilich, wie er zum Vermögen gekommen sei; allein die Richter glaubten ihm nicht. Sie spannten ihn drum auf die Folter, um mit aller Gewalt das Geständnis seiner Verbrechen zu erzwingen.

Während nun der Angeklagte in gemessenen Zeiträumen laut damaligem Gesetze gefoltert wurde, machte die Geschichte vom sonderbaren Traum und vom gefundenen Schatz weit und breit im Lande die Kunde herum. Sie wurde auch in Uri bekannt und kam glücklicher Weise auch zu den Ehren des Unbekannten, der dem Riggli auf der Brücke von Uri seinen Traum vom Schatz im Keller erzählt hatte. Dieser hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als ins Wallis zu reisen und der Unschuld Zeugnis zu geben. Er hatte

hohe Zeit, denn er traf den Mann eben halbverschmachtet auf der Folter an. Gleich wurde Riggi losgelassen und vom Gerichte freigesprochen. Leider half das dem Riggi wenig mehr. Er wurde verrenkt und verstümmelt in einer Handwanne nach Hause getragen, wo er dann nach drei Tagen — starb. R. W. S. Nr. 48.

Wejentlich die gleiche Sage wird erzählt in Fündeln (Zermatt). R. W. S. Nr. 49.



10. Der Goldbrunnen.

In den Kaltwassern ob der Simplonstrasse, wo jetzt ein Gletscherreich ist, soll vor vielen Jahren aus einem Felsen eine Goldader gestossen sein. Ein Weib, das für eine Wahrsagerin galt, soll den Goldbrunnen in einem Bergspiegel, der die verborgenen Schätze aufdeckte, deutlich gesehen haben. Einige arme Männer machten sich in aller Stille auf, um diese Goldquelle zu entdecken. Sie nahmen eine Wünschelrute mit sich, welche ihnen den Ort anzeigen sollte. Lange irrten sie auf dem Gletscher herum, indem ihnen die Rute bald hier, bald dorthin zeigte. Endlich kamen sie an einen Ort, wo die Rute sich rund umdrehte. „Hier muß es sein,“ sagten sie zu einander, „wo der Goldbrunnen sich befindet.“ Sogleich fingen sie an einem Felsen mit ihren Sprengbohrinstrumenten zu arbeiten an. Da hörten sie auf einmal ein so schreckliches Getöse, als wenn ganze Felsen auf sie gewälzt würden. Die Arbeiter ergriff eine solche Furcht, daß sie ihre Instrumente samt der Wünschelrute im Stiche ließen und eiligst die Flucht ergriffen. Später fragten sie

wieder die Wahrfagerin, wo denn doch dieser Schatz wäre, ob man ihn nicht entdecken könnte. Sie wollten das Weib nur versuchen und verschweigen ihm, daß sie ohne Erfolg schon dort gewesen waren.

„Wie,“ sagte sie, indem sie wieder in den Bergspiegel schaute, „ihr seid ja schon da gewesen: ich sehe ja euere Instrumente, die ihr gebraucht habt: ihr seid gerade über dem Schatz gewesen. Die Goldquelle tröpfelt in einen Hafen und der Hafen ist bald voll. Aber zwischen euern Instrumenten und dem Schatze sitzt ein graues Männlein, welches den Hafen bewacht.“ Oft gingen später diese Männer dahin, um die Wünschelrute und Instrumente aufzuzuchen: aber nie konnten sie dieselben mehr entdecken; denn alles war durch den Gletscher überdeckt worden.

L. B. S. Nr. 4.

II. Mord in Van-Zwischbergen.

Es ging einst ein viel benutzter Saumweg von Nuden durch das Zwischbergental nach den Gemeinalpen und von hier über den Gletscher nach Almagel. Noch sieht man in den Gemeinalpen die stark ausgetretene Saumstraße gegen den Gletscher hin. Am Eingang der Alpen lag die Herberge oder Wirtschaft, genannt Van oder Wan, als Mittelstation zwischen Nuden und Almagel. Noch sieht man da an kristallhellen Quellen die Ruinen des stattlichen Gebäudes. Hier lehrten einstens drei Venediger, welche bekanntlich im Ruße standen, Gold und Silber im Inneru der Gebirge finden zu können, ein. Im Wahne, bei ihnen große Schätze zu erhaschen, mordete während der Nacht ihr

Führer alle drei und begrub sie heimlich neben dem Gasthause. Aber o weh! bald lagen zum großen Schrecken der Wirtsleute die Schädel der Ermordeten auf dem Grabe. Endlich wurden sie ins Weinhaus nach Ruden, später in jenes von Glis gebracht, wo sie noch gezeigt werden sollen.

W. Zoller.



12. Ein Schatz auf der Bärenkumme am Kastellberg.

Hoch ob dem Kastellberg in der Bärenkumme soll ursprünglich das Dorf Simpeln gestanden haben. Noch sieht man die Ueberreste der gepökelten Römerstraße und ein Stück uralter Mauer, im Volksmunde Heidenmauer genannt. Dasselbst ist auch ein Schatz verborgen und von einem Edelfräulein gehütet. Vor etlichen Jahren hüteten daselbst zwei Mädchen Schafe und Ziegen. Plötzlich bemerkten sie an der Stelle, wo der Schatz liegen soll, das Fräulein. Es winkte ihnen, sie aber eilten erschrocken mit der Herde den Berg herunter.

W. Zoller.



13. Der Schatz in Belleggen.

Bei der Belleggen (Zwischbergen) unter dem Allmeintürli am Talwege ist ein überhängender Felsblock. Da träumte es einmal der in Zwischbergen wohlbekannten Gret, es sei daselbst ein Schatz verborgen und sie könne ihn heben, wenn, während sie grabe, einer zu Pferd vorbeireite. Sie

eilt zur Stelle und gelobt, falls sie den Schatz bekomme, die Hälfte davon zu frommen Zwecken zu verwenden. Sie fängt an zu graben und siehe! es reitet wirklich ein Reiter vorbei. Sie erblickt den kostbaren Schatz. Da sie aber von der Goldgier verblendet und des getanen Versprechens uneingedenk, den ganzen Schatz für sich behalten will, verschwindet derselbe augenblicklich. B. Zoller.



14. Die Silberader im Gredetschtale.

Im Sommer erschien zu Brig auf dem Schützenstande regelmäßig ein Bursche aus dem Gredetschtale. Er schoß aber immer mit silbernen Kugeln in die Scheibe. Das erregte großes Aufsehen. „Wundert euch nicht,“ sprach der Schütze, „im Gredetsch gibt es an einem Felsen solcher Kugeln die Fülle.“ Er führte die Neugierigen an Ort und Stelle. Aber weder er noch sie fanden das Silbererz. Die Ader war verschwunden. B. Zoller.



15. Die Schätze in Visp.

Im alten Mengishaus in Visp soll im Keller ein Schatz liegen. Das letzte Mal hat ihn eine Dienstmagd gesehen. Auf vielen Kisten von Gold und kostbaren Steinen soll ein wunderschönes Mädchen mit goldenen Haaren sitzen. Der Glanz dieser Herrlichkeiten soll den dunklen Kellerraum vollständig tageshell erleuchten. Die Schöne soll mehrere Male die Hand ausgestreckt und gefleht haben,

aber die Magd fürchtete sich und wandte den Rücken. Da hörte sie ein furchtbares Dröhnen und darauf leises Wimmern. Ringsherum war wieder tiefe Nacht. Seitdem hat man nie mehr etwas gesehen.

Auch im Hause der Familie Blatter, jetzt im Besitze der Familie Andenmatten, soll ein Schatz verborgen liegen. Einst, es war an einem Quatemberabende, kam eine arme Witwe von Enholz nach Bisp zum Kreuzweg. Als sie vor genanntem Hause vorbeigehen wollte, wurde sie vor der Haustüre von einem winzigen Männchen mit grauem Barte angehalten. Dasselbe hatte neben sich einen großen Korb voll von rundlichen Lederstücken, welche es der armen Frau anbot. Selbe wußte sie nicht zu verwerten und nahm nur einige davon, um den Kleinen eine Freude zu machen, steckte sie in die Tasche und ging nach Hause. Als sie dort ankam, fand sie die Lederstücke nicht, wohl aber ebensoviele blinkende Goldtaler. Eilends kehrte sie nach Bisp zurück, konnte aber nie mehr das Männlein mit dem grauen Barte entdecken. Von Zeit zu Zeit findet man aber noch jetzt im Hause alte Lederstücke, welche, wenn sie nicht sogleich angefaßt werden, im Nu wieder verschwinden.

V. Mengis.



16. Der Geldschatz im Gistöpf.

Eine gute halbe Stunde von Zuilachern, bei der Kirche in Eggerberg, befindet sich gegen Walden hin der einsame Ort Gistöpf. Hier soll früher ein gräßliches Schloß gestanden haben, welches nach dem Tode des Grafen lange Zeit unbewohnt blieb und endlich in eine Scheune verwandelt

wurde. Eines Tages beschäftigte sich ein Mann von Zalden in dieser Scheune und blickte durch eine offene Spalte in den Kellerraum hinunter. Er sah da auf einem weißen Tuch einen Haufen Gold, Silber und anderes Geld und daneben ein Beil. Eine große gefleckte Katze bewachte mit weitgeöffneten Augen den Geldschatz. Der Mann sprach zu sich: „wenn ich etwas von meinem Gewande auf das Geld werfe, so kann ich es als mein Eigentum haben, weil die Katze oder der Geist keine Gewalt mehr hat das Geld fortzuschaffen“. Er nahm seine Kappe vom Kopfe und warf sie hinunter, aber traf nur das Beil, worauf sie liegen blieb. Die Katze packte das Geld mit dem Tuch zusammen und verschwand augenblicklich im Kellerraum. Als der Mann nachsah, fand er seine Kappe und darunter das Beil, aber kein Geld. Dieses Beil soll noch jetzt im Besitze einer Familie Huter sein.

Fr. Lagger.

17. Die Wunder der heiligen Nacht.

Im Wallis lautet eine Sage, daß in der Christnacht, während und so lange es 12 Uhr schlägt, alles Vieh die Menschensprache reden könne und wer recht in diesem Augenblicke aufpasse, der könne deutlich vernehmen, was die Tiere miteinander für Gespräche führen. — Auch solle in dieser Mitternachtsstunde, solange die Glocke beim 12 Uhrschlagen ertönte, aus jedem Brunnen statt des Wassers der beste Wein fließen. Es sei aber sehr gefährlich solchen Wein zu kosten, weil bei einem solchen Wagentück der Böse über den Trinkenden Gewalt habe; darum unterstehe sich selten einer, seinem Vorwitz Genüge zu tun.

Ein Mann, welcher in der heiligen Nacht die Probe machen wollte, ob dieser Volksglaube eine Wahrheit oder Unwahrheit sei, ging um die Mitternachtsstunde in der hl. Christnacht wirklich mit einem Kameraden zu einem Brunnen. Der andere, welcher ihn begleitete, um ihm die Furcht zu verschrecken, rief dem, welcher die Probe machen wollte, zu: „Fünf Minuten vor zwölf Uhr, wie schmeckt das Wasser?“ „Nur wie Wasser,“ gab er ihm zur Antwort. — Nach kurzer Pause sagte er wieder: „Nur Wasser und abermals nur Wasser!“ — Da schlug es 12 Uhr — die heilige Mitternachtsstunde — plötzlich rief er — „Zeit kommt Wein, guter Wein!“ Aber zugleich rief eine schwarze Gestalt hinter ihm: „Und du bist mein!“ Der Mann am Brunnen verschwand mit der schwarzen Gestalt, ohne daß sein Freund je eine Spur von ihm entdecken konnte. — Ebenso, heißt es, werden um 12 Uhr der hl. Christnacht alle verborgenen Schätze in alten Ruinen, Wäldern und Wüsten, welche dort von Büchern und flüchtigen Leuten bei Kriegszeiten sind verborgen worden, offenbar; in ihren Besitz können aber nur außerordentliche Glücklinder gelangen.

So erzählt man auch, daß ob Zenschwidern in einem Tschuggen sich in der hl. Nacht ein Schatz offenbarte. Man hatte nämlich bei hellem Mondschein in dieser Nacht einen halbnackten Menschen ein Kistchen auf einen gewissen Platz tragen gesehen, bei welchem er bis nach 12 Uhr der hl. Nacht gewacht habe. Zwei arme Jäger wünschten diesen Schatz zu gewinnen und den Geist, der dabei wachen mußte, zu erlösen, wenn's möglich wäre. Sie machten sich also etwas vor Mitternacht am hl. Abend dahin auf. Bei dem hellen Mondschein erblickten sie in der Ferne schon auf dem bestimmten Plage das Kistchen und eine halbnackte Person dabei sitzen. Da schlug es auf dem Kirchturm in St. Niklaus

zum ersten Mal 12 Uhr. Sie hatten sich betreffs der Zeit geirrt, eilten was sie konnten und waren schon nahe, da schlug es zum zweiten Mal Mitternacht — und Kistchen und Wärter waren verschwunden; nur sahen sie noch im frischen Schnee die Fußstapfen von bloßen Füßen, die in den Klüften sich verloren. L. B. S. Nr. 12.

18. Der Schatz in den Diebjen.

Die Diebjen liegen eine halbe Stunde oberhalb des Dörsteins Unterdenmbiel bei Zeneggen. Ganz früher stand da nur ein einziges Haus mit den nötigen Nebengebäuden. In diesem Hause war es aber nicht heimlich; denn so oft jemand es wagte, über Nacht dort zu bleiben, fand man ihn am Morgen tot. Es blieb unter solchen Umständen unbewohnt und die Liegenschaften wurden sozusagen wertlos.

Eines Tages kam ein fremder Handwerksbursche, fragte nach Arbeit und bat vorläufig um Unterkunft für diese Nacht. Der Besitzer der Diebjen, ein braver und arbeitssamer Mann, hatte oft den Plan gehabt, in seinem Gästchen Verbesserungen vorzunehmen; aber er fand niemanden, weil sich niemand der Gefahr aussetzen wollte, das Leben zu verlieren. Da kam ihm der Bursche gerade recht. Er trug ihm die Arbeit an, verschwieg ihm aber durchaus nicht, daß in dem Häuschen, wo er übernachten müsse, mehr als einer am Morgen tot aufgefunden worden sei. Der Fremde, dem auch der Landbau kein unbekanntes Gebiet war, ging den Handel ein und, da er gerade kein Hasenherz war, erklärte er sich bereit, schon diese Nacht das Häuschen zu bewohnen. Er stieg also hinauf zu den Diebjen, schaute

sich das Häuschen an. Es gefiel ihm. Er schickte sich sogleich an, eine warme Suppe zu kochen. Eben brodelte recht lustig die Suppe in der Pfanne, da stieg ein Fuß durch das Kamin hinunter, ihm folgte ein zweiter Fuß, bis endlich ein ganzes Leibgebilde vor ihm stand, aber es war kein rechter Mensch, sondern nur ein schwarzes höllisches Gespenst. Hierauf nahm der Geist mehrere Schlüssel von der Wand herab, unter andern auch den Haus Schlüssel. Er wollte denselben dem Burschen geben und befahl ihm: „Deffne das Haus!“ „Ich habe es nicht geschlossen, ich öffne es nicht!“ antwortete der Bursche. Beide traten vor die Haustüre, die tatsächlich nicht geschlossen war. Dann führte ihn der Geist bis zur Kellertüre. „Deffne!“ herrschte er ihn wieder an. „Ich hab' sie nicht geschlossen, ich öffne sie nicht!“ gab kurz der Fremde zurück. Die Türe sprang auf und sie stunden mitten im Keller. Der Geist holte Instrumente herbei und befahl ihm, den Kellerboden aufzugraben. Die Antwort lautete: „Ich hab' hier nichts vergraben, hab' auch nichts zu suchen.“ Das Gespenst grub nun selbst und stieß beim Graben auf eine große Steinplatte. „Hebe die Platte!“ gebot der Geist. „Ich habe sie nicht hingelegt und hebe sie nicht,“ jagte der Bursche. Nach langer Anstrengung hatte der Geist die Platte gehoben. Es kamen drei Häfen zum Vorschein. „Deffne die Häfen!“ lautete der gleiche Befehl. „Ich hab' sie nicht zugedeckt, brauch sie auch nicht zu öffnen,“ erwiderte der unerfrockene Begleiter. Immer mehr verlor sich die schwarze Farbe des Gespenstes und spielte allmählig in ein mattes Weiß über. Als der Geist auch die Deckel von den Häfen hinweggehoben hatte, sprach er: „Jetzt bin ich erlöst!“

„Da in diesem Hafen ist Gold; das gehört den Armen. In jenem Hafen ist Silber; das gehört dem rechtmäßigen

Eigentümer. Im letzten Hafen sind Münzen; die gehören dir. Hättest du mir gefolgt und geöffnet, so hätte ich noch hundert Jahre büßen müssen. Ich habe nicht nach Vermögen Almosen gegeben, habe den Nebenmenschen überverteilt und nicht alles ganz genau wieder erstattet. Wie schwer wiegt doch alles später! Ich habe im Leben übermäßig das Zeitliche gesucht und nach den Basen gehascht. Sie gehören nun dir, der du mir zu meiner Erlösung verholfen hast.“ Sprachs und entschwand dann wie ein glänzend weißer Engel. Auch der Gold- und Silberhasen verschwand, nur der mit Münzen gefüllte Hafen blieb zurück. Er bot ihm den Grundstock zu seiner spätern Wohlhabenheit.

Fr. Lagger.

19. Die Binerfage.

Nicht immer war das Geschlecht der Biner in Zermatt so stark vertreten wie heute. Es gab eine Zeit, da nur ein einziger Sprosse dieser alten Zermatterfamilie mehr lebte. Dies war der schon bejahrte Junggeselle Peter. Von ihm wird nun folgende Sage erzählt.

Einst bestellte Peter auf den Aeckern Aroleid ein großes Roggenfeld. Er befand sich damals in seinem zwei- undsiebenzigsten Lebensjahre und war noch ledig. Trotzdem ein so hohes Alter auf seinem Rücken lastete, schwang er noch rüstig die Haue. Als es Abend wurde und die Sonne immer schneller dem Bergesrückten zueilte, sah er etwas an der Spitze seiner Haue glänzen. Er hielt inne, forschte nach und sah, daß ein wunderschöner Goldring an seiner Haue hing. Er glänzte so hell in den Strahlen der unter-

gehenden Sonne, daß weit umher die Gegend wie ein kristallheller See im Strahlenglanze zu schimmern und zu flimmern begann. Verwundert betrachtete Peter das seltsame Ding, setzte sich nieder und fing an nachzudenken, was wohl der glänzende Ring an seiner Haue bedeuten möchte.

Bald fand er heraus, dies sei ein Wint von oben, daß er sein Geschlecht weiterpflanzen solle. Er sagte zu sich selber: „Nun gut, so gehe ich zum Breneli auf den Staffeln im äußern Mutt, das wird mir nicht nein sagen.“ Er legte sein Arbeitszeug weg, zog die bessere Hose an und ging noch am selben Abend zum Breneli. Was die zwei da mit einander geschwaßt, das wissen wir nicht, aber eins ist bekannt. Genau drei Wochen nach diesem Ereignis feierte Peter Viner mit dem Breneli auf den Staffeln lustige Hochzeit. Der Ehe entsproßten zwei kräftige Buben und heute ist das Geschlecht Viner am zahlreichsten von allen Geschlechtern in Zermatt vertreten, es zählt über 100 Familienglieder. Die Geschichte ihres Stammhalters Peter aber bleibt bei allen in froher Erinnerung. Th. Lehner.

20. Der Geldschatz und der schwarze Bock.

Ein reicher Mann hat einmal sein Geld verborgen. „Das soll mir keiner finden,“ sprach er bei sich selbst, „bis er einen schwarzen Bock, der kein weißes Haar hat, auf die Stelle führt.“ Einer, der dies gehört hatte, suchte nun

emſig nach einem ſchwarzen Bock. Erſt nach 7 Jahren fand er einen ſolchen und mit ihm dann auch das Geld.

3. Werlen.

21. Beſtrafter Heid.

Ob dem Dorfe Herden haueten einmal zwei Männer einen Aker. Auf einmal ſchlug der eine mit der Haue den Deckel von einem Erzhaſen ab. Er merkte ſogleich, daß dort ein Schatz verborgen ſein müſſe. Er ließ aber ſeinen Kameraden nichts merken, bedckte den Haſen ſchnell mit Erde zu und hauete weiter. In der Nacht ging er hin, um den Schatz zu heben, konnte ihn aber nicht mehr finden.

3. Werlen.

22. Der Schatz auf der Burg.

Hoch über dem Dorfe Maron tront gegen Morgen auf hochragendem Felſenvorſprung, der weſtlich jäh abfällt, öſtlich und nordwärts an maleriſches Matten- und Hügelgelände ſich anlehnt, ſeit 1512 die im ſpätgotthiſchen Style erbaute Pfarrkirche St. Roman. In nächſter Nähe derſelben erhebt ſich das Pfarrhaus und nur wenige Schritte weiter ein altersgraues Turmhaus mit einem Treppengiebel gekrönt. Dies Alles wird gemeinhin die Burg genannt. Noch umgeben auf der Weſt- und Südſeite Reſte einer alten Ringmauer ſchützend ſowohl Kirche als Friedhof. Wirklich ſtand denn auch an dieſer geweihten Stätte bis 1414, da ſie

von dem Volksgerichte der Mäze abgebrochen wurde, die Burg des mächtigen Freiherrengeschlechtes der Karon und schaute dräugend von dieser Höhe hinunter ins Thal der Rhone.

Wie Epheu um altes Gemäuer, so heftet und flammert sich zähe und unabweisbar auch an dieses verwitterte Gestein und die grauen Ueberreste der Zwingherrenburg Karon die Volksfage und Ueberlieferung.

Am südwestlichen Rande der Felswand, da wo die alte Burgmauer über einem mit Gebüsch verdeckten schmalen Nasensaume jäh emporragt, soll, so meldet die Sage, in einer Felsenöffnung ein Schatz aus der Zwingherrenzeit verborgen liegen. Vor einigen dreißig Jahren kletterten zwei Burjschen des Dorfes dort herum. Plötzlich gähnt den Erstauten zwischen dem Gestrüpp eine enge Felsenhöhlung entgegen. Mit festem Vorwitz drangen die Burjschen hinein und betraten den unterirdischen Gang, in welchem altes Maurerwerkzeug zerstreut herumlag. Beim Weiterforschen entdeckten die Vorwitzigen ein schmales Eisenpförtchen, das sie nur mit äußerster Anstrengung zu öffnen vermochten. Siehe da, das Pförtchen gab Einlaß zu einer Felsenwölbung: aber wie erschrocken die Kühnen, als rings an den Wänden des dunkeln Gelasses in ernstern und stummen Reihen altväterlich gekleidete Männer regungslos saßen. Auf einem langen steinernen Tische inmitten der Wölbung stand prächtiges Prunkgeschirr, Pokale, Krüge und Kannen, alles glimmernd von eitel Gold und Silber in den seltsamsten Gestalten und Formen, während von den Wänden hernieder Schilde, Helme und Schwerter neben kostbaren altmodischen Gewändern hingen. Der Schrecken bannte die Zunge der Eindringlinge und keines Lautes mächtig starteten sie die stumme Versammlung geraume Zeit an. Endlich winkte der älteste

der Herren den Burschen zu und wies ihnen mit der Hand auf das altmodische Gewand an den Wänden, sie durch stumme Geberde einladend, sich damit zu bekleiden. Doch von Scheu und Schrecken übermannt, wichen die Beiden eiligst zurück und kaum hatten sie den geheimen Gang verlassen, war auch plötzlich jede Spur von der Felsenöffnung verschwunden. Vor etlichen Jahren machten einige Männer sich daran, dieselbe wieder zu entdecken — aber alles Forschen und Suchen blieb erfolglos. R. v. Noten.

25. Der Geist im Rotigo Blatt.

Verfolgt man den Weg, der von der Burg bei Maron vorbeiführt, ostwärts gen St. German hin, so gelangt man etwa in 15 Minuten zu einem kleinen Steinhause, dessen Entstehung in das 14. Jahrhundert fällt. Wie alle aus jener Zeit noch stehenden gebliebenen Bauwerke wird auch dieses von einem Treppengiebel gekrönt. Rechts daneben steht noch eine zum Hause gehörige Korntenne mit einem verfallenen ehemaligen Keller. Von den Fenstern dieses Hauses aus beherrscht der Blick die umliegenden Güter, die in talartiger Mulde sich mit ihrem saftigen Grün ausdehnen bis an den Hügel der Burg. Unweit von dieser Behausung, die nebst dem zunächstliegenden Wiesen- und Ackerkomplex im Volksmunde Rotigo Blatt heißt, steht gen Osten eine uralte, der hl. Anna geweihte Kapelle.

An jenem Orte hauste seit Jahrhunderten (bis ins 18.) ein Zweig der Familie Notten oder Noten und bewirtete durch ihre Knechte und Pächter ihr ausgebreitetes Besitztum, stand aber auch sehr oft im Zehnen sowohl als in der

Gemeinde in Ehre und Amt. Am häufigsten werden in den alten Urkunden die Namen Nikolaus, Johannes und Petrus genannt.

Seit dem Aussterben dieses Zweiges der Roten im Blatt zu Anfang des 18. Jahrhunderts soll es in dem einsamen Hause nicht mehr geheuer sein und seltsame Spuckgestalten sollen darin umhergehen.

Vor etlichen dreißig Jahren befanden sich drei Männer aus St. German in später Nachtstunde auf dem Heimwege. Von reichlich genossenem Weine angeheitert, vermaßen sie sich, von der Straße hinauf freche Herausforderungen gegen das spuckhafte Haus zu senden. „Wenn er's wagt, so soll er nur kommen, der Geist!“ — Kaum war die Forderung ergangen, da — entsetzlich fuhr ein heftiges Rauschen durch das Gesträuch und die alten finstern Rußbäume zunächst dem Hause und eine schwarze Masse rollte unter durchdringendem Gekrache blitzschnell zur Straße hernieder. Die Uebermüthigen hielten nicht stand, die mitgeschleppten Sachen hinwerfend, flüchteten sie sich mit Entsetzen davon und langten schweißtriefend und atemlos zu Hause an. Jenes unheimliche Haus passierten die Dreie zu solch später Stunde niemals wieder.

In der dem Hause gegenüberliegenden Felswand des sogenannten heidnischen Büels soll ein Schatz — zwei Tonnen Geldes und Kostbarkeiten — verschlossen sein; in den ehemaligen kriegerischen Zeitläuften soll er von den Herren jenes Hauses dort in Sicherheit gebracht worden sein. Vor Jahren will ein Bauer, als er in der Nähe aderte, den gewaltigen eisernen Schlüssel zu der Felsenkammer, worin der Schatz geborgen, an einer Hollunderstaude hängen gesehen haben. Er wagte nicht, von demselben Gebrauch zu machen — da verschwand der Schlüssel auf Nimmerwiedersehen.

Einſt träumte einem Manne im benachbarten Dorfe St. German während dreier auf einander folgender Nächte, er möge ſich zu mittlernächtiger Stunde im Hanſe zu Rotigo Blatt einfinden; dort auf der Wendeltreppe, die von innen in den Keller führt, ſei ein Haſen voll Geld zu heben. Der Mann tat wie ihn der Traum geheißten und begab ſich zur bezeichneten Stunde dahin, mit einer Laterne und einem Brecheißen ausgerüſtet. Mit dem zwölften Glockenſchlage, der vom Kirchturm auf der Burg herüber tönte, hörte unſer Mann ſchwere Tritte die Stiege hernieder kommen und beim Schein ſeiner Laterne erblickte er einen altväteriſch gekleideten Mann, der ſich als Geiſt eines ehemaligen Knechtes der Herren zu Rotigo Blatt zu erkennen gab. Er hieß den Mann auf einer beſtimmten Stufe mit dem Brecheißen Steinplatten und Mörtel entfernen — und ſiehe da, es kam ein Haſen voll alter Geldſtücke zum Vorſchein. Allein der aufgedeckte Schatz war ſo ſchwer, daß der Finder ihn kaum zu heben vermochte. Faſt hätte er den Eiſenhaſen fallen laſſen, da rief der Geiſt noch rechtzeitig ihm zu: „Heb', heb', um meiner armen Seele willen heb'!“ — Mit Aufbietung aller Kraft gelang es dem Manne, den Haſen aus der Höhlung zu entfernen. „Dies Geld ſei dein Eigentum; habe Dank für deine Mühe und Unerſchrockenheit; ſie hat mich aus den Peinen des Heggewers erlöſt!“ Mit dieſen Worten war der Geiſt verſchwunden.

N. v. Not en.



24. Die Schatzgräber am heidnischen Büel.

Jenseits des heidnischen Büels bei Naron am Fuße des Hügels ist noch gegenwärtig eine tiefe unterirdische Höhle zu sehen, die jedoch teilweise verfallen ist.

Einmal kam ein fremder Mann am Vorabend vor Weihnacht nach St. German und erkundigte sich nach jener Höhle, sowie nach einem Manne, der Mut genug besäße, während der Mitternachtmesse ihm als Gehülfe zur Entdeckung der Schätze zu dienen. Es fand sich einer um entsprechende Belohnung. Zur besagten Stunde waren die Beiden in der Höhle. Der Fremde zeichnete auf dem Boden der Höhle einen Kreis, stellte ringsum geweihte Wachskerzen auf und nachdem er diese angezündet, trat er mit einem Zauberbuch in die Mitte des Kreises und begann Zaubersprüche abzulesen. — Auf einmal entstand tiefer im Innern des felsigen Hügels ein furchtbares Heulen und Zischen, begleitet von so entsetzlichem Krachen und Beben der Felswände, daß der erschrockene Gehülfe schleunigst Reißaus nahm, ohne das Weitere abzuwarten. Von dem fremden Zauberer und Schatzgräber erfuhr man nichts weiter.

N. v. Noten.

25. Das Weinsäß in der schönen Kümme.

Viele Stunden oberhalb des lieblichen Weilers Unterbäch liegt ein weites, ödes Feld, ein wildes Durcheinander

von Fels und Stein und Stein und Fels. Dort heißt's in der schönen Kummme.

Hier in diesem wilden Trümmerfeld, wo heute nur noch flink und frei das Gemästier springt und der fetke Ziegenbub und der kühne Jäger dann und wann sich hinverirren, soll in jener Ebdzeit unseres Vaterlandes, wo man von überfildertem Wasser und Schneeflocken keine Ahnung hatte, der feurigste Wein gediehen sein.

Da war nun einmal im Ginzantentum ein Ziegenbub, ein gar geriebener Schlaumeier. Lange Zeit hatte er treu und recht seine Ziegen geweidet und der Senne war mit ihm zufrieden. Aber wie er mehrere Abende hintereinander nur mit einem Drittel Ziegen heimkehrte und einmal sogar mit starken Beulen am Kopfe und er auf alle Fragen dummes Zeug schwazte und stark nach Wein roch, da ging dem Sennen die Geduld aus. Er fragte ihn barsch:

„Du, wo hast getrunken?“

„In der scheenu Kumm!“ war die stotternde Antwort.

Da mußte der Senne schließlich vor seinem benebelten Ziegenhirten in lautes Lachen ausplätzen.

Am andern Morgen als der Ziegenbub mit den Ziegen auf die Trift ging, schlich sich der Senn ihm nach. Richtig, der Weißbub fuhr der schönen Kummme zu. Mitten in dem wilden Steingeröll angekommen, setzt er sich rittlings auf einen mittelgroßen, runden Stein und fängt an, mit einem andern kleinen Stein dran zu klopfen. Da sieh! Plötzlich rinnt goldgelbes Raß über den Stein. Der Senne stutzt. Nun kniet der Ziegenbub sich hin und schlürft mit dem Behagen eines Trinkers den gelben Saft. Nun geht dem Sennen plötzlich ein Licht auf; er kommt eiligst herbei und unterstützt den Weißbub nach Kräften.

Die Sage erzählt weiter, daß am gleichen Abend Senne und Ziegenhirt duselig heimgelommen seien.

Die Leute meinen, daß diese schönen Nebberge durch einen Bergsturz verwüstet worden seien, das Faß aber zufälligerweise unverfehrt geblieben und im Laufe der Jahrhunderte versteinert sei, den kostbaren Inhalt in sich bergend, ein berauschend Andenken aus jenen seligen Zeiten.

Jetzt ist das Faß jedenfalls verschwunden: denn als vor wenigen Jahren durstige Bergfexen von Studenten in jener öden Gegend nach diesem Faß und Inhalt suchten, fanden sie nichts als trostlose Granitblöcke und einen noch trostlofern — Durst.

P. Bitschin.



26. Das Bergwerk im Korpät.

Hoch oben am Eißhollberg, am Fuße des sog. kleinen Schwarzhorns, sind in einer steinigen Mulde, Korpät genannt, noch gegenwärtig Spuren eines längst verfallenen Stollens erkennbar. Dort mag wohl schon zur Zeit, als über unser Land die Bischöfe von Sitten als weltliche Herren geboten, nach Erzen gesucht worden sein. Die Sage meldet:

In uralter Zeit hielt sich einige Jahre hindurch auf Korpät ein Fremdling auf, dessen Gott der Mammon war, er wühlte unermüdlich im Innern des Berges nach den verborgenen Schätzen. Kein Sonn- und Feiertag war dem Mammonsdiener heilig und kein frommer Bergmannspruch kam jemals aus seinem Munde, wohl aber manch gräßlich Fluch- und Lästerwort. Darum denn auch kein Segen auf seinen Mühen und Arbeiten. Einstmals als wegen geringer Ausbeute wieder Flüche und Verwünschungen jeden

Hammer Schlag begleiteten, entstand im Bergesinnern auf einmal ein Krachen und Donnern, wie wenn die felsigen Wände zusammenbrächen. Entsetzt ergriff der Frechling die Flucht, wobei ihm am Ausgang des Stollens Lampe, Hammer und Meißel entglitten und stob, als hätte ihn der Berg von sich gespien, ins Weite — auf Nimmerwiedersehen. „Wann dereinst,“ so rief die hohle Stimme des Berggeistes ihm nach, „wann dereinst ein anderer mit christlichem Segenswort dein Zurückgelassenes auffindet, dann werde ich ihm den Berg wieder erschließen und er wird finden, was dir verwehrt war zu finden.“ Bis zur Stunde ist der Glückliche noch nicht erschienen. R. v. Koten.

27. Die Frau mit dem Schatze.

Zuoberst auf der Tscherggallmend der Gemeinde Eischoll sitzt drohend der Weinbrächitschuggo. Hart an ihm vorbei fährt der uralte Milchweg der Gemeinde zur frühern Mutter-Pfarrei Niedergesteln.

Ein armes Büblein hütete einst in der Nähe des Felsens etliche Ziegen. Am Wege saß es und blies einfache Weisen auf seiner Holzpfeife. Da plötzlich hörte es ein gar liebliches Singen und Klingen vom Felsen heraus, daß es seine Pfeife zu Boden fallen ließ und zum Felsen emporstaunte. Und der Fels öffnete sich und weitete sich zur mächtigen Halle und darin funkelte und blitzte es von Gold und allerlei Kostbarkeiten, daß dem armen Büblein vor lauter Schauen die Augen übergingen. Aus der Halle hervor aber schritt in rauschendem Seidengewande eine Frau

von strahlender Schönheit und Anmut. Bittend sprach sie zum Bublein: „All dieser Reichtum sei dein; aber wirf mir mit deiner reinen Hand, an der noch kein ungerechtes Gut klebt, etwas an, was du hast.“ Rasch glitt die Hand des Bubleins in die zerrissene Hosentasche. Aber die war leer. Er besaß nur die Holzpfeife. „Frau,“ sprach das Bublein, „ich habe nur meine Pfeife und die geb' ich euch nicht, sonst könnt' ich ja nicht mehr pfeifen.“

Ein geller Wehruf, ein Krachen — und verschwunden war die edle Frau und verschwunden die Halle und alle die Kostbarkeiten.

Gar manches Ziegenhirtlein hat seither sehnsüchtig zum Weinbrächtschuggen emporgesehen. Doch nimmer erschien die Frau mit dem Schatz. Aus dem Felsen heraus aber klingt es oft wie verhaltenes Weinen und Seufzen — Weinen und Seufzen jener unglücklichen Frau, die der hartherzige Bub in seiner Selbstsucht nicht erlöst hat.

E. Pfammatter.

28. Der Schatz im Schloß Ugaren.

Vor vielen Jahren standen bei anbrechender Nacht zwei junge Leute, von denen einer ein Temperkind war, nahe an diesem Schlosse und sprachen mit einander, daß hier auch ein Schatz verborgen sein solle, den eine Kammermagd bewachen müsse, deren Erlösung an die Hebung des Schatzes gebunden sei. Sie wollten nicht furchtsam davonlaufen, wenn ihnen das Fräulein erscheinen würde, wie es schon manche gethan hatten. Während sie sich unterhielten, wurden sie mit Sand und kleinen Mauersteinchen beworfen.

Sie glaubten anfangs, der Wind habe selbe heruntergeweht. Als aber dieser Sandregen fortbauerte und es immer größere und größere Steinchen auf sie hagelte, so vermuteten sie, etwa ein nutwilliger Bube halte sich da oben versteckt und wolle sie necken. „Wir wollen doch sehen, wer da oben ist und uns nicht in Ruhe lassen kann,“ sagten sie zu einander und liefen hinauf über die langen Stiegen und finstern Gänge. Oben angekommen, war alles still und niemand anzutreffen: dabei wurde es so finster, daß sie an den Mauern heruntasteten mußten, um den Rückweg zu finden. Plötzlich hörten sie eine Pforte aufschließen, ein rascher Gang und ein Klirren wie von einem stark geschüttelten Schlüsselbund rauschte an ihnen vorüber. Sie schlossen sich fester aneinander und sagten sich leise: „Das ist die Kammermagd, sie will uns den Schlüssel zum Schatz geben.“ Im nämlichen Augenblick fiel ein großer Schlüssel wie geworfen zu ihren Füßen, daß es in den finstern Gängen hell ertönte. — Beide erschraden so sehr, daß sie nicht ein Wort zu sprechen wagten — und wie sie behutsam vorwärts schritten, traten beide, bald der eine, bald der andere auf den Schlüssel am Boden, aber keiner wagte ihn aufzuheben. Einer zog den andern so gut und so schnell als möglich über die finstern Gänge und Stiegen hinunter und ließen Schlüssel Schlüssel bleiben. Wie sie sich endlich der Hauptpforte näherten, da stand zu ihrem neuen Schrecken in Mitte der Pforte in aller Breite eine Weibsperson, ganz altväterisch gekleidet, mit einem Schlüsselbunde; sie wandte ihnen den Rücken zu. Mit leisen, kaum hörbaren Tritten, schlichen sie der Mauer nach, neben der geisterhaften Tor-schließerin vorbei und drückten sich so fest sie konnten an die Mauern, um sie ja nicht zu berühren. Ohne zurück zu schauen, als sie schon ferne vom Schlosse waren, wagten

sie erst halblaut einander zu sagen: „Das war das Schloßfräulein! Ach, sie wollte uns glücklich machen und wir sollten sie erlösen! Aber was nit sy soll, schickt sich nit wohl.“

L. W. S. Nr. 20.

29. Die Schatzkammer bei Feschel.

Ein Weißhirt, der alltöglich seine Ziegen in die Hut Feschel trieb, kam mit seiner Herde an einem heißen Tage in die Breiti Ruffinu. Die Sonne stand bereits am mittäglichen Himmel und versengte beinahe mit ihren Strahlen die magern Abhänge und das spärliche Gras, das hier und dort aus dem zerklüfteten Gestein büschelweise hervortwuchs. Der Hirt sah sich nach einer Schatten spendenden Stelle um, um der drückenden Hitze zu entgehen. Deshalb kletterte er an den hohen Felsen herum und fand wirklich ein schattiges Plätzchen unter einer Palme, von wo er zugleich die Herde überblicken konnte. Unter diese Palme legte er sich hin und da der Tag gar so schwül war, fielen ihm die Augenlider zu und er schlief ein.

Wie lange er dort geschlafen haben mochte, wußte er nicht; als er aber erwachte, befand er sich in einer Höhle des Berges. Die Wände der tiefen Grotte waren aus dichtem Silber. Gold- und Silberkerzen, dick wie Ankersüßel, standen am Boden und hingen in Masse an dem hohen Gewölbe. Den Wänden entlang lagen in Haufen zusammengeworfen unzählige Klumpen glänzenden Goldes und lautern Silbers. In der Mitte der Höhle sah er einen runden Tisch, an dem drei Herren schliefen.

Als er sich an all der Pracht geweidet und die drei

jeltamen Herren genugjam betrachtet hatte, sah er sich nach einem Ausgange um. In einem Winkel der Höhle halbversteckt erblickte er eine kleine Pforte, über deren Klinke ein weißer Gürtel, ähnlich einem Weißkleidgürtel, hing. Er schritt auf die Pforte zu, öffnete sie und trat hinaus ins Freie. Sofort schloß sich hinter ihm die Pforte von selbst wieder. Wie er sich genau umsehen wollte, um ein anderes Mal die Schatzkammer wieder zu finden, konnte er keine Spur von einem Eingange mehr entdecken. Darum merkte er sich einen weißen Stein, der diesseits und ein dürres Bäumchen, das jenseits der Stelle lag, auf der er stand, um so wenigstens den Platz wieder erkennen zu können.

Am Abend kehrte er mit seinen Ziegen heim und erzählte das Ereignis seinen Eltern. Diese hörten ihn neugierig an. Als er aber geendet hatte, fragten sie ihn vorwurfsvoll, warum er den weißen Gürtel nicht genommen habe. Dieser Gürtel sei der Schlüssel zur Schatzkammer gewesen, darum habe er an der Klinke gehangen.

Am folgenden Tage hütete der Hirte seine Herde wiederum bei der Breitu Ruffinu. Auf Geheiß der Eltern und aus eigenem Antrieb ging er abermals hin, um die Wunderhöhle zu suchen. Allein seine Mühe war umsonst und vergeblich kletterte er an den steilen Felsen herum. Der Berg mit seinen Schätzen tat sich nicht mehr auf. Denn einmal hatte der Berg dem Hirten den weißen Gürtel, den Schlüssel zu seinen Schatzkammern gezeigt und ihm denselben schenken wollen. Dieser aber hatte die eine und einzige Gelegenheit veräußt und darum das nahe Glück auf immer verächtet.

R. Loretan.



30. Der Schatz im Tschlwaldchen.

Nicht gar weit unter der Wallfahrtskapelle im Tschl soll im sogenannten Pfarrherrnwaldchen in einer kleinen Vertiefung ein Schatz verborgen sein. Das Geld, in Gold, Silber und Münzen gesondert, lag in einem offenen Koffer; aber allemal sah man eine abscheuliche Schlange in grausen Ringen darauf liegen und den Schatz bewachen. Wollte sich jemand dem Gelde nähern oder gar Miene machen davon zu nehmen, so blähte sich die Bestie gewaltig auf und warf drohend ihr giftiges Gebiß in die Höhe. Einmal gelang es mittelst eines geworfenen Steines, drei Talerstücke aus dem Koffer zu bengeln; worauf die Schlange sich ins Geld verkroch, der Koffer knallend sich schloß und alles für immer verschwand.

N. B. S. Nr. 65



31. Die Entstehung der Tschlkapelle.

Ehemals besaß die Burgschaft Leuf als Bürgergüter das gesamte Gebiet in einem weiten Umkreise von Leuf. Auch war die Art der Güterverteilung eine andere als heute. So besaß der nördliche Teil der Ortschaft Leuf, Tschablü genannt, als Bürgergut Tschl; dem östlichen Teil der Ortschaft, Loji genannt, war Kotafu zugesprochen und der westliche Teil der Ortschaft, die Galdinu hatte als Besitz das Gebiet Pfin.

Jeder Drittel verlehnte nach Belieben und Gutdünken seine Güter. So hatte der Drittel Tschablü einen Teil ihrer Güter im Tschl rund um die alte Kapelle an einen Peter Widi aus dem Entlebuch verlehnt.

Wicki, ein frommer, christlicher Mann, will in der Nähe seiner Wohnung eine kleine Kapelle erbauen und beginnt daher mit den Abräumungsarbeiten da, wo heute noch östlich von der Kapelle die zerfallene Hofstatt steht.

Doch während jeder Mittagsrast trägt eine unsichtbare Hand die Instrumente an einen andern Ort. Und dieser Vorgang wiederholt sich immer und immer wieder.

Wie nun Wicki in einer Nacht auf seinem Gute wässert, da erscheint ihm zwischen 11 und 12 Uhr eine weißgekleidete Gestalt, die in geringer Entfernung stillsteht und ihm schweigend zu folgen winkt. Dem Wässrenden wird es unheimlich zu Mute und es sträubt sich etwas in ihm, daß er auf dem Flecken wie angenagelt stille steht. Die Gestalt winkt ein zweites und drittes Mal und verschwindet. Dem Wicki aber fliegt gleichzeitig ein so heftiger Schmerz ins rechte Knie, daß er sich nur mit größter Mühe bis in seine Behausung zu schleppen vermag. Ein volles Jahr ist er des freien Gebrauches seiner Glieder beraubt. Und wie er oft tagelang einsam auf seinem Bette liegt, kommt ihm immer wieder die geheimnisvolle Erscheinung und die räthelhafte Verschleppung der Instrumente in den Sinn. Am Jahrestage seiner Erkrankung, als ihm die Schmerzen heftiger als je zuweilen, gelobt er die Erbauung einer Kapelle an jenem Platze, wo das Werkzeug von unsichtbarer Hand hingelegt worden ist. Und wie ihm vor Jahresfrist die Schmerzen angefliegen, so verschwinden sie jetzt und der freie Gebrauch der Glieder stellt sich rasch wieder ein.

Am Nachmittag macht sich Wicki auf den Weg nach Varen, um sich bei einem Freunde das nötige Geld für den Bau zu verschaffen. Wie er auf dem Wege zwischen Numeling und Varen an die Stelle kommt, wo heute die Muttergottesstatue in einer Felsennische steht, sieht er ein

altes graues Männchen auf einem Steine sitzen, das auf ihn zu warten scheint und bei seinem Herannahen freundlich grüßt und ihn anredet: „Wohin des Weges, Widi?“

„Nach Varen, um mir Geld für den versprochenen Kapellenbau im Tehl zu verschaffen.“

Das Männchen entgegnete mit viel sagendem Blicke: „Du tust gut daran, deinem Versprechen eiligst nachzukommen, grabe aber da das Fundament, wo das Bildstöcklein steht und die Gestalt im Bildstöcklein mit der rechten Hand hinweist. Bete für meine Seele bei deiner Heimkehr in der alten Tehlkapelle ein Vaterunser, ich werde heute Abend auf dem Nizigerfeld für dich beten.“

Dies sprach das Männchen, grüßte freundlich und verschwand hinter der nächsten Biegung des Weges.

Widi aber legte mit heimlichem Grauen den Rest seines Weges zurück; besorgte in Varen sein Anleihen und kehrte heim, allwo er für den seltsamen Unbekannten 5 Vaterunser betete.

Am folgenden Tage beginnt er an der bezeichneten Stelle zu graben und stößt auf einen eisernen verschlossenen Kessel. Nur mit der größten Anstrengung gelingt es ihm, das Gefäß von gewöhnlicher Größe zu heben, wie wenn das schwerste Metall darin läge. Erwartungsvoll riß er den Deckel weg, doch ein Schrei der Enttäuschung entschlüpfte seinem Munde: „Es sind lauter gebrannte Kohlen.“ In großer Bestürzung eilt er zu seinem Weibe. Wie sie sich beide dem Plage nähern, da flimmert und glitzert es in dem Hufen. Die Kohlen haben sich in blankes Gold verwandelt. Widi betreibt nun eifrig den Bau der Kapelle, die anno 1777 ihre glückliche Vollendung erreichte.

Der Ort, wo Widi den Kessel gefunden hat, soll bei der Seitentüre sein, die gegen Leuf schaut und viele Leute

wollen bemerkt haben, daß sich an jener Stelle fortwährend
das Mauerpflaster löst. N. Voretan.

52. Der betrunkene Ziegenhirt.

In der öden wilden Gegend des Lämmerbodens im
Turtmanntal soll einstmals ein Hirte zur Mittagszeit seine
Herde gelagert haben. Eines Tages von Durst gequält,
suchte er nach Trinkwasser und fand in einer Felsenhöhle
einige Feuchtigkeit, welche von der Decke herunterrieselte.
Aber er bemerkte, daß dieses Wasser unreinlich und trübe
war. Er ging weiter und setzte sich auf einen nahen Stein.
Da seine Kleidung in der Felsenhöhle schmutzig geworden
war, wollte er sie reinigen, bemerkte aber, daß die Flecken
von gelber Farbe waren, als wenn Gold darauf getropfelt
worden wäre. Schnell ging er hin, um das Gold zu sammeln,
fand aber den Eingang der Höhle nicht mehr. Betrübt
saß er wieder auf dem Steine und verzehrte sein Mittags-
brod. Zur gleichen Zeit schnitzte er eine Vertiefung in den
weichen Stein hinein. Bald bemerkte er eine rote Flüssig-
keit, er nippte davon und fand, daß es köstlicher roter
Wein war.

Die Leute im Dorfe merkten dann am Abend, daß ihr
Ziegenhirt etwas betrunken nach Hause kam, was ihnen
unerklärlich erschien. Um auf den Grund zu kommen, schlich
man sich eines Tages dem Hirten nach und sah, wie der
Hirte zur Mittagszeit aus einem Steine etwas Nasses her-
auschlürfte. Da bemerkte der Hirt die Späher und wollte
schnell die Oeffnung zudecken. Aber es war zu spät, die
Späher waren schon zur Stelle; sie waren auch durstig

und halfen dem Hirten den Wein aus dem Steinfasse herauschlürfen. Am Abend kam nicht nur der Ziegenhirt ohne Ziegen etwas angeheitert nach Hause, auch die andern konnten nicht mehr ganz sicher auf den Füßen stehen. Das war aber das letzte Mal. Von diesem Tage an rann kein Tropfen mehr aus der Felsenquelle.

Fr. Behnder.

Dieselbe Sage wird auch im Fieschertal und in Törrbel erzählt.



55. Das verwünschte Fräulein in Gerunden.

In den verschlossenen unterirdischen Gewölben von Gerunden sitzt neben ungeheueren Schätzen eine wunderschöne Jungfrau. Sie wurde vor Zeiten von ihrem Vater verwünscht, diese Schätze zu bewachen. Nur alle Jahrzehnt am Ostermorgen kommt sie herauf zu einer Quelle, die nur dann fließt und wäscht und kühlt sich an derselben. Dann allein kann sie erlöst werden. Bietet sich hiezu jemand an, so verwandelt sie sich in drei grause Ungetüme; zuerst in eine Kröte, dann in eine Schlange, zuletzt in einen Löwen. Wer diese Ungetüme in den Schlund küssen darf, erlöst das Fräulein. — Noch aber harret sie der Erlösung, denn niemand wagte bisher solche Küsse.

Ein Vater mit seinen zwei Söhnen traf einst die Jungfrau am Brunnlein. Die drei Männer versprachen, sie zu erlösen. Das Fräulein erklärte denselben die Bedingungen, versprach ihnen reiche Schätze im Falle der Erlösung, aber auch schrecklichen Stuch, wenn sie zurückweichen sollten. —

Die drei versprachen stand zu halten, komme da was wolle — und die Jungfrau begann ihre Verwandlungen.

Zuerst hüpfte sie als Kröte heran; die war aber so garstig, daß den Männern alsbald der Mut entfiel. Noch mehr grauste ihnen vor der Schlange, welche sie schon von weitem mit ihrem langen stacheligen Schnauzbarte stach. Als aber der Löwe mit weitgeöffnetem blutrotem Rachen in mächtigen Sätzen daher sprang, da wandten sich alle drei und liefen, so schnell sie konnten.

Das Fräulein aber schleuderte ihnen einen schrecklichen Fluch nach — und dieser lastet noch auf ihrer Nachkommenschaft bis ins neunte Glied. (Vergl. Der Schatz auf dem Siviboden.)

R. B. S. Nr. 21.



II. Zwerge

54. Die Gotwärgini als Vieh- verpfleger.

Rings um Zermatt in Wäldern und Felshöhlen sollen früher Gotwärgini gehaust haben, die mit den Bewohnern auf sehr gutem Fuße lebten.

In Findeln verpflegte ein solches einem Schäfer längere Zeit des Winters seine Herde. Nun trat einmal der Föhn etwas stärker auf. Da beschloß der Mann, nach seinen Schafen zu schauen. Wie war er erstaunt, dieselben halbverhungert anzutreffen. Er stellte darüber das Gotwärgi zur Rede. Dieses meinte, es habe nur versprochen, bei schönem Wetter die Schafe zu füttern. „Wie,“ sagte der Mann, „ist es denn jetzt etwa schlechtes Wetter? Es war ja bloß etwas windig.“ Da antwortete das Gotwärgi:

„Alle Wetter wären jähm,
Wenn der böse Wind nicht käm.“

Zur Geißbalne im Natersferberg ist das gleiche vorgekommen, und etwas ähnliches in Zwischbergen, wo auf der hohen, einsam gelegenen Alpe Tigenen ein Bergmännchen ganz zutraulich mit den Hirten verkehrte.

An einem Herbsttage sagte es zu ihnen: „Steiget ohne Sorge zu Tal, ich will unterdessen das Vieh gut besorgen.“ Nicht lange und es begann auf der Alpe zu schneien. Besorgt kehrten die Alphirten zurück. „D, das ist noch kein

böses Wetter!“ rief ihnen das Bergmännchen zu, „ich fahre fort, das Vieh zu besorgen, kehrt nur zurück, woher ihr gekommen.“ Sie taten es. Unterdessen folgte auf den Schneen ein eisiger Wind. Das war denn doch zuviel für die Hirten. Sie kamen eilig auf die Alpe. Wie staunten sie jetzt, als das Vieh halb verhungert und das Gotwärgi nirgends zu sehen war. Nach langem Suchen fanden sie es endlich in einem engen Loche des Heustockes. Zur Rede gestellt über die Vernachlässigung des Viehes, erwiederte es:

„Alle Wetter ertrage ich immer,
Einen kalten Wind aber nimmer.“

Nördlich von der Maitia in Zwischbergen ist hoch oben im Felsen eine Höhle mit Ueberresten uralten Gemäuers sichtbar. Die Höhle heißt in den Mastigswengen. Hier hausten einst Bergmännchen. Im Herbst hörte man sie rufen: „Wenn auf Galli Tag der Wind geht, so behaltet die Ziegen, sonst tut sie weg.“

Von der Alpe Eiblatten wurde einem Zunkemi, der im Herbst eine Kuh verloren hatte, im Frühjahr des folgenden Jahres von einem Zwergen zugerufen: „Senni, Brenni (Zuname Zunkemis), komm reich d' Kuh und das Kalb dazu.“

W. Zurbriggen. N. B. S. Nr. 55. P. Joller.

55. Das Gotwärgi als Müllerknecht.

In Winkelmatten wohnte ein armer Müller mit zahlreicher Familie. Seine Mühle befand sich unten am Findelbach. Tag und Nacht drehte sich fleißig das Mädchen und in der Mühle war alles sauber und blank, denn ein Gotwärgi aus der Wanne im Gräfswalde war dem armen

Familienvater zu Hülfe geeilt und besorgte die Mühle. Nie hatte man einen flinkern Müllerburjchen gesehen. Alles lief flott und der gute Müller fand mit seiner Familie ordentliches Auskommen, denn sein Gefelle kostete ihn keinen Kappen und war doch so fleißig und treu. Man beschloß nun, dem kleinen Müllerburjchen eine Kleidung machen zu lassen. Dies geschah: eines Morgens fand das Gotwärgi die neuen Kleider in der Mühle. Es zog nun selbe an, betrachtete sich mit Stolz und jagte:

„Ich jeh hübsche Ma,
Ich nimme Mähli mahle ga.“

Vom selben Tage an war der dienstbare Gefelle verschwunden.

Auch auf der Egge bei Waters leistete ein Gotwärgi gute Dienste in einer Mühle. Als man ihm aber auf Neujahr eine nagelneue Müllerkleidung schenkte, wurde es stolz, betrachtete sich schmunzelnd und sprach:

„Jeg bin ich a rechte Ma,
Der selber schaffe cha!“

Auch dieses kam nie mehr zum Vorschein.

Der Zwerg, welcher in Fejchel unentgeltlich eine Mühle besorgte, war nebenbei ein Skrupulant. Am Ende des Jahres teilte er einen bedeutenden Teil der jogenannten „Imminen“ unter die Leute aus und sprach davon gehend: „Für einen braven Mann taugt das Müllerkhandwerk nicht.“

B. Zurbriggen. N. B. S. Nr. 55.



56. Das Bergmännlein.

Auf Eggen in der Hohfluh besaß ein Mann von Ernen ein kleines abgelegenes Gütchen mit Stallung und einem Häuschen daneben. Jedes Jahr zu Anfang der Winterzeit brachte er sein Vieh zur Winterzucht dahin. Der Mann aber war schon alt und der Weg von Ernen bis in die Hohfluh lang und besonders zur Winterzeit bei Wind und Schneegestöber äußerst beschwerlich. Ueberdies mußte er noch jeden Abend nach dem beschwerlichen Marsche alle Arbeit in Haus und Stall ganz allein besorgen. Das stimmte den guten Mann oft ganz verdrießlich und immer fann er nach, wie er sein beschwerliches Los verbessern könnte. Doch er mochte sinnen und denken, es ging nicht, er war und blieb allein und mußte nach wie vor seine ganze Arbeit allein besorgen.

Eines Abends kam er wieder ganz ermattet von Ernen her seinem entlegenen Häuschen zu. „Hätte ich doch jemanden da, der mir wenigstens den Ofen heizte,“ dachte er bei sich, „aber ich bin ja,“ fuhr er verdrießlich fort in seinen Gedanken, „ganz allein und muß mir auch den Ofen selber heizen, wenn ich warm haben will.“ Mit diesen Gedanken trat er in sein Häuschen. Doch was ist das? Im Ofen brannte ein mächtiger Holzkloß, auf dem Herd flackerte ein lustiges Feuer, der frischgemachte Käse lag wohlgepreßt unter den zwei mächtigen Ladsteinen. Alles in der Küche war in schönster Ordnung und alle Arbeit für den Abend getan. Freudig trat der Mann in die Stube in der Hoffnung, da den unerwartet dienstbaren Geist zu treffen. Doch siehe! auch da war alle Arbeit getan. Die frisch-

gemachte Butter war eben auf dem Butterstoc aufgeschlagen, das Butterfaß rein gewaschen und über dem Ofen zum trocknen aufgehängt, die Stube jänberlich gefehrt und alles so schön geordnet, wie er es vorher nie gehabt. Schnurstracks eilte der überraschte Mann in den Stall, aber o Wunder! seine Mählein waren gehirtet, sauber gestriegelt und lagen gemächlich wiederkauend auf frischer Streue. Er schaute nach, ob sie auch gemolken wären. Auch das war getan und die Milch stand im Kelter in den Kupfergellen und schon zeigte sich an der Oberfläche der goldgelbe Rahm. Frohgelaunt kehrte er in die warme Stube zurück und dachte nach, wer wohl all die Arbeit getan. Doch wie lange er auch sann, er legte sich zu Bette, ohne zu einem bestimmten Schlusse gekommen zu sein. Als er tags darauf wieder seiner Arbeit nachgehen wollte, schau, da war wieder alle Arbeit getan. So ging es fort den ganzen Winter über. Die Mähe wurden fetter, die Milch reichlicher, die Käse und die Butterballen größer Tag um Tag und in der Scheune nahm der Heustoc nicht ab und bei all dem brauchte der überglückliche Mann nicht eine Hand zu rühren. Dabei aber wuchs auch seine Neugierde von Tag zu Tag. Er hätte doch allzu gerne wissen mögen, wer denn seine Arbeit tue. Da hörte er eines Morgens in der Stube mit dem Butterfaß hantieren. Die Neugierde siegte, er schaute bedächtig unter der Bettdecke hervor und gewahrte ein winziges Männlein, das eben daran war, die frischgemachte Butter aus dem Faße zu holen. Nun war es klar in seinem Kopfe. Ein Bergmännlein hatte ihm den ganzen Winter über die Arbeit getan. Am folgenden Tage begab er sich nach Ernen und ließ dem dienstbaren Männchen ein neues Kleidchen machen, legte es dann eines Abends auf den Tisch in seinem Häuschen bei der Hohlhub. Wie

er aber am folgenden Morgen erwachte, war das Kleidchen fort und draußen hörte er singen:

„Nun bin ich ein schöner Mann,
Der nicht mehr hirteln kann.“

Und fort war das hilfsbereite Zwerglein auf Nimmerwiedersehn. M. Clausen.

57. Das Schafessen.

In Nijchinen (Naters) hielten die Gotwärgini ihre Tänze ab, bei denen sie gestohlene Schweine miteinander verschmauften. Auch Bergbewohner nahmen nach und nach daran teil und sollen so das sogenannte Schafessen erlernt haben. Bei einem solchen Gotwärgitanz soll man einst eine ungeladene und unbeliebte Person damit entfernt haben, daß man dieselbe auf eine leicht verdeckte Berchhechel niedersetzen ließ und ihr sagte:

„Seß di nummu nit so tscheb,
Wis der d'Gehia am Hindru chlebt!“

Unter Hohngelächter wurde sie dann davongejagt, indem man ihr zurief:

„Selb ta, selb hab,
Blas der selber du Schadu ab!“

R. B. S. Nr. 55.

(Dieselbe Sage wird auch zu Aufsengu in Löttschen erzählt.)

58. Der Lebensretter.

Oberhalb einer Höhle am Fuße der Figenenalpe betrieben früher Tiroler ein Bergwerk. Die Gallerie begann auf dem

Bergvorsprunge Gondo. Vom Frühling bis in den Herbst wurde gearbeitet. Der Gewinn versprach beträchtlich zu werden. Eines Tages erblickte einer der Bergknappen hoch oben auf dem Bergtossen ein Bergmännlein. Durch Zeichen gab es dem Knappen zu verstehen, den Schacht zu verlassen. Die Warnung lautete so bestimmt und zuversichtlich, daß der Knappe kein Bedenken trug, derselben Folge zu leisten. Doch wollte er dem Meister und seinen Genossen, welche im Innern des Schachtes arbeiteten, davon Mitteilung machen. Der Meister befahl nun seinen Gesellen die Höhle zu verlassen. kaum waren sie ins Freie herausgetreten, da stürzte mit fürchterlichem Getöse der Bergschacht ein. Die Arbeiter aber waren gerettet und der Lebensretter war das Bergmännlein. P. Toller.

59. Der Hellelujee.

Vor langer Zeit war in der Hellelu von Zeneggen ein ziemlich großer See: er hatte wohl eine halbe Stunde im Umfang. Friedlich und spiegelglatt lag er am uralten Wege, der nach Würchen führt. In diesem grünen Alpensee schwammen die herrlichsten Fischlein herum. Aber gerade diese goldbeschuppten Wasserbewohner bildeten den steten Zankapfel unter der Bevölkerung. Jeder wollte den größten Anteil daran haben. Des ewigen Haders endlich müde, sagte eine Person in einem unglücklichen Augenblicke: „Ich wollte die Gotwärgini würden dem See und den Fischen ein Ende machen.“ Und so geschah es. In der folgenden Nacht kamen alle Zwerge der Umgegend und fingen wohlgenut einen Abzugskanal, das sogenannte „Loch“ zwischen dem

Egg- und Helleluwald, zu graben an. Bald entleerte sich der fischreiche See und seine Wasser flossen die Fischlein mitspühlend durch den steilen Eschgraben hinunter. Oben auf den Wellen aber saßen gemütlich die kleinen schelmischen Unholde und schadenstroh nach Zeneggen hinaufblickend sangen sie mit ihren dünnen und zarten Stimmchen: „Ade, die Egger haben weder Fisch mehr noch See!“ So war es und blieb es bis heute.

Fr. Lagger.

40. Das gestohlene Kind.

Eine Mutter von Zeneggen hatte ein Kind, das sie mit allem Fleiß und inniger Mutterliebe pflegte, aber es wollte nicht gedeihen. Es blieb immer der kleine Knirps und noch nie war aus seinem Mund ein einziger Laut vernommen worden. Ganz verdrießlich besuchte die Mutter ihre Nachbarin. Wie es nicht anders sein kann, kam das Gespräch bald auf die Kinder der beiden Mütter. „Ich weiß nicht,“ sprach die betrühte Mutter, „was ich mit meinem Kinde anfangen soll. Es scheint gescheid zu sein: es versteht mich, aber reden will es nicht.“ Die Nachbarin bemitleidete sie herzlich und erteilte ihr den Rat, das Kind in die Stube zu setzen, ihm recht viele halbe Eierschalen zur Unterhaltung vorzulegen und dann heimlich zuzuschauen, wie sich das Kind benehme. Die Mutter tat es. Wie war sie aber hocherfreut, als das Kind staunend ausrief: „Ja nuvela, so viel Häfelini häni nie g'seh.“

Abermals hielten die beiden Weiber Rat. Es war ihnen der Verdacht aufgestiegen, es sei das eigene Kind gestohlen und ein Zwergenkind unterschoben worden. Nun gab die

Nachbarin der geängstigten Mutter nochmals den Rat: „Nimm das Kind und geh damit auf den Bielhügel und peitsche es derart durch, daß das Geschrei weithin gehört wird; aber habe kein Erbarmen; dann wirst du vielleicht dein Kind wieder erhalten.“ Die Mutter tat wie ihr geraten wurde. Auf das Geschrei des mißhandelten Kindes eilte nun aus dem nächstgelegenen Hause eine Gotwärgifrau herbei. Sie trug ein schönes, wohlgewachsenes Kind auf den Armen. Als die unbarmherzige Mutter noch derber auf das Kind schlug, warf die Gotwärgifrau das Kind, das sie trug, ihr vor die Füße und rief voll Entrüstung: „Zäh, nimm du das deinige und ich das meinige, du unbarmherziges Mutterli!“

Fr. Lagger.



41. Die goldene Wiege.

Auf Hoh'neggen bei Fée im Saastale wohnte eine reiche Gotwärgi-Familie. Als nach geraumer Zeit auch ein kleines Zwerglein Einlaß begehrte, stieg man nach Saas-Fée, um die Hebamme zu holen. Grenzenlos war ihr Erstaunen, als man nach getaner Arbeit eine goldene Wiege herbeibrug, um das kleine, neugeborne Kindlein hineinzulegen. Die Hebamme freute sich schon auf eine schöne Belohnung, denn so steinreiche Leute mußten auch gut bezahlen. Aber es sollte anders kommen! Für ihre ganze Mühe legte man ihr einige Kohlen in die Schürze. Mißmutig warf sie selbe auf dem Heimwege von sich; es blieb ihr nur eine mehr, aber die wurde — lauter Gold. Hirtenbuben wollen später noch einmal die goldene Wiege in einer Felsenpalte gese-

hen haben, aber da sie zu dumm waren, selbe gleich zur Hand zu nehmen, verschwand sie und wurde nie mehr gefunden. M. Kuppen.

42. Die Gotwärgi-Hausfrau.

Ein Zermatter soll sich einst in ein Gotwärgimädchen verliebt und selbes zu seiner Lebensgefährtin gewählt haben. Die Ehe soll nicht übel ausgefallen und sogar mit mehreren Kindern gesegnet worden sein. Nur hatte sich die Braut noch vor der Trauung ausbedungen, daß der Mann ihr einige Schimpfnamen nie jagen dürfe. Unter diesen Namen weiß man nur noch das Wort „Holzmuotterli“ zu nennen; die übrigen sind vergessen.

Einst schnitt das Weib schon frühzeitig bei schönem Wetter den Weizen, als er noch unreif war. Hierüber wurde der Mann böse und jagte dem Weibe einen der ausbedungenen Schimpfnamen. Die Frau verließ auf der Stelle das Haus und kam nie mehr zum Vorschein. Der nun verlassene Mann bereute später seine Uebereilung sehr und das um so mehr, weil nun auch die Strafe auf dem Fuße folgte. Nach wenigen Tagen kam böses Wetter, es fiel Schnee und ein starker Frost verdarb alle noch nicht gesammelten Feldfrüchte vollständig. L. B. S. Nr. 63.

43. Der arme Müller.

In Wyler war ein Müller so arm wie eine Kirchenmaus. Bei harter Arbeit schlechter Lohn. Drum mußte

er auch stets schlechte, abgeschabte Kleider tragen. Ein Zwerglein, das ihn in der Mühle oft besuchte, erbarmte sich seiner und brachte ihm einmal schöne neue Kleider. Flugs zog der Müller die neuen Kleider an und sprach: „Jetzt bin ich ä schenä Mann! Hinad wäg und niämal mehr har!“

J. Werlen.

44. Die Glaubensboten.

Südlich der Pfarrei Vissoie liegt die Gemeinde Mission. Nach der Sage wohnte in dieser Gemeinde ein Zwerg (Gotwärgi) mit Namen Zafeo, der bei der Bevölkerung ein solches Ansehen genoss, daß sie ihn zu ihrem Präsidenten wählte. Sein Wort galt alles; was er befahl, das wurde vollzogen, was er anordnete, ausgeführt. Zu diesem Volke kamen einst Glaubensboten mit der Absicht, ihm das Licht des Glaubens zu bringen. Mit Verachtung und Hohn wurden sie aber abgewiesen. Sie versuchten es zum zweiten und dritten Male, allein umsonst. Als die Glaubensboten hörten, daß ein Zwerg die Geschichte des Volkes leite, so wandten sie sich an denselben. Nach langer Mühe und Arbeit gelang es endlich den Missionären, den Zwerg für die gute Sache zu gewinnen. Er wollte aber zuerst selbst das Werk an die Hand nehmen. „Bleibt in der Nähe,“ sprach der Zwerg zu den Predigern, „ich selbst will mit Hilfe eurer Bücher den Weg zu ihren Herzen mir bahnen.“ Als aber der kleine Präsident sie nach der Weisung der Bücher im christlichen Glauben unterrichten wollte, da ergrimten die Leute, packten ihn und schleppten ihn nach

dem von den Salzschern benannten Muminggletscher (Zinalgletscher).

Hier angekommen, banden sie ihm die Hände auf den Rücken und die Bücher um den Hals — es sollen große und schwere gewesen sein — dann warfen sie ihn in einen Gletscherschlund, hoffend, daß er nun den sichern Tod finden werde. Als die Männer auf der Brücke beim sogenannten Lalleiboden nach dem Gletscher schauten, siehe, da kam der Zwerg wohlgehalten unter dem Gletscher hervor und schritt ganz freudig auf sie zu. Ganz erstaunt über dieses Ereignis warfen sich diese Männer am Ufer auf die Knie und baten ihren schon totgeglaubten Präsidenten an's Ufer zu steigen. Zako tat es. Sogleich nahmen sie ihn auf ihre Schultern und trugen ihn als ein Götterwesen nach ihrer Heimat.

Auf Einladung des Zwerges kamen nun die Missionäre und hielten ihre Mission so erfolgreich ab, daß sich alle zum Christentum bekehrten. Auf Antrag des Zwerges nannte man diese Gemeinde nun Mission, welchen Namen sie heute noch hat.

F. Pichel.

45. Die Kohlen.

Ein Zwerg kam eines Tages aus dem nahen Walde ins Dorf Oberems, um die Hebamme zu seinem kranken Weibchen zu rufen.

Die Hebamme ging sofort pflichtgemäß mit dem Zwerge nach dessen Wohnung. Nachdem sie die Kranke besorgt hatte, verließ sie mit dem Zwerge, welcher ihr zum Lohne für ihre Mühe eine Menge Kohlen in die Schürze gab,

die Wohnung. Auf dem Wege ließ die Hebamme nach und nach einzelne Kohlen aus der Schürze fallen, da sie dieselben für wertlos hielt. Der Zwerg las sie eifrig auf und sagte dabei: „Wie mehr du zat, je weniger du hat!“ Zu Hause angekommen betrachtete die Hebamme die noch in der Schürze vorhandenen Kohlen und sah, daß sie reines Gold waren. Es war aber zu spät mehr, die zerstreuten Kohlen zu sammeln; denn der Zwerg hatte sie alle auf-gelesen. — Die gleiche Sage wird von Fündeln bei Zermatt erzählt. Fr. Lehuder. B. Zurbriggen.

46. Der Auszug der Gotwärgini.

Zur Zeit als die Gotwärgini aus den Tälern verdrängt wurden, zogen sie in großer Anzahl in die Felsen von Zeneggen, bauten sich zum Loch große Höhlen aus und gedachten auf immer daselbst ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Ob der zahlreichen Ansiedelung der kleinen Leute wurde den Zwegern der strenge Befehl erteilt, Zeneggen augenblicklich zu verlassen. Die armen Gotwärgini hielten zusammen Rat, was wohl in dieser heiklen Sache zu tun sei. Sie kamen überein, die Zenegger inständig um die Abtretung dieses unbenuzten Bodens zu bitten. Aus Erkenntlichkeit und zum Lohn dafür wolle man ihnen drei nicht zu unterschätzende Gegendienste leisten: Erstens wolle man ihnen einen Goldschatz entdecken, der unerschöpflich sei; zweitens verspreche man der Gemeinde auf dem Berge Wasserquellen zur Genüge eröffnen zu wollen; drittens verpflichtete man sich, ihnen alle Schulden zu bezahlen. Dieser königliche Antrag

wurde unbarmherzig zurückgewiesen. Nun mußten die armen Zwerge fort. Mit Tränen in den Augen und gesenkten Blickes wanderten sie aus und zogen weithin nach Norden in eine neue Heimat. Kaum hatten die Zwerge Zeneppen verlassen, fielen ihre Höhlenwohnungen zusammen; die Felsen stürzten zu Tale und verschütteten die Weiden. Fr. Lager.



III. Spukgeister

47. Der Jäger im Merezebach.

Au einem sonnigen Oktobertage stieg ein Jäger hinauf auf die Merezebachalpe bei Münster. Er wollte sich am folgenden Tage noch ein Grattier erlegen. In der Vieleralpe machte er Halt. Einsam wars da droben. Verstummt war der Herden fröhliches Geläute, denn die Kinder waren schon längst ins Tal gezogen. Kein menschliches Wesen ringsumher. Nur der abgebrochene Pfiff des grauen Schneevogels auf der gegenüber liegenden Steinplatte war hörbar. Einsam und geipensterhaft brütete in der Mulde die Steinhütte mit den verwetterten Mauern. Fast überfiel den Jäger geheime Angst; er, dem sonst Furcht unbekannt war, zögerte einen Augenblick, die Hütte als Nachtlager zu beziehen. Doch wollte er nicht feig erscheinen. Er trat ein, kochte sich notdürftig eine Suppe und legte sich auf die Pritsche zur Ruhe nieder.

Als die Nacht herangebrochen war und der Jäger noch wachend auf seiner Pritsche lag, da tönten deutlich an sein Ohr die Schellen der Kühe, die der Hirt zur Sennhütte herantrieb. Er hörte, wie die Alpnechte die Melkstühle hervortholten, wie die Milch stoßweise in das Melkfaß quoll. Er sah beim Mondscheine, wie der Senn in die Alphütte trat,

die frisch gemolkene Milch in den Kessel schüttete, den Käslab in die Milch goß; wie die Hirten, nachdem sie obenab geoffen, das Vieh auf die Abendweide trieben. Er sah den Senn hinausgehen und hörte deutlich, wie er den Schweinen pfiß und ihnen die Schotte in die Tränfrinne goß.

Das dauerte bis Mitternacht. Dann sah er nichts mehr; nur hörte er noch ein dumpfes Dröhnen, wie wenn der Senn mit seinen Alpfnechten und der ganzen Herde in einen tiefen Abgrund gefallen wäre. Dann vernahm er wieder ein Nechzen, Stöhnen und Jamuern, als müßten die Alpfnechte und die ganze Rinderherde aus dem Tobel wieder heraufgetragen werden. Es war kein Zweifel, das waren Alpfnechte, die für ihre fahrlässige Führung der Alpenwirtschaft hier büßen mußten. Das dauerte bis am Morgen. Als der Tag graute, hatte er noch kein Auge zugeschlossen. Ihm war angst und bang und er zitterte an allen Gliedern. Aber das wilde Jägerblut trieb ihn fort zur Gemsenjagd: doch schoß er heute nicht. Jagdmüde fehrte er heim. Oft erzählte er von dieser Jagd, aber niemals mehr seit diesem Tage ging er auf die Birsch.

Jr. Lagger.

48. Die Hohbachspinnerin.

Hoch oben ob Neckingen liegt die grasreiche Hohbachalpe. Hier weilte einst die vielgenannte Hohbachspinnerin. Seit undenklichen Zeiten war sie der Schrecken der Alpe. Sehr oft sah man sie. Sie trug einen kleinen, wollenen Hut und eine weiße Spitzenhaube. Ihr Busen war mit Vorpleß altmodisch eingeschnürt. An einem messingeneen

Walliser Sagen

5

Ringe war die Kunkel voll Berg befestigt. Wer sich ihr mutwillig nahte, dem schlug sie mit der Kunkel so derb auf die Schulter, daß er stöhnend aufseufzte. Oft drohte sie auch ungehorsamen Alpknechten, Mäuseaugen zu essen und Guggermilch zu trinken zu geben.

Ihr Standort wechselte nach Laune. Bald war sie bei der Alphütte, bald auf der einen oder andern Ecke der Alpe. Immer aber spannte sie; drehte mit der linken Hand die Spindel, während die rechte auf dem weichen Rasen ruhte. Niemanden tat sie was zuleide, der sie nicht durch Spotten oder Necken herausforderte.

Neben ihr aber hockte eine kleine, schwarze Katze im Graze, die sehr böseartig war und großen Schaden anrichtete. Ueplötzlich schnellte sie empor, war auf und davon und sah im nächsten Augenblick auf dem Rücken einer Kuh, die etwa abseits auf der Alpe herumgraste. Die alte Spinnerin hatte entweder nicht den Willen oder nicht den Mut, den kleinen, schwarzen Würger zurückzurufen. Mit ihren Griffen packte die kleine, schwarze Katze die Kuh, ihr auserlesenes Opfer, zu Tode, oder biß sie mit ihren scharfen Zähnen derart, daß sie augenblicklich tot zu Boden fiel. So trieb sie es oft und viele Jahre.

Des Würgens müde, wandten sich die Alpeneigentümer an einen frommen Vater. Dieser gab ihnen den Rat, an den vier Enden der Alpe Holzkreuze zu errichten, die einander in die Gesichtslinie fielen. Auch wurden gesegnete Eisenkreuze neben den Holzkreuzen in die Erde eingegraben. Von der Zeit an hat die böse Katze kein Vieh mehr totgebissen.

Bergl. N. B. S. Nr. 124.



49. Der Gifbozen.

Sind die Abendglocken von Münster verhallt, ist's schaurig auf der Gisi. Furchtbar, wenn der Bozen einem Feuerbrande gleich Grund und Grat durchschwirrt, wenn er dem scheuen Wanderer der Nacht das Windlicht auslöscht und wenn ihm sein schreckliches Zauchzen durch Mart und Bein gelst, oder in finsterner Nacht ihn mit Lichterschein nach Münster oder Reckingen begleitet, oder wenn er den Wegfahrer äfft, daß er die Nacht hindurch stetsfort wandert und doch sein Ziel nicht erreichen kann.

So erging's einem Jünglinge von Münster. Zur Fauchingszeit fütterte er sein Vieh auf der Gisi. Wie er am Fastnachtmontag abends gerade die Stalltüre zuriegeln wollte, läutete in Münster eben die Betglocke. Wacker griffen seine Füße aus. In der Ferne sah er die nächtlichen Lichter von Münster brennen, er hörte den Stundenschlag der Kirche von Münster und, obwohl es sonst stockfinster war, glitzerten in wunderbarem Lichte silberhell die hartgefrorenen Geleise des Schlittwegs, und doch — er konnte Münster nicht erreichen. Fürbaß schritt er immer weiter, daß sein Atem pfiß und seine Glieder von Schweiß triefen. So lief er und lief, von einem wunderbaren Glanz umflossen, die ganze Nacht hindurch, und als die Betglocken von Münster am Morgen wieder ertönten, schritt er gerade — vom Söller seines Stalles weg. Ahr. Weger.



50. Das Zuckentuni auf dem Flöschboden.

Ein Hirt, Tuni (Anton) genannt, hatte sich in der Alpe verfehlt. Was er eigentlich getan, weiß man nicht; doch hat es den Anschein, daß er in der Hütte beim Turner mit den Alpknechten lieblose und unehrbare Reden geführt habe. Der Hirt starb. Nun muß der Tuni, den es im Leben immer gequält hat, zur Strafe seiner sündhaften Reden auf dem Turner hocken, und sich hin und her drehen lassen. Aber der unheimliche Gast hat seine Unart noch nicht verlernt. So quält er mitten in der Nacht die Kühe, daß sie ihre Schellen und Tricheln schütteln, laut aufmuhlen und brüllen, voll Angst aufspringen und davon laufen. Das Nergste ist, daß man nach all diejem Unfug das Zuckentuni nicht einmal schelten darf. Wer es wagen würde, seiner zu spotten, würde sogleich krank werden. Schon mancher, der am Turner lieblos von ihm redete, mußte seine Verwegenheit büßen, indem er einen aufgeschwollenen Mund bekam und mehrere Tage nicht mehr sprechen konnte.

3. Am Herd.

51. Der Bozen beim Wylerbach.

Beim Wylerbach bemerkte man schon längst einen unheimlichen Geist, der die Vorübergehenden in der Nacht beunruhigte. Was für eine Sünde der Geist abzubüßen hatte, wußte man nicht, doch mag er im Leben stolz und hoffärtig gewesen sein, weil er gerade den Prahlern und

Großsprechern am meisten zusetzte. Einst war es tiefer Winter, als ein Mann von Münster dort spät vorübergehen wollte, um sich nach Hause zu begeben. In Ulrichen, wo er aufbrach, machte man ihn aufmerksam, daß er ja nicht so spät über den Wylerbach gehen solle. Aber der Münstiger machte sich breit und groß: er fürchte nichts, und glaube an keine Geister. Mit dieser Großtuererei machte er sich auf den Weg. Aber der Unhold hatte seine Neben gehört und lauerte ihm auf. Plötzlich hörte der nächtliche Wanderer ein Pfeifen, Zischen und Schreien, wurde am Halse gepackt und zu Boden geworfen. Er aber wehrte sich, und sein Streit mit dem Bozen war so verzweifelt, daß eine ganze Strecke weit der Schnee aufgewühlt und zertreten wurde. Leute, die des andern Tages vorübergingen, konnten sich über den sonderbar zugerichteten Kampfplatz nicht genug verwundern. Der Münstiger aber, der diesmal mit heiler Haut davonsam, stellte seine Großtuererei ein und getraute sich später nicht mehr, in nächtlicher Stunde allein beim Wylerbach vorüberzugehen. P. Am Herd.

52. Der dreizehnte unter zwölf Nachtbuben.

„Die Liebe will gekant haben,“ sagt ein altes Sprichwort. Dieses trifft oft zwischen jungen Burschen und Mädchen ein. Die Binnertöchter hatten sich einstmals insgesamt verschworen, die Burschen zu necken und zum besten zu halten. Und das weibliche Geschlecht ist erfinderisch in Mitteln und Wegen, um zu seinem Ziele zu gelangen. — Bald versagten diese Mädchen den Jünglingen das Gesell-

schaften, bald wieder schlossen sie sich selbst in ein Zimmer ein, tanzten, sangen, spielten und belustigten sich nach Herzenslust. Ein jeder um Einlaß bittende Bursche wurde schüchtern abgewiesen, mußte mit langer Nase zurückkehren; und die Verschmitzten lachten vergnügt in ihre Häustchen, wenn der eine oder andere recht lange vor der verschlossenen Thüre stand, anklopfte und um Einlaß bat. Zwölf Jünglinge faßten deswegen den unseligen Entschluß, diese Neckereien an den Mädchen schonungslos zu rächen. In einer mond hellen Frühlingsnacht durchzogen sie das ganze Binnthal vom Dorfe Imfeld bis Heiligkreuz, und gingen an keinem Jungferhause vorbei, ohne eine Grobheit oder einen Bubenstreich verübt zu haben. Beim Dorfe Zebinnen hing eine Masse Strangen (Garn) an Holzstangen zum trocknen. Man faßte den teuflischen Gedanken, dieses herrliche, aus feinstem Hanfe gesponnene Garn zu kleinen Fäden zu zerhauen. Nur ein einziger Jüngling mahnte von einem solchen Werke der Bosheit ab.

Dieser wurde aber nicht angehört, sondern ausgelacht und ausgespottet. Die andern elf griffen zu ihren Taschennessern und in einem Augenblicke hatten diese Bubenfinger eine Arbeit vernichtet, woran viele Frauenhände den ganzen langen Winter gedreht und gesponnen und gearbeitet hatten. Ein solches teuflisches Werk hatte aber auch den Teufel zum Vergelter. Die Nachtschwärmer machten sich auf den Weg nach Hause. Aber anstatt zwölf waren jetzt ihrer dreizehn. Ein Unbekannter und Unheimlicher hatte sich unvermerkt in ihre Reihe geschlichen. Dieser Unheimliche wurde immer unheimlicher, seine Größe immer größer und seine Gestalt immer abschreckender. Es fing etwas unter seinem rechten Arm zu funkeln an, das bald zu einem feurigen Strangen wurde. Keiner konnte vorauslaufen,

keiner zurückbleiben; jeder mußte diesem abscheulichen Führer wie gefesselt folgen.

An der Wegscheide beim Bogen, wo die eine Straße nach dem Dorfe Binn, die andere nach Imfeld führt, machte der Führer mit dem feurigen Strangen Halt. Derjenige Jüngling, der seine Hände rein bewahrte vor dem Garnzerschneiden, konnte ruhig nach Hause gehen; von den andern elf Bösewichten aber durfte keiner den Fuß nach Hause setzen, sonst wurde er von dem Abscheulichen mit dem feurigen Strangen auf seinen Posten zurückgeschlagen. Und so mußten diese boshafte Nachtbuben in dieser unheimlichen Position aushalten bis das Angelusläuten den Bösen mit dem feurigen Strangen zu verschwinden zwang und ihnen den Weg offen machte.

Und hat dich Weiberlist geneckt
Und dich zum Zürnen aufgeweckt;
So füge keine Schuld hinzu,
Sonst läßt die Schuld dir keine Ruh.

Kr. Walpen.

55. Der irreleitende Bozen.

Bei dichtem Nebel verirrte sich einst auf dem Ochsenfeld ein Mann. Lange konnte er sich nicht zurecht finden. Endlich sah er vor sich im Nebel einen Mann, der zwei Röhre vor sich hertrieb. In der Hoffnung, daß dieser Mann den rechten Weg wisse, folgte er ihm, und suchte ihn einzuholen. Doch dies war ihm unmöglich. Der Röhrtreiber war immer eine Strecke vor ihm her, gerade nahe genug, daß er ihn durch den Nebel hindurch nicht aus dem Auge verlor. Da glaubte sich unser Mann gehänselt und kehrte um.

Da plötzlich hoben sich die Schleier des Nebels und er sah, daß er auf einem entsetzlichen Abgrunde stand. Noch zwei Schritte hätte er tun müssen, und er wäre in den schauerlichen Abgrund gestürzt und da zerschellt.

Den Mann mit den zwei Kühen konnte er aber nirgends mehr sehen. Adr. Weger.



54. Der wandernde Bozen.

Das Fried auf der Erneralpe war einst gesegnetes Feld mit saftigen Matten untermischt, wo Häuser und Ställe in ziemlicher Zahl standen. Mählich wurde dieses Gelände immer rauher und unfruchtbarer, so daß Ernen übereinkam, dieses Stück Land zur Alpe zu machen.

Sofort wurden Häuser und Ställe niedgerissen, um in tiefern, bessern Lagen wieder aufgebaut zu werden.

Unter diesen Gebäuden, deren Standort verlegt wurde, befand sich auch ein Haus, in dem seit langen Jahren sich ein Bozen aufhielt. Die Balken dieses Hauses waren alle niedgerissen und zu Tale geschleift bis auf einen. Als man auch diesen aus dem Fundamente losriß und wegschleppte, rief den Arbeitern eine Stimme nach: „Wenn ihr alles mitnehmt, so komme ich auch mit.“

Dieses Haus wurde tiefer am Berghange wieder aufgeschlagen. Aber siehe, der Bozen, der früher auf Fried sein Unwesen getrieben hatte, hielt nun im jetzigen Baue Haus und schreckte wie früher mit seinen unholden Streichen die friedlichen Bewohner. Adr. Weger.



55. Berggeister.

Es gibt wenige Täler im Wallis, wo nicht an einem oder dem andern Orte die schädlichen Berggeister durch Schlammlawinen, Bergrutsche, Bergstürze, Steinschläge und Wieggisch ihre Zerstörungskraft beurfundet haben. So sollen diese Kobolde ob Unterwassern einen Teil des Berges heruntergeworfen haben; oft habe man sie mit Händen und Füßen arbeiten und Felsen stoßen gesehen. Auch in Madjand und Mattbach (St. Niklaus) hauste ein ähnlicher Geisterpuck so arg, daß Dorf und Umgegend verschüttet wurden; noch in den neuesten Tagen soll es im Madwald gespuckt haben. — Die zerstörenden Berggeister versuchten auch das Fuchs-Gufer ob Naters aufs Dorf zu wälzen. — Im schaurigen Bruchigraben sollen sie oft plötzlich Wieggisch oder Schlammlawinen aufgewühlt und Naters zu überfluthen gedroht haben, weshalb man eine Armenspende jährlich zu geben versprochen hatte.

Ob Ernen zum Steinhaus werden von einem dortigen Lehmgraben schaurige Spukgeschichten erzählt. Ein nachts durch diesen Graben Reisender erzählte, daß ihn beim Eintritt in denselben eine tiefe Finsterniß überfallen habe und er keinen Schritt weiter wagen durfte. Da habe er den Geist beschworen im Namen Gottes, daß er ihn nicht auf seiner Reise aufhalten möge: er sei bereit, ihm zu helfen. — Keine Antwort und die gleiche Finsterniß. — Da habe er eine geeignete Kerze angezündet und das hl. Johannes Evangelium gebetet mit lauter Stimme; und als es ungeachtet dessen nicht besser werden wollte, habe er zornig laut gerufen: „Ich beschwöre dich nochmals im Namen Gottes! Ist dir zu helfen, so helfe dir Gott — und sonst helfe dir

der lebendige Teufel!“ — Da sei es nicht anders gewesen, als wenn ein glühender Ochse durch den schaurigen Graben hinuntergeschossen wäre. Die Finsternis um ihn verschwand und er konnte ohne Schwierigkeit seine Reise fortsetzen.

Nach der Bergsturz beim Täschgauser soll durch solche schädliche Berggeister veranlaßt worden sein. — Aber wo die Geister völlig zu Haus sein sollen, indem viele Kobolde, die anderswo vertrieben, dorthin verbannt wurden, — das ist der Allgraben beim Pfinhorn, der Burgschaft Leuf gegenüber, der oft seine Schlammwieggische bis in die Rhone treibt und selbe hintergeschwellt. Dort sollen besonders die Staatsherren und Geistlichen abbüßen müssen. Man soll mehr als einmal schwarzgekleidete Herren auf der roten Schlammulawine einherreiten gesehen haben. Von diesem schrecklichen Graben wird noch heute viel Unheimliches erzählt.

L. B. S. Nr. 39.



56. Der Bozen auf Eggen.

Auf der Höhe von Eggen (Ernen) stand ein Haus, in dem der Bozen schrecklich hauste. Nacht für Nacht polterte der unruhige Geist von einem Zimmer ins andere, vom Keller bis unters Dach und ließ den Bewohnern keine Ruhe. Da der Geist immer dreister und sein Gepolter unaussetzlich wurde, zog man aus und ließ das Haus auf Jahre hinaus unbewohnt. Schließlich getraute man sich nicht mehr, auch nur eine einzige Nacht darin zu schlafen und das Haus ward gemieden bei Tag und bei Nacht. Endlich beschloß man, das Haus niederzureißen und ganz weiter unten im Nid wieder aufzubauen in der Hoffnung, der

gefürchtete Bozen werde nicht folgen dürfen. Doch man täuschte sich. Als man den letzten Holzring wegreißen wollte, hörte man höhnisch lachend rufen:

„Geht der letzte Ring hinunter,
Komm auch ich mit Saß und Plunder.“

Man stuzte, riß aber die Balken doch weg, nahm sie mit und erstellte das Haus, wie es oben gestanden, im Nied wieder. Der Bozen aber hat nicht umsonst gedroht, denn das Haus ist ein Bozenhaus geblieben. M. Clausen.

Vergl. Der wandernde Bozen Nr. 54.

57. Der Totenschädel.

Auf Eggen abendsitzten eine Anzahl junger Leute. Man erzählte sich schreckliche Bozengesichten aus alter Zeit, daß manchem, wenn er auch noch so tapfer dreinschaute, doch heimlich eine ordentliche Gänsehaut über den Rücken lief. Ein übermütiger Bursche aber meinte, an all dem Gerede sei gar nichts dran, wenn die Leute einmal tot seien, bleiben sie tot und damit basta, und auch der Teufel habe gewiß keine Lust, die Leute zu erschrecken, da er das ja nur zu seinem Schaden täte. Man verwies ihm diese Sprache, aber der Bursche wurde immer fühner in seinen Worten und sagte schließlich: „Ich wette zwei Maß Chrieswasser, daß ich diesen Abend gen Mitternacht nach Ernen gehen will und euch einen Totenschädel aus dem Beinhaus hole.“ Man wettete und der Bursche ging von Eggen weg nach Ernen. Auf diesem Wege aber mußte er notwendig durch den finstern Ernerwald und kaum war er etwas tiefer im Walde, so überfiel ihn, den Furchtlosen, doch ein heimlich

Grauen und er dachte: „Am Ende hätte ich doch nicht wetten sollen.“ Doch er wollte seine Furchtsamkeit nicht zeigen und griff kräftig aus. Nach zehn Minuten stand er vor dem Weinhäus in Ernen und vor den grinsenden Schädeln. Eiskalt ward es ihm. Zweimal schon hatte er kehrt gemacht, um ohne Schädel wieder heimzukehren. Doch Stolz und Scham überwand den Furchtgefühl. Seine Gegner in Eggen sollten sehen, daß er ein Hase nicht sei. Endlich wagte er den grausen Griff und eilte damit davon und Eggen zu. Aber siehe, kaum hatte er das Dorf hinter sich, da wurde sein Rucksack immer schwerer und schwerer. Kalter Schweiß rann über seine Stirn. Er keuchte weiter. Aber nur noch wenige Schritte und er mußte die immer schwerer werdende Last ablegen. „Öffne den Sack,“ rief mit dumpfer Stimme der Schädel. Der Jüngling wurde leichenblau und öffnete mehr tot als lebendig den Sack. „Franz,“ sagte nun der Schädel, „Franz, du hast heute an mir eine Freveltat begangen. Ich bin dein Vater gewesen und, wenn dem nicht so wäre, dich hätte ich heute zerrieben wie Staub und Asche und in alle Winde zerstreut. Jetzt geh und zeig den Schädel den andern Burschen auch und sag ihnen, was sich hier zugetragen hat. Das soll auch für sie eine Warnung sein: denn auch sie haben teil an deiner verabscheuungswürdigen Tat. Dann kehrt du aber zurück mit mir und, verstehst du, vor Betenläuten muß ich wieder an meinem Plage sein.“ Wie geistesabwesend und zitternd vor Angst kam der Bursche eine Stunde später auf Eggen an und erzählte den andern das Geschehene. Dann kehrte er eilig zurück und legte den Schädel wieder an seinen Ort und es war die höchste Zeit, denn er hatte den Friedhof noch nicht hinter sich, als es schon z'beten läutete. Der ausgestandene Schrecken brachte den Burschen auf ein dreis-

monatliches Krankenbett. Er und seine Kameraden gelobten aber, dergleichen unsinnige Betten nie mehr einzugehen. M. Clausen.

Dieselbe Sage wird mit wenigen Abänderungen (Totenschädel der Patin) in Törbel erzählt.

58. Der Bozen in Jännigen.

Auf den Balmen in Jännigen (Winn) war einmal ein Dinner, (Gehülfe des Sennen) der mit dem Vieh sonderlich grob und barbarisch umging. Besonders mußten die Schweine, die da der Obhut des Diners anvertraut waren, gar oft seinen Zorn fühlen. Es war auch ein Schwein da, das sehr hungrig war und immer schon vor den andern zurückkehrte und durch lautes Grunzen seinem Hunger Ausdruck gab. Da gab es denn oft Schläge in Hülle und Fülle für das arme Tier. Doch das Hungergefühl war stärker als die erlittenen Schläge und immer wieder kehrte es zu ungewohnter Zeit zur Hütte zurück. Der Dinner geriet hierüber immer mehr in Zorn und dachte: „Wart, dir will ich einmal geben, daß dich für zwei Tage nicht mehr hungert.“ Des andern Tages stellte er einen Eimer voll heißer Milch bereit und wie das Schwein wiederkehrte, schüttete er dem armen Tiere die siedende Milch über den Rücken. Gräßlich schreiend stürzte das so mißhandelte Tier von dannen, sprang von Schmerzen überwältigt über einen jähen Felsen und blieb unten zerquetscht liegen. Nach wenigen Jahren starb der Dinner. Von da an sah man einige Sommer jede Nacht einen Mann mit einem toten Schwein auf dem Rücken den Felsen mühsam heraufkrabbeln. Oben angekommen legte er das Schwein

nieder und ging der Hütte zu, bereitete sich einen Eimer voll siedender Milch, leerte ihn dann bis zur Reige unter entsetzlichem Gestöhn und Gejammer, kehrte darauf zum Schwein zurück und stürzte sich mit diesem über den Felsen hinab. Dieser Auftritt wiederholte sich so jede Nacht zum Schrecken der Hirten. Das war die Strafe für den groben, zornigen Dinner. M. Clausen.

59. Der Geist in Eggernboden.

Lange Jahre hindurch trieb ein Geist auch in dem kleinen, jetzt halbzerfallenen Hause in Eggernboden sein Unwesen. Jeden Abend sah man in der Stube hinterm Tische einen Mann sitzen mit ganz altertümlicher Gewandung. Er saß da über eine Pergamentrolle gebeugt und schrieb und rechnete oft die ganze Nacht hindurch. Oft warf er wieder die Rolle weg, lief stöhnend und klagend in der Stube umher, riß die Fensterläden weit auf, nahm die Pergamentrolle wieder und schrieb und rechnete weiter. Einst, als die Fensterläden wieder aufgeworfen wurden, machten sich einige junge Nelpser den Spaß und warfen dem unruhigen Geiste die Fensterläden von außen her wieder zu. Flugs flogen die Läden wieder frachend auf. Da holten die Zungen, jedenfalls nicht die furchtsamsten, eine dicke Lattenlatte, stützten sie gegen die Fensterläden und sagten lachend: „So das hält, diesmal wird er das Öffnen wohl müssen bleiben lassen.“ Aber kaum hatte man dies gesagt, flogen die Läden schon dröhnend auf und die Latte fuhr in Splintern auf die Rücken der erschrockenen Unerfrorenen. Die Lattenspiße aber stak, wie man sich nachher über-

zeugte, mehr denn zwei Meter tief im Boden. Von nun an ließ man den Rechnergeist in Ruh. M. Clausen.

60. Der Senn in der Welschigeralpe.

In einer Hütte in der Welschigeralpe im Chin soll auch nicht alles geheuer sein. Dasselbst waltete vor Zeiten ein Senn, der seine Pflicht arg vernachlässigte. Durch seine Schuld wurden viele Käse und Zieger verdorben. Auch hat er dem lieben Vieh nicht viel nachgefragt und hat lieber am Abend geslucht statt, wie üblich, das Evangelium des heiligen Johannes zu beten. Im Winter starb der Mann und auf den nächsten Sommer bezog ein anderer seine Hütte. Wenn nun der neue Senn mit dem Käsebereiten und Scheiden zu Ende war, kam der Verstorbene in die Hütte, zündete ein Feuer an, rückte den Kessel über und hantierte geschäftig hin und her wie ein richtiger Senn. Jedesmal nach getaner Arbeit trat er vor die Hütte und betete laut das Evangelium des heiligen Johannes, worauf er wieder für den Abend weinend und betend verschwand. Das geschah jeden Abend und der arme Verstorbene mußte das nachholen nach seinem Tode, was er im Leben vernachlässigt hatte und so Sühne leisten für seine einstigen Fehler.

M. Clausen.

61. Der nächtliche Wanderer.

Im alten Schinnerhause im Kied bei Außerbinn wohnte der alte Jörg. Er war reich, dabei aber mildherzig gegen

die Armen. Nur hatte er bisweilen seine Schrullen und Launen. Eines Abends spät kam ein alter verirrter Mann vor sein Haus und bat um Obdach. Es war in einer Regennacht und dann war seine Laune jedesmal ein Grad unter Null. Schnöde wurde der Arme abgewiesen mit der Bemerkung: „Draußen scheint ja der Mond und hier, (er deutete mit der Hand nach seiner Stube), merkt man nichts vom Regen. Wandere nur immer hin!“ Sprach's und schloß die Türe. Der Alte zog fürbaß — hinein ins Binntal.

Jörg starb, die Erben teilten sich in sein Vermögen. Einem der Erben fiel das Haus mit umliegender Weide im Nied zu. Aber er sollte seines Erbtes nicht froh werden.

In mondhellten Nächten trat oft um Mitternacht ein großer alter Mann mit einem schneeweißen, wallenden Barte, der bis auf den Gürtel reichte, in die Stube des alten Schinnerhauses. Obwohl er nur in ganz sternenhellen Nächten erschien, kam er doch scheinbar so durchnäht an, daß man hätte glauben mögen, er sei stundenlang im Regen und Sturm marschiert. In der Stube angekommen, hatte er nichts Eiligeres zu tun, als Hut und Rock am Ofengeländer aufzuhängen, um dieselben trocknen zu lassen. Dann setzte er sich hinter den Tisch und ruhte ungefähr eine Stunde mit verchränkten Armen auf der Tischplatte aus. Dann nahm er jedesmal Hut und Rock und entfernte sich still und stumm, wie er gekommen.

Das war der alte Jörg, der in übler Laune den Armen von seinem Hause weggejagt hatte. Zur Strafe dafür mußte er nach seinem Tode in jeder mondhellten Nacht so weit laufen, bis er hinkam an einen Ort, wo es wirklich regnete und stürmte. Nur weil er im allgemeinen gut gegen die Armen war, war es ihm gestattet, in jeder seiner Wandernächte ins Nied zurückzukehren und in seinem alten

Wohnhause eine Stunde lang auszuruhen von seiner Wanderung und seine Kleider zu trocknen. Dann mußte er aber jedesmal wieder fort, weil er einst schnöde den Armen in die Regenacht hinausgeschickt hatte. M. Clausen.



62. Das Kegelspiel.

Ein ganz eigenartiger Spuk geht in einem Hause in Ernen umher. Ungefähr eine Stunde vor dem Angelusläuten hört man eine ganze Gesellschaft in die Stube treten. Man hört lustig tafeln und sprechen und lachen und doch versteht man kein Wort. Dann hört man die Tische und Stühle zusammenrücken und ein lustiges, regelrechtes Kegeln beginnt auf dem Fußboden. Beim ersten Ton der Betglocke verschwindet der Spuk lautlos und sonderbarer Weise ist jeder Stuhl am Morgen wieder an seinem Platze, wo man ihn am Abend hingestellt hatte.

Hier soll einst eine Anzahl junger Leute einen Kalat gehalten haben. Schließlich aber gingen sie in ihrem Uebermuth soweit, daß sie mit Käsen und Butterballen ein Kegeln veranstalteten. Alle die Leute sind noch vor ihrem Tode verarmt und kehren nun nach ihrem Tode zurück, um ihr übermütiges Treiben abzubüßen. M. Clausen.



63. Der Bozen im Moos.

Schon sehr viele Personen, die von Mühlebach nach Ernen wollten, wurden vom Moosbozen in die Irre ge-
Balliser Sagen

führt. * Sobald man nämlich von Mühlebach über die Brücke ist, hört man etwa 200 Meter vor sich manchmal einen schönen Tödler, von vier kräftigen aber dennoch zarten Stimmen gesungen. Natürlich beeilt sich die betreffende Person, soviel sie kann, die Sänger einzuholen. Aber sie mag gehen und laufen wie sie will, der Gesang eilt immer in einer bestimmten Entfernung voraus, um dann plötzlich beim ersten Hause in Ernen abzubrechen. Oft sieht man nur ein Licht vorangehen, oft hört man eine Kuhtrinkel, als würde eine Kuh von Mühlebach nach Ernen getrieben; und dieses alles soppt die Leute auf ganz gleiche Weise wie der Gesang.

M. Clausen.

64. Die Wirtstochter.

Am östlichen Ende der Burgschaft Ernen steht ein zweistöckiges Haus, in dem aber früher der Bozen so arg hauste, daß keine Familie in Ruhe sich dessen Besitzes erfreuen konnte. Und wie kam nun der Bozen, der daselbst oft während der Nacht in Gestalt eines häßlichen, alten Mannes mit funkelnden Augen und aufgelösten Haaren oder in Gestalt einer Katze, die Bewohner um die angenehme Nachtruhe brachte, da hinein? Das Haus, so erzählt man, war früher ein Wirtshaus und drinnen hauste eine wunderbar schöne Wirtstochter. Auf der einen Seite des Hauses war die Schützenlaube angebaut und so herrschte ein gar lustig Leben an den Sonntagnachmittagen, wenn die Schützen mit ihrem Stutzen auf der Laube standen und Schuß auf Schuß ins Schwarze schickten. Unter den Schützen nun befand sich auch der Auserwählte der schönen Wirtstochter.

Nach und nach ließ sich aber das Mädchen auch mit einem andern ein und schließlich hetzte die übermütige Maid die beiden Liebhaber so gegeneinander, daß die guten Freunde die ärgsten Feinde wurden. An einem Sonntagnachmittag saß das Mädchen mit einem der zwei Burjchen im zweiten Stocke des Hauses in einem Seitenstübchen bei einer halben Note. Das gewahrte aber der eigentliche Liebhaber unten auf der Laube. Vor Wut außer sich, nahm er kurzerhand seinen Stutzen, stieg in das Seitenstübchen hinauf und knallte seinen Widerpart nieder. Dann stürzte er von dannen, stoh über die Berge und kehrte niemals wieder. Das unglückliche Mädchen aber, das in seiner Leichtfertigkeit ein solches Unglück heraufbeschworen, gebärdete sich wie wahnsinnig. In fünf Jahren ward das junge Blut zur Greisin und sauf von Gewissensbissen arg gequält ins frühe Grab und seine Seele soll nun im obgenannten Hause büßen, was es verbrochen, zum Schrecken dieser, zur Warnung anderer. M. Claußen.

65. Das Geisterhaus auf der Nieder-alpe.

Auf der Nieder-alpe, welche die Touristen auf der Fahrt zwischen Eggishorn und Belalp passieren, findet sich bei der Kapelle ein altes dreistödiges Haus, dessen unterste Wohnung sehr unheimlich ist. Niemand getraut sich, darin zu wohnen. Ein Nachbar hörte darin einmal die ganze Nacht hindurch Knistern und Poltern, als wenn viele alte Schriften und Pergamente aufgerollt, gelesen und umhergeschwiffen würden. Ein gewisser Joseph Nummer von

Nied zog sich in diesem Hause den lahmen Tag zu. Er sah einmal am hellen Tage im offenen Vorhause einen großen Raubvogel herumflattern. Er meinte, es sei ein natürlicher Vogel und schickte sich an, denselben einzufangen. Aber der Vogel flog über ihn weg und stach ihn zu gleicher Zeit derart ins Knie, daß er lahm wurde für sein Leben lang.

Recht übel erging es in diesem Hause dem damaligen Rektor von Nied, Herrn Mooser. Als nachmaliger Kaplan von Zermatt erzählte er selbst, er habe am 17. August 1842 nach der schönen Nideralp einen Ausflug gemacht und sei vom Herrn Kaplan Venetz, weil der Tag zu kurz wurde, eingeladen worden, bei ihm zu übernachten. Dieser machte ihm, weil sonst kein Platz war, ein Bett in der Bozestube zurecht — er selbst bewohnte im gleichen Hause den obersten Stock — und führte ihn nach einem Spaziergange nach dem Nachtessen und dem sehr geliebten Troggenpiel gegen elf Uhr in der Nacht in die Wohnung hinab. Mooser wußte nichts vom Bozenspuk und war mit der angewiesenen Herberge wohl zufrieden. Um zur Stube zu gelangen, passierte man das Vorderhaus und die Küche, wo allerhand Hausgerümpel ohne Ordnung herumlag. In der Wohnung selbst fand er leere Wände und Bänke und zwei alte Bettstellen, von denen die eine leer, die andere für ihn zurechtgelegt war. Vor dieser lag ein großer Kasten, der als großer Staffel zum hohen Bette benutzt wurde. Nichts Schlimmes ahnend, wollte er müde und schläfrig eben sorgensfrei einschlafen, als er durch ein Geräusch in der Küche aufgeschreckt wurde. Er meinte, man habe die Haustüre nicht gut verschlossen und eine verlaufene Alpenziege suche da ihr Unterkommen; doch bald hörte er mit kräftigem Ruck die Stubentüre öffnen und regelmäßig in drei verschiedenen tönenden Schlägen herumklopfen. Noch immer

glaubte er, etwas Natürliches zu hören und wollte weder an Bozen glauben, noch sich vor denselben fürchten. Er versuchte darum wieder einzuschlafen. Da wurde sein Haupt samt dem Kissen sanft in die Höhe gehoben und es klopfte wieder in drei verschiedenartigen Schlägen. Noch immer glaubte er, ein Spiel der Phantasie vor sich zu haben und wollte nochmals einschlafen. Er wurde samt dem Kissen ein zweites Mal und noch höher gehoben und wieder klopfte es in drei verschiedenartigen Tönen. Es dauerte aber nicht lange, da wurde er zum dritten Male mit dem Kissen in die Höhe gehoben; diesmal aber mit solcher Kraft, daß sein Oberleib fast senkrecht sich aufrichtete und mit Krachen ins Bett zurückfiel. Das war denn doch zu viel. Der so erschreckte Herr richtete sich nun im Bette auf, sah mit weitgeöffneten Augen in der finstern Stube nach dem Gespenst und fing zu beten an. Inzwischen klopfte es immer wieder, aber sanfter. Der gute Herr war vollkommen ratlos, was er tun wolle, entschloß sich aber zum Ausharren, weil er sich der Flucht schämte. Drum legt er sich wieder nieder, aber diesmal das Gesicht gegen die Wand gekehrt. Da ertönte ein gewaltiger Satz auf den Bettkisten und er fühlte das Gespenst neben sich im Bette, das ihn zu erdrücken drohte. Es schien ihm, ein feuriges Ungeheuer zersteche mit glühenden Borsten ihm den Rücken bis ins innerste Mark. Dann packte es ihn so heftig beim Genicke, daß er vor Schmerzen laut aufgeschrien hätte, wenn er zu Atem hätte kommen können. Er glaubte zu sterben und empfahl sich in Gedanken Gott und der Mutter Gottes. Und siehe! Im Nu war das Gespenst verschwunden und er war wieder frei. Mit einem einzigen Satze sprang er nun aus dem Bette, raffte die Kleider zusammen, nahm die Schuhe zur Hand und eilte ins Freie. Es mag gegen

zwölf Uhr gewesen sein. Die übrige Nacht brachte er in einem Ziegenstalle zu. Am Morgen fand er in seinem Genick fünf blaue Flecken als deutliche Male einer groben fünffingrigen Hand. So oft er dieses Abenteuer später erzählte, fuhr ein Zucken durch sein Genick und er beteuerte: „Seht, es packt mich schon wieder!“ R. B. E. Nr. 123.

66. Der Kollibock.

Zu den ältesten Sagen von Naters gehört die Sage von dem Kollibock. Seine Gestalt war die eines großen Bockes mit großen Hörnern und feurigen Augen, und sein ganzer Leib war statt der Haare mit Eischollen behangen, welche bei seinem stürmischen Laufe ein furchtbares Klingeln verursachten. Mit der Kraft seiner Hörner soll er Land, Steine und Tannen aufgerissen und in die Luft geschleudert haben. Sein Aufenthaltsort war der Aletschgletscher. Nur selten kam er aus demselben heraus. Wenn aber ein Berwegener sich unterfang, über ihn zu spotten und ihn dadurch herauszufordern, dann brach er plötzlich hervor aus seiner Einöde und sprang so tollkühn über Stock und Stein, daß auch der schnellste Läufer ihm nicht entrinnen konnte. Nur derjenige, der in eine Kapelle oder in ein Haus, wo geeignete Gegenstände aufbewahrt wurden, sich flüchten konnte, wurde gerettet. Hatten aber seine Hörner ihn vorher gepackt, wurde er zu Staub und Asche zermalmt.

Die Sage ist ein poetisches Bild von der furchtbaren Naturgewalt des Merjelensees, bevor dessen künstlerischer Abfluß vor ungefähr einem Jahrzehnt geschaffen wurde. Sobald die Wassermassen so hoch sich angesammelt hatten,

daß das Becken voll geworden, suchte sich das Wasser gewaltsam einen Ausfluß durch den Aletschgletscher. Da gab es nun ein Krachen und Eisgeklingel, ein Dröhnen und ein Mauschen, bis nach drei Tagen die Rhoneebene überschwemmt war, und der Kollibock (Merzjensee) seinen Nachegang vollendet hatte. Bergl. T. B. S. Nr. 43.

67. Das Grab unter der Linde.

Oberhalb Finnen, an den Halden im Kastlar, lebte einstmals ein sehr gottesfürchtiger Mann. Eines Tages trat ein schlanker, schön gewachsener Jüngling zu ihm und forderte ihn auf, um zwölf Uhr in der Nacht zu Naters bei der Linde sich einzufinden, er werde dort sein Glück machen. Ohne Zögern ging er in seine Hütte zurück, um Stock und Hut zu holen. Wie er heraustrat, war der Jüngling, auf dessen Begleitung er gerechnet hatte, verschwunden. Dessen ungeachtet trat er seinen Weg an.

Als er in Naters angekommen war, lag alles in stiller Ruhe; nichts regte sich. So wartete er lange, wohl eine Stunde lang. Endlich kam aus einer Seitengasse der Mauer entlang eine junge Weibsperson herangeschlichen. Der Mann suchte sich hinter der Linde zu verstecken. Da nahm das Weib aus seiner Schürze heraus ein frischgeborenes Kind und legte es neben der Linde auf den Boden. Dann langte es nach einem Instrumente und schickte sich an, ein Loch in die Erde zu graben. Es war kein Zweifel, das Weib wollte das Kind dort lebendig begraben. Hans Amhengert, so hieß der Mann, sprang herbei und herrschte die unbarmherzige Mutter an, sie solle so etwas

nicht tun. Das Weib ließ sich aber nicht einschüchtern und setzte das Graben fort. Hierauf ergriff Amhengert das Kind und rief: „Begraben soll es nicht werden!“ In diesem Augenblicke war das Weib auf und davon und ließ sich nicht mehr sehen.

Nun stand Amhengert ratlos da mit dem kleinen Kinde. Endlich dachte er, er wolle den Pfarrer aufwecken, um seinen Rat zu hören. Er tats und erzählte ihm den ganzen Vorgang. Der Pfarrer taufte das Kind: Hans und die Pfarrköchin waren Paten. Gleich nach der Taufe starb das Kind. Die Leiche wurde in der Weinhauskapelle aufgebahrt: Amhengert aber kehrte nach Finnen zurück. Auf dem Heimwege hatte er Zeit über das sonderbare Ereignis nachzudenken. So in Gedanken vertieft, kam er bei dem Mundstein vorbei. Da sprang ein rotgefleckter Hund aus einer verrufenen Hofstatt heraus, der zu ihm sprach: „Hättest du heute nachts nicht ein gutes Werk getan, so würde ich dich zerstäuben wie das feinste Mehl, so aber ziehe fürbah.“ Amhengert setzte seinen Weg fort, immer wieder über die geheimnisvolle Erscheinung nachdenkend. Der Jüngling, er zweifelte nicht daran, mußte der Schutzengel des armen Kindes gewesen sein. Ob der Hund das herzlose Weib oder gar der Böse in fremden Gestalten gewesen sei, konnte er nie herausbringen. Müde und ermattet aber froh und glücklich langte er bei Tagesanbruch zu Hause an.

Fr. Lagger.

68. Der fuchs in Geimu.

In Geimu, eine Stunde oberhalb Naters, soll es ehemals auch unheimlich gewesen sein. Dort soll ein gespenstiger

Fuchs herumgespuht haben. Ein unerfahrener Jäger soll gesagt haben: „Wenn ich gesegnetes Pulver in meine Büchse lade, so will ich probieren, ob ich diesen Fuchs nicht auf der Beize z'schlafen legen kann.“ In einer Winternacht ging er in einen Stall dorthin, wo es herumspuken sollte, auf die Fuchspassi. Gegen zwölf Uhr der Nacht kam wirklich ein großer Fuchs auf die Beize. Der Jäger schlug an und gab Feuer. Da warf es ihm das Gewehr aus den Händen bis zu hinterst an die Wand des Stalles. Erschrocken, doch mutig wollte er zum Glos (Stallfenster) hinausschauen, ob er getroffen — da stieß er sein Gesicht an ein gletscherkaltes Menschenangeficht — als wenn dasselbe auch hineinschauen wollte. Ungeachtet des Schreckens, den ihm dieser Zusammenprall verursachte, eilte er nach Hause. Die Folge davon war eine lange Krankheit, und daß er niemals mehr auf die Jagd ging. L. B. S. Nr. 3.

69. Der Engel des Friedens.

Der letzte Strahl der untergehenden Sonne vergoldete noch die Spitze des Bettlihorn's, als eben ein Mann oberhalb des alten Urnavasturms in Maters den steilen Bergweg hinaufzusteigen begann. Er wollte noch am gleichen Abend hinauf in die Belalpe gelangen.

Auf dem Wege tauchten ihm die Erinnerungen an alle die Erzählungen auf, mit welchen die Volksjage fast jedes Plätzchen des Berges ausgeschmückt hatte. Der Weg erschien ihm heute nicht gar lang. Seine Gedanken drehten sich diesen Abend nicht um die Sorgen des Alltagslebens;

er war entrückt und durchwandelte in stiller Abendstunde eine eigene Sagenwelt, die ihm nie so interessant vorgekommen war als gerade in dieser Sommernacht.

Schon hatte er die Hälfte des Weges zurückgelegt. Er war beim Dorfe Platten angelangt. Eben wollte er in den Matten bei der Kreuzscheune vorbeigehen, da hörte er ein eigentümliches Wimmern und Seufzen. Wie von unsichtbarer Macht gebannt, blieb er stehen und schaute seitwärts. Anfangs glaubte er, die Phantasie habe ihm ein Trugbild vor die Sinne gezaubert, aber nein, es war Wirklichkeit. Der Mond, der eben aufgegangen war, beleuchtete deutlich die wimmernden Gestalten. Drüben in der Matte waren zwei Menschen rückwärts aneinander gekoppelt. Unsägliches Leid lag in ihren Blicken, die sich scheu abwandten und zu Boden senkten.

Wie wenn ein Kübel eisigkalten Wassers über ihn geschüttet würde, schrak der Wanderer zusammen. Doch gewann er Mut und näherte sich den Gequälten. Zwei zürnende Blicke trafen ihn und vorwurfsvoll klang eine Stimme: „Hier hat manche Ruh geweidet, mancher Fuß getreten, manche Sense gemäht — niemals sind wir belästigt worden. Warum sollst gerade du der Störefried sein?“ Die Stimme klang so hohl — es war kein Zweifel — nicht ein Lebender, ein Toter hatte hier gesprochen. Der Wanderer nahm seinen ganzen Mut zusammen und sprach: „Warum dies Wimmern und Seufzen, was fehlt euch?“ „Wenn du es wissen willst,“ sprach der eine der Toten, „so vernehme: wir waren Eheleute und hatten im Leben keinen rechten Frieden. Darum müssen wir hier nach dem Tode zusammengekoppelt sein und büßen. Lange ist's schon her. Wir erwarten sicher die Erlösung, aber wann sie eintreffen wird, wissen wir nicht.“

Erschüttert stand der Mann da, Nach einer Weile fuhr er fort: „Warum habt ihr eure Leiden nicht früher jemanden kund getan? Oder war niemand, der euch erlösen konnte?“ Stumm blieb der Toten Mund; nur zwei sehn- suchtsvolle Blicke trafen des zitternden Mannes Auge. Er verstund den Blick. War er ja der Schuldbeladene, der nicht besser handelte als sein Vater und seines Vaters Vater; der Unfriede war heimisch gewesen in der Familie seit alten Tagen.

Neuevoll ging er von dannen und war fortan wie umgewandelt. Als der Engel des Friedens in die Hütte des Enkels eingekehrt war, hatte auch drunten in Platten ein sühnendes Ahnenpaar Erlösung gefunden. St. Eyer.

70. Der Jauchzerbozen.

Martin Lagger vom Hegdorn oberhalb Naters war ein leidenschaftlicher Jäger. Einst lud er seinen Gevattermann aus dem Fieschertal zu einer Hochjagd ein. Auch sollte der Fieschertaler einen dritten Freund aus Mörel zu dieser Jagd einladen. Wer die Gemsen oder Murmeltiere jagen will, muß in frühester Morgenstunde auf der Wache sein. Die beiden Jäger hatten sich darum das Wort gegeben, an einem bestimmten Abende im Aletsch in der Bächalpe einzutreffen und dort in einer Hütte zu übernachten. Lagger wanderte in froher Waidmannsstimmung den Naterserberg hinauf. Als er in Aletsch ankam, sah er auch schon seinen Freund aus dem Fieschertale herankommen und der Alp- hütte sich nähern. Der Mörzer aber wollte nicht erscheinen, so sehr sie auch nach demselben ausspähten.

Als die Jäger nach langem Warten in finsterner Nacht sich eben zur Ruhe begeben wollten, hörten sie jenseits des Aletschgletschers, in der Gegend der Furka, ein helles Jauchzen. Der Fieschertaler meinte, es komme der erwartete Jäger von Mörel herauf und wolle mit einem lustigen Jauchzer seine Ankunft melden. Er wollte darum ebenfalls mit einem kräftigen Jauchzer Antwort geben. Lagger aber sprach: „Mir will das helle Jauchzen nicht gefallen, schweig still!“ Drüben jauchzte es zum zweiten Male. Der Fieschertaler wollte wieder antworten; doch Lagger winkte ihm abermals ab. Als das Jauchzen zum dritten Male ertönte, konnte der Fieschertaler sich nicht mehr zurückhalten und jauchzte ebenfalls. Kaum hatte er seinen Jauchzer vollendet, so erscholl ein Mark und Rein durchdringendes Jauchzen vor dem Eingange der offenen Alphütte. Der Geist trat ein; Lagger zog seinen Gvattermann zu sich heran. Nun sprach der Geist zum Jauchzer: „Wenn du nicht den da bei dir hättest, würde ich dich zu Staub und Asche zerblasen.“

Der Geist blieb die ganze Nacht bei den Jägern und offenbarte ihnen, daß er eine verdamnte Seele sei. Aus zwölf Ursachen sei er verdamnt, von denen jede einzelne zu seiner Verdammung hingereicht hätte, weil er im Leben die Schuld zwar erkannt, die Sünden aber nie bereut, nie gebeichtet, für dieselben nie genug getan habe. Er zählte alle der Reihe nach auf. Als er elf Ursachen angegeben hatte, fügte er hinzu: „Und wenn das alles nicht wäre, so wäre ich doch verurteilt worden, weil ich gewöhnlich Rühshafe gehalten, dieselben mit den Rühen auf die Weide getrieben und geflissentlich mit denselben den Nebenmenschen in den Gütern oft namhaften, großen Schaden zugefügt habe, was ich ebenfalls nie bereut, nie bekannt und geföhnt habe.“

Als der Morgen graute, war der Geist verschwunden. Die Jäger kehrten heim, ohne eine Gemse erlegt zu haben. Der Fieschertaler starb noch im gleichen Jahre. Martin Lagger lebte von der Zeit an sehr niedergeschlagen — solchen Eindruck hatte die nächtliche Unterredung auf ihn gemacht. Die Hütte, in welcher diese Unterredung stattfand, heißt noch heute Laggers Balme. R. B. S. Nr. 120.

71. Der Wanderbozen.

Im Stockwald bei Birgisch wird von einem Bozen erzählt, der oft soll gesehen und gehört worden sein. Dieser Geist ruhet nicht und wandert die gleichen Gänge immer wieder. Er kommt aus dem Wald herab, nähert sich einer kleinen Brücke, die über einen Gießbach gebaut ist, kehrt um und geht in den Wald zurück. Er zeigt vollkommene Menschengestalt und beginnt sein Rufen immer mit einem lustigen Todeln, das in weinerlichen Saummertönen endet. Einige beherzte Männer wollten diesen Geist einmal ansprechen, getrauten sich aber nicht zu ihm über die Brücke hinüber. Sie winkten zwar dem Geiste, herüberzukommen: dieser aber folgte nicht und setzte seinen Gang ruhig fort.

R. B. S. Nr. 121.

72. Am Vorabende von Allerheiligen.

Ede wird's und einsam im Gredetschtal, sind die Herden weggezogen und haben erst des Spätherbstes raube Lüfte den letzten Halm zerfnittert. An einem solchen Herbst-

tag — es war am Vortage von Allerheiligen — begab sich ein Birgischer hinein in dieses Tal. Am Tage der Schafschelde hatte er bemerkt, daß ihm zwei der schönsten Schafe fehlten. Schon oft hatte er sie vergeblich gesucht. Diesmal wollte er noch einen letzten Versuch machen und durchstößerte die verborgensten Schluchten und die höchsten Gräte des wilden Gredetschtales. In der Hast, womit er Berg und Tal durcheilte, hatte er kaum bemerkt, wie der Himmel sich verdüsterte und eine kalte Schneeluft ihm entgegenwehte. Bald fielen auch schon die ersten Schneeflocken. Mißmutig trat er den Rückweg an und immer dichter rieselte der Schnee auf die sonnengebrannten Weiden.

Als er sich dem Stafel näherte, sah er plötzlich einen großen Hund daherlaufen. Er fürchtete sich nicht wenig, doch nahm er seine ganze Kraft zusammen und schritt dem Hunde entgegen. Sobald sie zusammentrafen, tat der Hund ganz freundlich und umkreiste wedelnd den gängstigten Mann, dem nunmehr jede Furcht schwand. Kaum hatte er sich in Begleitung des Hundes dem Stafel genähert, da bot sich ihm eine neue geisterhafte Erscheinung dar. Er sah in einiger Entfernung zwei Männer in einer dicken Eiskruste eingeklemmt und flehend zu ihm emporschauen.

Wie versteinert stand er unbeweglich da. Aus den Blicken des flugen Hundes glaubte er die Mahnung herauslesen zu können, hinzutreten und die beiden Männer anzusprechen. Aber er konnte keinen Fuß bewegen und brachte keinen Laut aus seinem Munde. Lange stand er da, wie lange, wußte er nicht. Auf einmal waren die Männer und die Eismassen verschwunden.

Jetzt machte er sich bittere Vorwürfe, daß er die Männer nicht angesprochen hatte. Gerne wäre er die Nacht und den folgenden Tag im Stafel geblieben. Er hätte dann

all seinen Mut zusammen nehmen und den Männern helfen wollen, wenn sie ihm noch einmal erschienen wären. Aber er dachte an das große Allerheiligensest, an dem er dem Gottesdienste beiwohnen mußte. Er zog also talauswärts, stets in Begleitung des Hundes, der ihn erst am Ausgange des Tales verließ.

Später ging er noch einige Male hinein ins Gredetschtal, spähte im Stafel rings umher; aber die Erscheinung, die er am Vorabende von Allerheiligen gesehen, hat sich nie mehr wiederholt.

St. Eger.

75. Der Reiter von Finnen.

Hell brannten im Gemeindehause von Finnen die vielen Talglücker. An den langen Tischen saßen die Vorsteher beim gemeinsamen Mahle. Die wohlriechendsten und schmackhaftesten Speisen wurden aufgetragen und aus silbernen Bechern schlürfte man den köstlichsten Wein. Alle waren heiterer Laune; denn es wurde heute keine ernste Ratsversammlung abgehalten, es war nur eines jener zwanglosen Festgelage, die oft stattfanden. Dabei entspann sich bald ein fröhliches Geplauder. Man sprach von diesem und jenem, von alten und neuen Zeiten. Man erzählte unter andern auch von dem Geiste, der in Finnen bald hier, bald dort auftauchte. „Als ich einmal,“ sprach einer von den Vorstehern, „des Nachts hierher zu einer Ratsitzung gehen wollte, sah ich in der Gasse eine schwarze Kuh liegen. Ich verfechte ihr mit meinem Stocke einen Schlag. Sie sprang auf, setzte sich in Bewegung, indem sie immer zwei Schritte vor mir herging. Nach und nach nahm die Kuh eine solche Ausdehnung an, daß sie die ganze breite Gasse ausfüllte.

Ich glaubte anfangs, meine Augen hätten sich getäuscht: als aber die Kuh nahe beim Gemeindehause spurlos verschwand, da erinnerte ich mich an die Sage des Volkes, daß ein Richterspruch einer armen Witwe eine schwarze Kuh widerrechtlich abgesprochen habe; wofür der Richter nun büßen müsse.“ Das Gespräch spann sich weiter. „Man erzählt auch,“ sprach ein anderer, „daß man fast alle Abende ein zweibeiniges, weiß und schwarz geflecktes Roß vom Tirlu bis Honeggen einhergaloppieren sah. Auf dem Roße saß ein großer Mann, in einen langen, altmodischen Mantel gehüllt, dessen Falten beinahe bis auf den Boden reichten. Der ebenfalls altmodische Nebelpalter war so tief über seinen Kopf heruntergedrückt, daß sein Antlitz nicht gesehen werden konnte. Seine Füße steckten in silbernen Steigbügeln und die goldenen Schnallen an den Schuhen funkelten herrlich im Mondescheine. An der Seite trug er einen silbernen Degen, der gräßlich in der Scheide rasselte. Wenn nun der Reiter hip hip in rasendem Laufe dahinstob, da flatterten im Nachwinde die langen weißen Haare, als wäre er von einer lichten Wolke umhüllt. Nun hört, was die Leute sich weiter erzählten. Es sei einmal ein Richter gewesen, der habe einem Unschuldigen eine Hand und einen Fuß abhauen und den so Verstümmelten hingerichten lassen, um sich in den Besitz seines Vermögens setzen zu können.“

Während des Gespräches war es Mitternacht geworden. Da sprang mit wildem Gebrüll eine Kuh aus dem nahen Stalle und rannte in wilder Flucht die Gasse hinunter. Dann vernahm man den Hufschlag eines Pferdes und im gleichen Augenblicke hielt ein Reiter vor den hell erleuchteten Fenstern des Hauses an, tummelte sodann in drei geschickten Wendungen sein Roß im Kreise herum. Leichenblau sahen

die Männer da; dann erloschen die Lichter. „Gott sei ihm und uns gnädig“ entrang es sich der angstbeflommenen Brust der Tafelgenossen.

Hierauf sprengte der Reiter davon und die Lichter brannten wieder. Der Reiter war auf immer verschwunden; mit ihm verschwand aber auch das Freigericht von Finnen.
Fr. Lagger.

74. Der Bozen im Samigraben.

Um die Mitte des Monats Juni hatte ein stiller, arbeitssamer Bürger von Brigerberg sein Vieh hinaufgetrieben auf die Boralpe Niedalpji. Während ungefähr vierzehn Tagen, bis zur Alpfahrt auf die Hochalpen, fanden daselbst die Kühe Gras genug und der Milchertrag an Butter und Käse nährte Mann, Weib und Kinder den ganzen Sommer hindurch. Es waren die Frühlingskäse, des Lenzes Butterballen, denen die saftigen Weiden mit den tausend Arten milchhaltiger Gräser die dem jugendfrischen Lenze eigentümliche Würze mitgeteilt hatten. Die Hausfrau sollte dort die Alpenwirtschaft besorgen: ihr zur Seite als Hirten, Holz- und Streueträger stunden ein paar rotbackige Buben — alt genug, um mit der Peitsche das Vieh in Acht und Bann zu halten und während der Mittagszeit in kleinen Rückenförben Holz und Streue zu holen. Der Mann aber war nach dem Tage der Alpfahrt wieder nach Nied heruntergestiegen. Er hätte es nicht über's Herz gebracht, in der Alpe müßig zu liegen. Er mußte drunten Tag und Nacht die Wiesen bewässern, um dieselben vor dem Sonnenbrande zu schützen. Dann gab's noch viel andere Arbeiten auf Feld und Acker, die der lange Brachmonat mit sich brachte.

Eines Abends hatte er eben seine eiserne Wässerplatte an einer Stelle, wo das Wasser stundenlang laufen mußte, bis es alle Enden der Wiese durchtränkt hatte, in eine Wasserleitung hineingeschlagen. Da trat ein Freund zu ihm und sprach: „Weißt du, er ist wieder oben im Niedalpji, dein Nebenbuhler, der Nebsmann!“ Wie eine getretene Mitter schrak er auf. „Sorg mir für das Weitersehen der Wässerplatte, ich geh hinauf!“ Sprach's und war flugs auf und davon.

Dunkle Nacht war's geworden, als er in Niedalpji anlangte. Vorsichtig näherte er sich seinem Hause. Die Haustüre war geschlossen. Er pochte an die Türe. Leise Schritte wurden hörbar. Er pochte zum zweiten Male. Da wurde die Türe geöffnet, aber im gleichen Augenblicke huschte ein Mann durch die Hintertüre hinaus. Sogleich sprang er dem Flüchtlinge nach. Dieser rannte in wilder Hast in den Wald, der in jähem Abstieg sich zu senken begann. Der Verfolger ihm nach. Drunten am leiden (wüsten) Weg sah der Verfolgte, daß er nicht mehr entfliehen konnte und sprang hinaus in den abschüssigen Graben. Der andere sprang ihm nach. — Dann ein dumpfes Gepolter, ein Rollen und Kollern, ein Nechzen und Stöhnen und beide waren zu Tode gefallen.

Der Juni war wieder erschienen. Das treuloße Weib war wieder auf die Alpe gestiegen. Sie war in sich gegangen und beweinte nun täglich ihren zu Tode gefallenen Mann. Unten im Lamigraben hüteten die Geisbirten von Termen und Nied ihre Ziegen. Plötzlich sah der Geisbub von Termen, wie ein großer Mann in altväterisch grauem Landtuchrocke den Graben herunterkollerte. Er erschrak und rief: „Da kommt er, der Tote, der Tote!“ Zu gleicher Zeit singen die Ziegen zu pfechen und zu schnäuzen an

und Hirt und Ziegen stoben nach allen Windrichtungen auseinander.

Seither war der Tote noch oft den Graben heruntergefolkert, aber Hirten und Ziegen hat man von da an in dem Graben nicht mehr gesehen, bis die Strafe gesühnt, der Graben vom Geiste befreit und Hirt und Herde von der Furcht erlöst waren. J. Steiner.

75. Der Tanz beim Schallberg.

Ein Mann von Brigerberg ging einmal spät in der Nacht beim untern Schallberg vorbei. Er hatte am Morgen sein Vieh auf die Weiden seiner Alpe getrieben und kehrte nun etwas verspätet durch den alten Saumweg des Gantertales nach Hause zurück. Nicht ohne geheime Furcht durchschritt er in tiefer Nacht den finstern Tannenwald. Als er im Grund aus dem Wald heraustrat und in eine Lichtung gelangte, verschwand allmählich die Furcht. Aber es sollte noch anders werden. Als er im untern Schallberg anlangte, sah er in einem Hause obenan die Fenster hell erleuchtet. Sinnenberückende Melodien einer wilden Tanzmusik drangen an sein Ohr und deutlich vernahm er das taktweise Aufschlagen vieler Füße eines tanzenden Volkes. „Wer ist so verwegen, hier an einem abgelegenen Orte in so später Stunde einen Tanz abzuhalten?“ dachte er bei sich selbst. „Es werden junge Leute sein, die sich den Augen der Obrigkeit entziehen wollen.“ Eintreten wollte er nicht. Er stieg aber auf einen ganz unmittelbar in der Nähe stehenden Holunderstrauch; von dort aus konnte er durch die hell erleuchteten Fenster die

Gesellschaft übersehen. Doch sonderbar, als er oben auf dem Strauche stand, verstummte die Tanzmusik, die Lichter waren ausgelöscht, ringsum herrschte das geisterhafte Dunkel und die unheimliche Stille der Nacht. Nichts war vernehmbar als das Rauschen der Saltina unten im wilden Gantertobel. Leises Zittern befiel ihn. Er stieg vom Bäumchen herab. Kaum hatte er seinen Fuß wieder auf die Erde gesetzt, begann der Tanz in hell beleuchteter Stube von neuem. Nochmals stieg er auf das Bäumchen hinauf und es wiederholte sich dieselbe Erscheinung; wieder stierte er in die leere, finstere Stube hinein. Etwas ärgerlich stieg er zum zweiten Male von dem Holunderstrauch herab und verließ den unheimlichen Ort. Kaum hatte er sich einige Schritte entfernt, begann der Tanz zum dritten Male. Wild rasteten die Hämmerchen über die Saiten des Hackbrettes, schaudervoll klang das Gestampfe und Poltern des phrygischen Reigens und geradezu unheimlich gellte das Rauchen und Kohlen der übermütigen Tänzer und Tänzerinnen in die stockfinstere Nacht hinaus.

Ohne jemals rückwärts zu schauen, setzte der Wanderer seinen Weg fort, in Gedanken immer wieder nachsinnend, ob dort eine wirkliche Tanzgesellschaft junger Leute versammelt gewesen sei, die sich vor jedem Beobachter habe verbergen wollen, oder ob daselbst wirkliche Geister einen Geistertanz aufgeführt haben. Erstere Erwägung gewann die Oberhand.

Angelangt bei der Chinbrücke setzte er sich nieder. Er wollte Gewißheit haben und dort das Tänzervolk abwarten. Stunde um Stunde verrann. Um die Zeit, da gewöhnlich frühmorgens die Betglocke geläutet wurde, hörte er von der Nische herauf den Zug der Tänzer und Tänzerinnen herannahen. Immer näher klang die Tanzmusik, immer

greller wiederhallten die Raucher und Kreische der Tänzer und Tänzerinnen in der gegenüberliegenden Gethen. Schon war der Zug nahe am Chin angekommen. Er glaubte, aus den Zügen noch lebender Jünglinge und Töchter die Züge von deren Ahnen zu erkennen. Ganz sicher erkannte er keinen. Eben wollte er aufstehen und sich dem Zuge anschließen — da fuhr auf einmal die ganze Gesellschaft wie eine feurige Bissagga (Strohfaß) das Chin hinunter in die Saltina.

Ein Schauder durchrieselte die Glieder des einsamen Wanderers. Es war ihm klar; er hatte ein Tanzvolk gesehen, das für verborgen abgehaltene Tänze büßen mußte.

J. Steiner.

76. Der Geistertanz.

In der Alpe Tann auf Waldernberg hatte eine Eggerin, Erse. Gerold, eben ihr Vieh im Stalle zur Nachtruhe untergebracht. Kaum war sie in die Alphütte eingetreten, hörte sie draußen auf den Weiden eine ganz eigentümliche Musik. Bald war es ein wehmütig klingendes Harfenspiel, bald ein wilder, stürmischer Gesang. Verwundert trat die Sennerin ans Fenster, öffnete es und sah zu unterst in der Alpe ein Rudel Ziegen, die wild durcheinander fuhren. „Eile,“ rief sie ihrem Bruder zu, „und treibe die Ziegen aus der Weide!“ „Ich gehe nicht,“ entgegnete er, „es sind keine Geiße.“ Die Schwester sah jetzt wirklich statt Ziegen Kinder. „Eile, eile, Karl,“ wiederholte sie „und treibe die Kinder aus der Alpe!“ „Ich gehe nicht,“ sagte Karl, „es sind ja keine Kinder.“ Jene schaute wieder hinunter und jetzt waren es keine Kinder mehr, sondern schwarze

Ungetüme, wie Elephanten und Kamele, die in wilder Flucht durcheinander jagten. Das war der Geistertanz auf Waldernberg. P. Zoller.

Auch in dem von einem Lärchwalde idyllisch umrahmten Berggute Viehwald, oberhalb Marienbrun, vernahm man des Nachts Gepolter und Musizieren mit Klarinetten und anderen Instrumenten, sowie das Getrampel vorbeischnaubender Pferde. Als man aber das Fenster öffnete und hinaus- schaute, war nichts zu sehen. Derselbe.

77. Der Geist in der Kirche.

Eines Tages in der Morgenfrühe ging der Grenzwächter Büßard in die St. Markuskirche von Ruden, um Angelus zu läuten. Da sah er am Hochaltare eine Frau knien und andächtig beten. Am Vorabend hatte er sich noch eigens umgesehen, ob niemand mehr in der Kirche sei und hatte dann die Kirche geschlossen. Am Morgen fand er die Kirche ebenfalls geschlossen. Wie konnte die Frau hierhergekommen sein? Er näherte sich derselben, faßte sie scharf ins Auge; aber wie erschraf er. Statt des Kopfes sah er einen Totenschädel, der ihn mit leeren Augenhöhlen anglokte. Zitternd vor Schrecken wich er nun einige Schritte zurück. Sieh, da wandte sich der Totenschädel um und blickte grinsend nach dem Grenzwächter, dem der Schrecken die Kehle zugeschnürt hatte, daß er keinen Laut hervorbringen konnte. Mechanisch griff er zum Glockenseil und läutete. In diesem Augenblick drehte sich die Gestalt wieder um. Der Grenzwächter besaß den Mut nicht, nochmals hinzugehen und die betende Frau anzusprechen. Er wandte

sich vielmehr der Türe zu. An der Kirchthüre schaute er nochmals zurück nach dem Hochaltar und siehe, der Geist war verschwunden.

P. Zoller.



78. Der Hauptmannspfad.

Von dem schönen Berggute Biel auf den Alpen zieht sich neben der Wasserleitung hin und über die Einfattlung des Gebirges hinunter zum herrlichen Wasserfall des Alpenbaches und gegen die große Galerie der sogenannte Hauptmannspfad. Das war einst der Pfad und Tummelplatz eines Geistes, welcher in Gestalt eines Hauptmanns in voller Uniform und mit dem Seitendegen den romantischen Pfad hinunter- und heraufwandelte. Eines Abends ging ein junger Hirt von Biel auf die nahe Metzgera zum Abend- sitz. Wie er, um Mitternacht zurückkehrend, zu dem Pfad kam, stand der Hauptmann vor ihm. „Folge mir!“ kommandierte er. Der arme Junge, unfähig zu entfliehen, folgte ihm bebend vor Entsetzen und vorwärts gieng auf dem Pfade bis zu dem hochausschäumenden Wasserfall. Hier stürzt sich der grausenhafte Hauptmann in die Wucht der empörten Wogen und verschwand. Händeringend flehte der Hirt zu Gott und allen Heiligen um Hilfe und siehe! er kommt zum Stehen, er ist gerettet. Zurückwandelnd den Pfad bringt er die Kunde von der Schauder- mähre den Seinigen und noch jetzt zeigt man den Hauptmannspfad mit Grauen.

P. Zoller.



79. Der Geisterpuk im Nanztal.

Hart am Ufer der wildstäubenden Gamja lag einstmals die Säge des Meisters Nanzo. Die wilden Wasser jagten davon in stürmischer Hast über Stein und Fels: nur ein kleiner Teil des Wildbaches war abgeleitet in hölzerne Rinnen, eilte in rascher Flucht der Säge zu und schlug schäumend auf in angeborner Wildheit auf dem Rade der Säge weit hinten im Nanztal, angelehnt an starre Felsen. Zwei rüstige Gefellen wälzten die riesigen Tannenbäume heran, rollten sie hinauf zur blanken Säge. Nur des Nachts durfte nicht gesägt werden. Der Meister wollte es nicht haben. Er sagte immer nur: „Die Nachtruhe auch an einsamem Orte ist heilig. Ruht der Meister, ruhen die Gefellen und der Gefellen Knechte, das Rad und die Säge.“ Sobald die Stunde der Nachtruhe angebrochen war, mußte das Wasser der Sägemühle abgeleitet werden und das Rad stund still. Nicht immer blieb es so; manchmal kreischte die Säge die ganze Nacht und hörte man das Plätschern des Wassers, das geräuschvoll auf die Becken des Rades sich ergoß. Der Meister erhob sich von seinem Ruhelager, blickte hinüber nach der Säge, sah dort ein blaues Lichtlein herumschwirren und hörte die Säge ihre langen Wege bahnen in den Tannenbaum. Er vernahm deutlich, wie die gesägten Stämme weggehoben und neue aufgelegt wurden. Das dauerte bis zum Morgengrauen, am Morgen aber sah er, daß auch kein einziger Stamm verrückt, kein einziger Laden gesägt war.

In einer Nacht hörten auch die Gefellen dieses unheimliche Knarren und Kreischen der Säge: es klang diese Nacht ganz absonderlich. Da sprach der fühnere der beiden Gefellen:

„Ich gehe hin auf die Säge und will einmal sehen, wer dort arbeitet.“ Sein Kamerad aber wehrte ihm und entgegnete: „Um Gotteswillen wage es nicht, es könnte dir etwas widerfahren!“ Der kühne Säger ließ sich aber nicht zurückhalten und ging. — Auf der Sägemühle herrschte der unheimliche Säger ihn an: „Ich bin der vernichtende Geist, der die Gewässer Tag und Nacht benützt, ohne Gutes zu schaffen. Zeitvertreib nenn' ich es hier, um den Meister drüben zu ärgern; in böser Laune fahre ich hinunter und verheere Gamsens schönsten Wiesengrund. Zeit war es, daß du kamst und nun zieh' ich fort; aber einen Denktettel sollst du haben.“

Der Geselle kam zurück und zitterte an allen Gliedern. Kraftlos warf er sich auf die Ruhestätte. Am Morgen lag er krank auf dem Bette. Im Gesichte zeigten sich blaue Beulen und der ganze Leib war hoch angeschwollen. Von dieser Nacht an war aber auch der Geist verschwunden.

W. Zoller.

80. Die Säge im Nanztal.

Meister Nanzo, der die Säge während der Nacht immer ruhen ließ, war längst gestorben. Seither kreischte die Säge wieder die ganze Nacht. Kein Meister gebot dem Rade in seinem nächtlichen Rundlaufe Halt. Indessen mehrte sich der Betrieb keineswegs; er ging vielmehr zurück. Zuerst stellte man wohl zum Troste den Tagbetrieb ein. Schließlich brachte man Stämme in so winziger Anzahl auf die Säge, daß der Tag- und Nachtbetrieb aufgegeben werden mußte. Da beschloß man den Baumannswald fahl zu schlagen, um

doch wieder das Sägerad beschäftigen zu können. Gedungene Holzhauer stiegen hinauf in den Baumannwald; sie hieben die stämmigen Tannen und Lärchen nieder.

Eines Abends fiel es einem unzufriedenen Arbeiter ein, hinüberzugehen und böswillig die Säge in Brand zu stecken. Es war just in der Nacht und um die gleiche Stunde, als Manzo den Stillstand der Säge angeordnet hatte. Bald loderte die Flamme hoch empor und im Nu war die Säge zu Asche verbrannt.

Seither spukte es dort fortwährend. Oft sah man ein graues Männchen von der leergebrannten Säge forteilen und schreien: „Karl! Karl! Jose! Jose!“ Es schien die Rolle des frühern Spukgeistes übernommen zu haben. Sehr oft sah man das graue Männlein, besonders bei des Frühjahrs Tauwettern und bei des Sommers Hochgewittern, den Sand aufwühlen und die Gamja trüben, worauf sich dann jedesmal ein verheerendes Wieggisch auf den Gamjengrund entlud. Gegenüber diesem Zerstörungswerke der vom Talgeiste aufgeregten Wildwasser hat man die Gamjaverbauungen anführen müssen gerade so, wie man vor urdenklichen Zeiten die Gamjenmauer zu gleichen Zwecken aufgetürmt hatte.

B. Toller.

81. Der Bischofstadel.

Im Dörflein Finnen haben die Leute oft, sowohl am Tage als auch in der Nacht, unter einem Stadel einen großen schwarzen Widder mit großen gewundenen Hörnern, die bis zum Schwanz reichten. Er hatte nur ein einziges Auge. Des Nachts glänzte und funkelte es wie helles

Kerzenlicht. Oft ging er tagsüber auf den Finnenbiel spazieren, aber nicht immer als Widder, sondern auch als schwarzes Schwein oder als schwarzer Hund. Sein Weg führte ihn bis zum Hohengericht, wo der Galgen stand. Des Nachts ging er oft auf eine Anhöhe oberhalb des Dorfes und warf Steine gegen das Dorf. Als aber schon allzu große Steine auf die Dächer der einzelnen Häuser geworfen wurden, fingen die Leute ernstlich an, daran zu denken, wie man sich vor dem bösen Unhold sicher stellen könnte. Sie brachten eine Bischofsstatue an dem Stadel an. Seit her hat der Spuk aufgehört. Auch die Bischofsstatue ist seither verschwunden; der Stadel heißt aber heute noch der Bischofstadel.

Fr. Lagger.

82. Gulsbabi.

Eine junge Tochter aus Wisp, Johanna mit Namen, hütete eines Tages gegen Abend am Ufer der Wispe ihre Geis. Da hörte sie nicht gar weit von ihr unter einem großen Gebüsch, das wie eine Trauerweide die Aeste über die Wasser der Wispe ausbreitete, ein bitterliches Weinen und Klagen. Sie schaute nach, ob nicht etwa jemand da verunglückt sei. Da sie aber nichts sah und auch nichts mehr hörte, lenkte sie ihre Schritte wieder weiter. Aber siehe, da fing es an der gleichen Stelle von neuem wieder fürchterlich an zu weinen und zu schluchzen, wobei sie die Worte deutlich vernahm: „O, mein Gott! o, mein Gott! was hast du doch getan? O du elende Rabenmutter!“

Der jungen Tochter lief es eiskalt durch die Glieder. Eilends floh sie nach Hause und erzählte das Erlebte ihrer

Mutter. Auf die Frage, wer das wohl sein möchte und was das zu bedeuten habe, erhielt sie die Antwort: „Das ist die Gulobabi, welche ihr Kind unterhalb der Landbrücke in die Wispe geworfen hat.“

Das arme Kind konnte aber bei dem Gebüsch, wo du das Weinen und Klagen hörtest, einen Ast erfassen und so sich ans Ufer ziehen. Aber die grausame und herzlose Mutter eilte herbei, riß ihm, trotz allen Bitten und Versprechungen, künftig das Brod selbst zu erbetteln, den Ast aus den Händen und schleuderte es wiederum in die schäumenden Fluten der Wispe, wo es ertrank. Gulobabi floh dann mit ihrem Italienerliebhaber nach Italien. Der Mord war die Vorbedingung zur Ehe. Als sie nach Jahr und Tag Wisp besuchen wollte, wurde sie abgefaßt. Darauf wurde ihr in Gegenwart einer großen Volksmenge auf dem St. Martinsplatze das Todesurteil verlesen; dann wurde sie hingerichtet. Sie war die letzte Person, die im Wallis hingerichtet wurde.

Seitdem hörte man die Gulobabi zur Strafe ihres abscheulichen Verbrechens stetsfort unter dem Gebüsch weinen und klagen.“

J. Michel.

85. Der Spuk im Nebenzimmer.

„Meine Lebenstage,“ so erzählt ein Mann, der noch jetzt lebt, „zählen mehr denn ein halbes Jahrhundert. Als ich ein Jüngling von 18 Jahren war, saß ich mit einem meiner Freunde, abends spät auf einer Kiste in der Küche des mittleren Stockwerkes eines Hauses in Wisp. Wir plauderten gemüthlich miteinander. Wir waren allein im

ganzen Stockwerke, nur in einem weiter entfernten Zimmer desselben Stockes schlief ein Freund von uns beiden. Auf einmal hörten wir deutlich die Schritte einer Person, die im Nebenzimmer auf und ab schritt. Wir hielten im Gespräch inne. Da näherten sich die Schritte der Küchentüre. Ein Griff auf die Klinke — sie knarrte, aber die Türe öffnete sich nicht. Furcht hatte ich keine und so sprach ich, wenn jemand da sei, solle er nur eintreten. Ich erhielt aber keine Antwort. Ich öffnete die Türe, fand aber niemanden. Ich schritt weiter durch alle Räume bis zum Zimmer meines zweiten Freundes. Dieser lag in tiefem Schläfe. In die Küche zurückgekehrt, begann ich zu fluchen und zu schimpfen über die Geister. Da hörten wir einen furchtbaren Schlag, als wenn jemand mit einem Beile auf die Kiste, auf der wir saßen, geschlagen hätte. Ich wollte noch weiter schimpfen, aber mein Freund, der zitterte wie ein Aspenlaub, mahnte davon ab. Da war es aber aus mit der Abendunterhaltung. Nachdenkend über den sonderbaren Spuk ging ich nach Hause. Was es war, habe ich nie erfahren können.“

M.

84. Die bestrafte[n] Spötter.

Ungefähr zwanzig Minuten von Wisp ist ein tiefer Graben, Stalbach genannt, der sich von der Talsohle weit in den Terminerberg hinauf erstreckt. Vor etlichen Jahren schien es in dieser Schlucht nicht ganz geheuer zu sein, denn man erzählte sich die sonderlichsten Geschichten. Der Spukgeist soll dem einsamen Nachtwanderer bald in Gestalt eines röchelnden Schweines den Weg versperrt, bald in Gestalt

eines mit langen, klirrenden Eiszapfen behangenen Menschen sich an seinen Rücken geheftet haben. Etwas Sicheres konnte man von niemanden vernehmen. Befragte man solche, denen der unheimliche Gast begegnet sein sollte, hieß es immer nur: „Ich hab's nur sagen hören,“ und darum glaubte auch niemand im Ernste an einen Geisterspuk.

Da kommen aber einmal zwei junge, g'studierte Herrchen, die ins Thal wollten, nach Wisp und hörten auch von dem sogenannten Terminerbozen. Das war ein saftiger Braten für diese leichten Gesellen. Das ganze Thal ist auf einmal unwiderwärtlich stockabergläubisch geworden und an diesem schwarzen Aberglauben sollte niemand anders schuld sein als unsere katholische Religion. Doch sie sollen nicht ungestraft gespottet haben. Als die zwei Aufgeklärten bei einbrechender Nacht die Schlucht passierten, hörten sie geheimnisvolles Geräusch, als ob jemand ihnen folge. Sie blickten rückwärts, aber ohne etwas zu bemerken. In bestimmten Zwischenräumen wiederholte sich das Geräusch. Jetzt blieben sie stehen, um deutlicher zu lauschen. Als sie wieder nichts bemerkten, wurden die Bürschchen doch stutzig und verdoppelten den Schritt. Der Unsichtbare folgte immer deutlicher und sie eilten schneller und schneller, nur hier und da ängstliche Blicke zurückwerfend, aber immer ohne den Geist zu sehen. Vom nahen Wäldchen erscholl der unheimliche Ruf der Nachteule; sie glaubten das Schwirren durch die Luft saufender Steine zu hören. Jetzt zeigte es sich, welche furchtlose Tapferkeit diese beiden Maulhelden besaßen. Als der fatale Spuk weiter rumorte, nahmen sie Lauf- und Sturmschritt an, nicht gegen den Feind, sondern gegen Stalben. Sie wagten schon nicht mehr rückwärts zu schauen. Immer lauter und unheimlicher folgte der Geist. Beim bloßen Gedanken, der verdammungswürdige Bozen trete

bald auf ihre Ferfen und packte mit feinen eisbehangenen Knochenfingern sie rücklings am Nacken und hefte sich klirrend an ihren Rücken, fuhr kalter Toteschauer durch ihre schweißtriefenden Glieder. Die Mattigkeit drohte sie zu übermannen, da endlich — endlich erreichen sie das ersehnte Stallden. Zu Tode gehetzt, warfen sie sich auf einen Stuhl, unbekümmert um die verblüfften Gesichter der ahnungslosen Wirtsleute. Erst nach längerem Schnaufen vermochten sie die Geistererscheinung — samt dem Geist, den sie nicht einmal gesehen — zu beschreiben. Vergebens bemühten sich die herzuwailenden Bauern den Bozen aus dem aufgeklärten Gehirn dieser über jeden Aberglauben erhabenen Schlaufansen zu vertreiben. — Zwei Aufgeklärte haben sich wieder einmal vor dem einfachen, gläubigen Bauer unsterblich blamiert. M. Andenmatten.



85. Die geisterhafte Wanderung.

Von Bisp ging ein gewisser Bilgischer des Nachts ohne Laterne nach Albenried, wo er sein Landgut besaß. Nicht weit von Bisp gesellte sich auf dem Wege noch ein anderer Mann zu ihm, den er nicht kannte, den er aber für einen Birchner hielt. Sie erzählten bald von diesem, bald von jenem; nur war der Unbekannte wortfarger als der Albenrieder. Auch wollte jener immer auf der rechten Seite gehen. Bilgischer mochte sich drehen und kehren, wie er wollte, auf der linken Seite war nun einmal der Platz des unbekanntten Begleiters nicht.

So kamen sie bis zu der Stelle, wo die Wege nach Birchen und Albenried sich abzweigten. Bilgischer lud seinen

Begleiter ein, nach Albenried zu kommen. „Der Weg nach Birchen ist steil und lang“, sprach er, „und leicht kann man sich des Nachts im dunklen Wald verirren.“ „Für mich,“ gab der Wanderer gemessen zurück, „gibt es keine Entfernung und meine Wege sind mir vorgezeichnet, von denen man nicht abirren kann.“ Immer rätselhafter erschien dem alten Bilgischer sein Reisegenosse, aus dessen Gespräch er schon längst Anklänge geheimnisvoller Geisterprache wollte herausgefunden haben. Er fürchtete für den nächsten Wanderer. Wenn er ihm nur noch etwas zur Stärkung auf die Reise hätte anbieten können. Er langte in seine lederne Reisetasche, die an seiner linken Seite herabhing und bot ihm Speise und Trank an — den kleinen Keß, den er tagsüber nicht verzehrt hatte. „Ich esse nicht und trinke nicht!“ erwiderte ebenso bestimmt der vermeintliche Birchner. — Da, in diesem Augenblick war der geheimnisvolle Begleiter seinen Augen entschwunden. Einsam und allein stand der Albenrieder da. Er stierte in die finstere Nacht hinaus und wie festgenagelt blieb er starr vor Schrecken eine Weile stehen an dem Scheidewege. „Hier ist ein Geist entschwunden!“ rang es sich endlich aus seiner Kehle. „Alle guten Geister loben Gott.“

Da gewann er die Kraft, seinen Weg fortzusetzen. Als er aber eine Strecke gegangen war, hörte er oben im Walde ein unheimliches Rauschen, wie wenn der Föhnsturm in alle die tausend Tannen gefahren wäre; und doch herrschte vollständige Windstille. Dann erklang ein erbärmliches Seufzen und Jammern, wie wenn hundert Waisen schluchzten und weinten nach dem Tode ihrer Lieben. „Sollte ihm zu helfen sein?“ fragte er sich, besaß aber nicht den Mut, der Jammerstätte sich zu nahen. Die Haare stunden ihm zu Berge. „Alle guten Geister loben Gott!“ murmelte er noch

einmal. Dann war es still rings umher. Er aber eilte schleunigst seinem Hause zu und, ohne etwas genossen zu haben, legte er sich zu Bette. Aber der Schlaf wich von seinem Lager. Am Morgen schüttelte ihn ein heftiger Fieberfrost. Es war sicher — er hatte den nächtlichen Gang in Begleitung eines Geistes getan. Fr. Lagger.

86. Der Bozen zu Imwinkelried.

Im Dorfe Imwinkelried bei Zeneggen befindet sich ein Haus, in welchem früher ein eigenartiger Neckgeist gehaust haben soll. Wenn jemand in diesem Hause schlief, so kam bald nach Mitternacht ein Gespenst aus dem obern Stockwerke die Treppe herunter und öffnete die Stubentüre. War das Bett rechts in der Stube, ging der Geist leisen Trittes links hinauf bis an das Bett des Schlafenden und riß und zupfte an der Bettdecke; war das Bett links, so ging er rechts hinauf und riß und zupfte ebenso. Man vermutete, es sei ein alter Gewaltshaber gewesen, der die Armen vielfach bedrückte. Eines Nachts wurde der Eigentümer dieses Hauses wiederum auf diese Weise von dem Geiste geneckt und gequält. In der Ungeduld griff er nach dem Säbel, der neben seinem Bette an der Wand hing, schlug in kräftigen Hieben auf den Geist ein, daß dieser laut aufschrie: „Nimm me! nimm me!“ Am folgenden Morgen lag auf dem Boden ein zerschchnittener Haarzopf.

Fr. Lagger.

87. Der Geist bei der Meeresfelli.

In stockfinsterner Nacht wollte ein Zenegger von Törbel nach Hause zurückkehren. Alles Abmahnen, in so finsterner Nacht sich ja nicht auf den Weg zu begeben, half nichts; auch die Erwähnung, daß der Bozen in der Meeresfelli ihm ein Leid zufügen könnte, machte keinen Eindruck auf ihn. Er hatte seinen starren Sinn, wie er ihn öfters hatte, wenn er unnötigerweise diesen Weg zurücklegte. Bei der Meeresfelli, einem Tobel zwischen Törbel und Zeneggen angekommen, hörte er deutlich das Grunzen kleiner Ferkel, die den Graben hinaufstiegen. Nicht weit davon unter einem Felsenvorsprung blieben die Ferkel stehen und das Grunzen klang wie ein Hilferuf an den vorüberziehenden Wanderer. Der Zenegger, der Furcht nie gekannt hatte, stieg einige Schritte unter den Weg, bog unter den Felsen herum und sah dort ein Schweinchen, das sich vergebens bemühte, die steile Felswand hinaufzuklettern, im übrigen aber ein so viel-töniges Grunzen anhob, als wären viele Schweinchen dort beisammen. Der Mann nahm das Ferkel auf seine Arme, trug es hinauf auf den Weg und dachte nun, es werde die Richtung nach Törbel oder Zeneggen nehmen. Das Schweinchen aber grunzte: „Hier steh ich, hier bleib ich!“ Jetzt erinnerte sich der alte Zenegger einer alten Sage, daß eine Witwe von Burgen mit aller Sorgfalt ein Schweinchen gepflegt und aus derselben Schüssel habe fressen lassen, aus der gleichzeitig auch sie aß; daß sie das Schweinchen nachher nach Zeneggen verkauft habe, daß aber bei der Ueberfahrt dasselbe an dieser Stelle stehen geblieben sei; daß weder Loctrufe noch Rutenhiebe es weiter zu bringen vermocht haben. Dann habe sie es bei den Thren gepackt

und gewaltsam hinüberziehen wollen; das Schweinchen habe aber aus allen Kräften widerstrebt und gegrunt: „Hier steh ich, hier bleib ich.“ In diesem Widerstreit seien dann beide in den Abgrund gefallen. Indem er sich diese alte Sage ins Gedächtnis zurückrief, schritt der Wanderer weiter. Er hatte kaum einige Schritte getan, stürzte sich das Schweinchen grunzend in das Tobel hinunter. Des Nachts ist aber der Zenegger an dieser Stelle niemals mehr vorüber gegangen.

Fr. Lagger.

88. Das Seematterkreuz.

Was für eine Macht die Geister haben, sehen wir deutlich aus der Sage des Seematterkreuzes. Als einst auf den Furren (Törbel) eine Leiche aufgebahrt lag, machte ein Geist einem Holzhacker in Hoffstetten die Mitteilung, er solle sofort in die Furren gehen; ein Geist habe daselbst eine Leiche gestohlen und, wenn der Geist mit der Leiche vor ihm ins Dorf gelange, so werde der große Tod ausbrechen. Der Holzhacker lief in aller Eile bis zum Tschuggenkreuz und hatte just den Vortritt vor dem herankommenden Leichenträger. Dieser konnte nicht mehr weiter und mußte wider Willen die Leiche zurück in die Furren tragen. Erzürnet schwor der Geist dem Holzhacker Rache. „An drei Orten“, sprach er, „werde ich Gewalt über dich haben: auf der Meeresfelli, ze Lähne und auf dem Märjetschuggu.“ Lange Jahre vernied der Holzhacker, die bezeichneten Stellen wieder zu betreten. Wenn er nach Stalden oder Zeneggen gehen wollte, machte er lange Umwege. Einmal — auf dem Staldner Markte — war er mit zwei Freunden auf

der Heimreise begriffen. Als sie eben an einer der genannten Stellen ankamen, sagte er seinen Freunden, sie sollten nur weiter gehen, er müßte entweder weiter oben oder weiter unten seinen Weg wählen. Seine Begleiter aber lachten ihn aus und sagten: „Am hellen Mittag kann dir doch nichts Widerwärtiges begegnen. Komm mit uns: wir halten dich und du kannst dich in jedem Falle an uns klammern, es geschieht dir nichts.“ So durchschritten sie den Märjetichuggen. Da wurde plötzlich Seematter, so hieß der Holzhacker, aus der Mitte seiner beiden Freunde weggerissen und durch die Lüfte davongetragen. Als man ihn später suchte, fand man von ihm nichts mehr als weiter unten in den Märjen an einem Kirschbaum seine Eingeweide. Es wurde nun daselbst ein Steinkreuz errichtet und noch heute heißt der Ort zum Seematter Kreuz.

J. Lorenz.

89. Die Schwüre auf den Bletschen.

Vor vielen Jahren entstanden zwischen den Gemeinden Törbel und Emd über ein Stück Alpenweide, Bletschen genannt, Grenzstreitigkeiten, die zu drei traurigen Meideiden Anlaß gaben. Auf beiden Seiten wurden Versuche gemacht, den Urteilspruch zu ihren Gunsten zu wenden. So kamen drei Emdner und erklärten, sie wären bereit zu schwören und wandten dabei folgende List an. Der erste legte einen Schöpfer (Holzlöffel) unter seinen Hut und schwur, die Hand zum Himmel erhebend: „So wahr als daß ich einen Schöpfer ob mir habe, gehören die Bletschen uns!“ Der zweite legte von seinem Garten Sand in die

Schule und schwur dann: „Daß die Bletschen uns gehören, ist so wahr, als daß ich hier auf meinem Lande stehe!“ Der dritte tat den Schwur: „Ich will geschlachtet werden wie ein Kind, wenn die Bletschen nicht uns gehören!“ Da von den Törbjern nun keiner zu schwören wagte, ging die betreffende Alpenweide in den Besitz der Emdner über. Doch der Meineid rächte sich. Der erste zog sich eine Halskrankheit zu, daß er keine Nahrung, nicht einmal einen Schluck frischer Milch aus dem Milchschöpfer zu sich nehmen konnte; der zweite verlor sein Leben bei einem Erdstöße, der ihn mit unzähligen Armen umsing und ins schlammig. Grab hineinlegte. Der dritte war ein guter Schuhmacher und befand sich in Stalden auf der Stör. Als er abends heimkehren wollte, traf er einige Männer an, die ein Kind schlachten wollten. Weil sie aber des Schlachtens zu wenig kundig waren, trafen sie das Kind nicht gut. Schnell eilte der Schuhmacher ihnen zu Hilfe. Wie er nun das Kind festhielt, schlug der Staldner fehl und erschlug statt des Kindes den hilfbereiten Schuhmacher. So wurde er förmlich geschlachtet wie ein Kind.

In spätern Jahren spukten drei Geister in dieser Alpenweide. Als einst ein gewisser Pet. Joh. Lorenz von Törbel Neuenhüter war, ging während der Nacht das Wasser ab. Eiligst machte er sich auf. Als er bis in den sogenannten Tschonggraben gekommen war, fand er die beschädigte Stelle; er kniete sich nieder auf das Bord und nahm ein Stück Kiesel, um die Oeffnung zu verstopfen. Wie er sich erhob, stunden oberhalb der Neuen drei Männer in altväterischer Tracht, mit kurzen Hosen, zwitcheuen Strümpfen. Furchtlos, wie er war, fragte Lorenz: „Wer seid ihr? was tut ihr hier?“ Der erste antwortete: „Ich bin verurteilt,

sämtliches Wasser aus der Leitung herauszuschöpfen, weil ich einst mit diesem Schöpfer statt Recht nur Unrecht geschöpft habe.“ Der zweite erwiderte: „Ich muß hier sein und Erde, Geröll und Felsblöcke in die Wasserleitung werfen, weil die Erde unter meinen Füßen so heftig brennt, daß kein Wasser das Feuer löschen kann, es also zwecklos rinnen würde.“ Der dritte sprach: „Ich muß hier sein und büßen. Ich bin derjenige, der falsch geschworen und den man in Stalden erschlagen hat wie ein Kind.“ „Gott sei euch gnädig und barmherzig!“ sprach Lorenz, sticte seine Wasserleitung. Als er wieder aufblickte, waren die drei Männer verschwunden.

J. Lorenz.

90. Der Breitmattenbozen.

In einer lustigen Abendgesellschaft im Dorfe Törbel kam man auch auf den sogenannten Breitmattenbozen zu sprechen. Da erklärten einige, ihnen fürchte nicht und es gebe überhaupt keinen Bozen in der Breitenmatte. Unter andern war daselbst auch ein alter Soldat, der so sprach. Nun sagte man ihm, er müsse in der Geisterstunde in die Breitenmatten gehen und den Bozen dreimal rufen. Da er dies zu tun bereit war und die andern dies nicht glauben wollten, so wetteten einige mit ihm eine große Summe, wenn er folgenden Satz dreimal dem Bozen zurufen würde: „Wenn du da bist, so komm heraus und friß mich.“ Zum Beweis, daß er dies getan, sollte er jedesmal einen Strich an die Wand des betreffenden Bozenhauses machen. Der Soldat war hierzu bereit und nahm einen Hund, einen Säbel, eine gesegnete brennende Kerze und ein unschuldiges

Kind mit. Wie er vor das betreffende Haus kam, rief er das erste Mal. Sofort hörte er ein furchtbares Gepolter auf der „Kusdili“ (Dachraum). Beim zweiten Ruf war der Lärm schon in der Stube und beim dritten Ruf schoß eine feurige Zunge vom Fenster heraus bis auf den Boden. Wie der Soldat das sieht, läuft er davon: doch im Valenboden, ungefähr eine Viertelstunde von Breitmatten, stand der Bozen vor ihm und sprach: „Wenn du nit a's Mißi (Säbel), a's Bißi (Hund), a's g'sägnot's Briani und a's unschuldigs Ghindji hättischt, so welti dich hie klei zerrissu.“ Der Bozen verschwand und der Soldat kam unverfehrt heim. Der Hund aber kam erst am dritten Tag zerkrast nach Hause.

S. Lorenz.



91. Der Schratbozen.

Ein alter Bauersmann von altem Schrot und Korn in Törbel erzählte mir folgende Geschichte, die sich in seiner Jugend zugetragen hat.

Wie einstmals der Schuhmacher und der Juon Naz, (er habe sie beide gekannt), etwas nach Mitternacht von einem lustigen Abendseß in der Voralpe ins Dorf hinunterstiegen, kamen sie auch beim Schrat vorbei. Als sie unter der Scheune waren, hörten sie auf der andern Seite des Bachs einen Fuchs schreien. In bestem Uebermute, denn es waren zwei lustige, furchtlose Burschen, ahmte der Schuhmacher den Schrei des Fuchses nach. Der Fuchs schrie zum zweiten Mal; aber diesmal hörten sie den Schrei schon um die Hälfte näher. Nun bekamen sie Angst und liefen in den Stall hinein; aber sie hatten die Türe noch nicht

zugeschnitten, als unmittelbar unter dem Stalle ein gellender dritter Fuchschrei schauerlich hinausdrang in die dunkle Nacht. Im gleichen Augenblicke, als sie die Türe zugeworfen hatten, war der Fuchs schon an der Türe und stieß so unjanst an dieselbe, daß die beiden Burschen Mühe hatten, die Türe nicht einstoßen zu lassen. Wie sie nun so im Käfig saßen, lief das Ungeheuer wie rasend um den Stall herum, und verbreitete ein solches Licht, daß sie durch alle Fugen und Ritze das Licht sehen konnten. Dies dauerte, bis am Morgen die Betglocke geläutet wurde. Da war auch das Ungeheuer verschwunden, und die beiden Burschen konnten unbehelligt nach Hause fahren. Aber nachgeäfft haben sie nachher keinen Fuchs mehr. J. Lorenz.



92. Das unerwartet abgebrochene Schauspiel.

Im vorigen Jahrhundert wars, als da in einem großen Spiele das jüngste Gericht vorgestellt wurde. — Das ganze Stück war, wie damals unerläßliche Mode, in lauter altmodischen Reimen, sogenannten Knüttelversen abgefaßt; denn ohne Verse durfte auf der Bühne nichts gesagt werden. — Als eben der erzürnte Richter, nachdem er in langen Reihen die Schuldigen und Unschuldigen angehört und ihre wichtigen Ausreden und Entschuldigungen widerlegt hatte, das große Urtheil gesprochen und die zahlreichen Dämonen furchtbar heulten und wütheten, sich! da entstand hoch im Gebirge dumpfes Getöse und die erschrockenen Spieler und Zuschauer gewahrten mit Entsetzen, daß eben ob ihren Häuptern furchtbare Steinblöcke sich ablösten und frachend in mächtigen

Staubwolken den Berg herabrollten. Dieser nicht ungewöhnliche Steinbruch gefährdete zwar weder den Schaubühneplatz noch das Dorf St. Niklaus, weil die herabfallenden Blöcke durch einen im Tale unsichtbaren Graben abgelenkt wurden: aber der Schein trügte derart, daß ein allgemeiner Schrecken alles außer Fassung brachte. Unter verzweifelndem Jammergeschrei sprangen alle, Spieler und Zuschauer, in wilder Hast, die Stärkern über die Schwächern hinaus und nach allen Gegenden auseinander. Weder Zäune, Gärten und Wiesen, noch Mitmenschen wurden geschont: Einige verloren ihre Kleider, andere verrenkten und brachen ihre Glieder: alle waren blaß vor Todesschrecken. — So endete das große Trauerspiel. — Der schrecklichste der Schrecken ist der Mensch in seinem Wahn. N. B. S. Nr. 66.



95. Der Geist des unvorsichtigen Tänzers.

Im Verchji an Jungen (St. Niklaus) lebte einst ein junger Bursche allein in seinem Wohnhause. Er liebte das Tanzen sehr und fand dazu auf dem abgelegenen Berge Jungen, wo im Anfange des Winters viel junges Volk zum Viehfüttern sich aufhielt, stets die beste Gelegenheit.

Bei einem Winterabendsiße tanzte er mit solchem Eifer und solcher Anstrengung, daß der Schweiß in Bächen über ihn herabrann und er vor Hitze kaum mehr Atem schöpfen konnte. Um sich schnell Erleichterung zu verschaffen und recht bald wieder am Tanze teilnehmen zu können, ging er ins Freie hinaus und legte sich schweißtriefend auf den

kalten Schnee. Das konnte aber sein Körper nicht ertragen: er erkrankte und starb.

Diesen zu frühen, selbstverschuldeten Tod scheint aber der Jüngling noch im Jenseits abbüßen zu müssen; denn in seinem Hause wurde und bleibt es unheimlich. Ein Geist haust da um den Stubenofen herum und duldet nichts auf demselben. Selbst die Hausbewohner, welche Wärme suchend sich auf den Ofen setzen, werden von demselben heruntergeworfen, ohne zu merken, wie das geschieht. Uebrigens ist der Geist sehr verträglich und die Hausleute sind an ihn so gewöhnt wie an einen alten Hausgenossen. Wenn sie abends beim Stubenofen ihre Kleider ausziehen und zu Bette gehen, so kommt der Bozen zur Stubentür herein und nimmt auf der Ofenbank Platz: und wenn sie am Morgen aufstehen und zum Ofen kommen, so ist er wieder fort. Nur das Nachsehen hat der Geist nicht gerne und rächt sich an Neugierigen. Einmal wollte der Hausvater dem abziehenden Bozen nachfolgen und sehen, wohin er gehe. Dieser ging ins Kellerloch hinab. Da fand jener eine ungeformte schwarze Gestalt, die sich übrigens ruhig verhielt. Die Neugierde wurde aber doch bestraft, indem der Hausvater etliche Tage krank darnieder liegen mußte.

R. 23. S. Nr. 129.



94. Das geizige Weib.

Ein vermöglicher Bauer hatte den frommen Gebrauch, wenn er Brod backte, jedesmal einen Teil den Armen zu geben. Dies wurde oft der Zankapfel zwischen ihm und seinem geizigen Weibe. Da starb das Weib. Bald nach

dem Tode beunruhigte ein Poltergeist recht hart die Bewohner des Hauses. Der Mann der Verstorbenen bat einen Kapuziner, er möchte den Poltergeist beschwören, damit er und die Seinen Ruhe bekämen. Als der Pater die Beschwörungen vollendet hatte sprach der Geist: „Ich bin die verstorbene Frau dieses Hauses, und muß wegen des verweigerten Almofens, das ich lieber den Schweinen gab als den Armen, herumwandernd büßen.“ „Wie können wir dich erlösen?“ fragte teilnahmsvoll der Pater. „Schwer, sehr schwer,“ entgegnete der Geist. „Nur wenn ihr einen großen Acker Weizen ansäet, und soviel dieser Acker Weizen gibt, Hostien backen würdet und so viele Messen lesen liehet, als ihr Hostien davon erhieltet, dann könnte ich erlöst werden.“ Weil sie das nicht konnten, lärmte sie um so fürchterlicher.

Schließlich gelang es, den Geist in eine Nebenkammer zu bannen. Ein tüchtiger und vorwitziger Knecht bohrte durch die Wand dieser Bozenkammer ein Loch, um zu sehen, was der Geist mache. Als er hineinguckte, sah er eine schwarze Skaze, welche mit feurigen Augen nach ihm sah, und da war es ihm, als wenn jemand ihm ins Gesicht hauchte, worauf er ein Auge verlor, erkrankte und bald darauf starb.

L. W. S. Nr. 7.

95. Das Tanzvergnügen im Sengboden.

Nicht gar weit von der Grenzmauer zwischen den zwei Gemeinden von Valen und Fee im Saastale befindet sich am Ende der Holzregion eine tiefe Bergmulde, die in eine weite Ebene ausläuft. Das ist der obere Sengboden. An diesem weltabgeschiedenen Orte wurde vor vielen Jahren

ein sogenannter verborgener Tanz veranstaltet. Der Geiger, welcher bei diesem Tanze aufspielen sollte, fürchtete den wachsamem Pfarrerherren und den strengen Vorsteher und wollte nicht mitkommen, bis man ihm versprochen habe, man wolle ihn in einem Bündel Stroh über den Bordsteg tragen, damit er später bei allfälligen Schwierigkeiten mit gutem Gewissen sagen könne, er sei nicht über diese Brücke getreten.

Als die Tänzer und Tänzerinnen alle erschienen waren, ging der Tanz los. Die nahen Felsen wiederhallten von den fröhlichen Weisen des kundigen Geigers und den frohen Tödlern der übermütigen Tänzer und lebenslustigen Tänzerinnen. Zur Beleuchtung des Tanzbodens hatte man in einem ebenen Steine eine schüsselförmige Grube ausgehauen, worin man ein flackerndes Lichtlein unterhielt und mit Fleischfett speiste. — Diese primitive Lampe ist noch heute zu sehen; auch war vor Jahren noch eine Steinplatte da, auf welcher die Namen der Tänzer zu lesen waren. Jetzt ist letztere verschwunden: wahrscheinlich ist sie vom Rasen überwachsen worden, denn trotz eifrigen Suchens konnte ich sie nie wieder auffinden. — Drei Tage und drei Nächte lang wurde getanzt: als endlich in der dritten Nacht das Lampenfett ausging, versuchte man es mit Schnee. Und richtig, der Schnee brannte nach Wunsch und Willen. Schon aus diesem Umstände kann man schließen, daß da nicht alles in Ordnung war und es nicht mit rechten Dingen zunging. Man ist aber auch später darauf gekommen. Diesen Tanzboden hatte der Fluß getroffen. Weder Kraut noch Gras sprießt auf demselben, auch kann dort während der Nacht kein lebendes Wesen Ruhe finden: denn zur gerechten Strafe müssen die Geister dieser gottvergessenen Menschen da tanzen bis sie Erlösung finden, d. h. bis ans Ende der Welt.

Als ich ein ganz kleiner Knabe war, sollte ich einmal

meinem Vater sel. beim Sammeln der Schafe behilflich sein. Weil die Herde weit im Gebirge herum zerstreut war, kamen wir erst in den Zengboden zurück, als die Nacht sich schon in's Tal senkte. Es hieß also auf diesem gespensterhaften Boden übernachten. Wir beschloßen, in einer nahegelegenen, zerfallenen Köhlerhütte die Nacht zuzubringen und zündeten ein großes Feuer an. Ich war müde und schlief daher beim wärmenden Feuer bald ein, erwachte aber schon nach einer halben Stunde. Es mochte ungefähr die Mitternachtsstunde sein. Da auf einmal sprangen die Schafe von ihrer Lagerstätte auf und zerstreuten sich unter furchtbarem Geblök und Schellengeläute nach allen Richtungen. An's Sammeln war in dieser Nacht nicht mehr zu denken — und noch weniger an's Schlafen. Was vorgefallen ist, weiß ich noch heute nicht; aber gehört, oder gesehen haben die Schafe etwas! Noch am Morgen waren die Schafe so scheu und furchtsam, daß wir nur mit großer Mühe sie durch den nahen Wald in den äußeren Balmerberg treiben konnten. U. Kuppen.



96. Der gespensterhafte Bock.

Es ist schon lange her, da gingen einmal drei Jäger auf die Jagd. Den ganzen Tag schweiften sie vergnügt im Gebirge herum, bis gegen Abend drohende Wetterwolken sie zur Heimkehr mahnten. Dichte Nebel stiegen den Berg hinauf und Regengüsse stürzten über sie herein. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als die nächste Alpbütte zur Nachtherberge aufzusuchen. Freilich war es da nicht immer geheuer. Aber was tut man nicht in einer solchen fatalen Lage. Der Beherzteste unter ihnen näherte sich vorichtig der offenen

Alphütte. Aber, o Graus! Mitten in derselben steht ein langgehörntes Ungeheuer, das ihn mit funkelnden Augen anglost. Lahm vor Schrecken, kann er sich kaum umwenden und bleibt dann mit weitausgestreckten Beinen regungslos unter der Türe stehen. Aber ehe er sich versieht, sitzt er regelrecht auf dem Rücken des höllischen Geispenstes und fort geht's in rasendem Galopp. Er hatte nur noch Zeit, seinen Kameraden als letztes Lebewohl mit weinerlicher Stimme zuzurufen: „B'hiet e Gott, Buobu, mich het's asa!“ Groß war das Erstaunen, aber noch weit größer die Freude der zwei Zurückgebliebenen, als nach kurzer Zeit der un- freiwillige Reiter wohlbehalten zurückkehrte und unter Lachen erzählte, das vermeinte Geispenst sei ein ganz gewöhnlicher Ziegenbock gewesen. Al. Kuppen.



97. Die Geister am Niedberg.

Der Berg Nied soll einstmals der Aufenthaltsort dreier Geister gewesen sein, welche die Bewohner von Zermatt vielfach belästigten; ja man wollte gehört haben, daß sie sich zum Untergange des ganzen Tales verschworen hätten. Diesem Unglücke zuvor zu kommen und endlich der immerwährenden Neckereien los zu werden, ließen die Zermatter den Abt mit einigen Ordensmännern aus der Abtei St. Moritz kommen, um die Geister zu bannen. Die Mönche begaben sich auf den Niedberg und beschworen die Geister sich zu zeigen. Es erschienen die Geister, auch der stumme, den man bisher noch nie ein Wort hatte sprechen hören. Diesmal war er nicht mehr stumm, er war der wütendste und gesprächigste. Als einer von den Patern den Ueberlauten zur Rede stellte, sprach er: „Ich bin dir keine Antwort schuldig,

weil du ein Dieb bist.“ — Der Vater hatte nämlich beim Hinaufgehen ein wenig Gras aus einer Wiese in seine Schuhe, die ihn drückten, geschoben. — Nachdem er sein Gewissen wieder gereinigt hatte, stellte er den Geist nochmals zur Rede. Dieser gestand ihm dann, er und seine Gehülfen hätten sich vorgenommen, durch einen großen Felssturz (Rufine) die Wiese so anzuschwellen, daß Zermatt hoch über den Kirchturm hinans unter Wasser liegen würde, sodann plötzlich den Damm zu durchbrechen und auch das äußere Tal zu Grunde zu richten.

Hierauf benahm der Beschwörer den Geistern die Macht zu schaden und verbannte sie nach verschiedenen Orten, den einen in die äußern Berge, den andern in den Taugwald, den dritten in die Meßweiden.

Fast die gleiche Geschichte wird auch erzählt vom Pflanzet- oder Breiterbach bei der neuen Brücke in Stalden, wo die Geister in Gestalt schwarzer Raben auf dem Wieggiß zu Tal hinab fuhren und verständlich schriegen: „Wir werden so viel Sand und Schutt zu Tal führen, bis das Wasser zur St. Michelskirchpforte einfließt.“ Man nahm auch Zuflucht zu Beschwörungen und stiftete eine ewige Messe, die noch in der Kapelle daselbst gelesen wird. R. B. S. Nr. 127.

98. Der Hohllichtbozen in Zermatt.

Hoch oben auf dem Berge Hohllicht hatte einst ein Zermatter ein Loch in den Felsen eingehauen und mit festen Quadersteinen ausgemauert. Es diente den Schafen in der glühenden Sommerhitze zum Mast- und Erfrischungsplatze. Aber das Loch war eine trügerische Fallgrube für die Schafe;

sein einziges konnte mehr den Aufsteig bewerkstelligen. Jedesmal, wenn so eine Anzahl Schafe in der Grube sich befand, kam der habgierige Mann mit der Schafschere, schor die Schafe kahl bis auf die Haut und trug die gestohlene Wolle nach Hause. So trieb er es viele Jahre und nach und nach war er ein wohlhabender Mann geworden.

Nach seinem Tode wurde die Grube mit Schutt und Geröll ausgefüllt. Kein Schaf verlor mehr seine Wolle; aber der Verstorbene fand keine Ruhe. Er mußte lange Jahre als Hohllichtbozen in der ganzen umliegenden Gegend herumgeistern.

Als an einem Sonntage ein Knabe, Anton Biner hieß er, sein Vieh auf die Weide von Mamad trieb, hörte er im gegenüberliegenden Hohllicht die Stimme des Geistes. Zitternd vor Angst und Furcht lief der Knabe in die Hütte zurück und verriegelte die Hüttentüre. Kaum hatte er sie ver-rammelt, stand der Geist auch schon vor dem Hause. Entsetzt ergriff den Knaben, auf's Höchste steigerte sich seine Angst, als der Geist unter entsetzlichem Jammern und Heulen die Worte ausstieß: „Weh! weh! weh! in Ewigkeit weh!“

Erst, als der Geisterruf in der Ferne allmählich verhallte, atmete der Knabe wieder freier auf.

Oft sah man den Geist in Gestalt eines großen grauen Widders. Er durchzog dann blöckend die Tristen des Berges. Bisweilen stieg er sogar bis in's Dörflein z'Mutt hinunter und leckte wohlgenut aus der Salzniesche.

R. W. S. Nr. 126.



99. Der Bozen zur hohen Stiege.

Wenn jemand in Saas zur hohen Stiege spät in der Nacht vorbeiging, soll es dort zuerst hell gepfiffen, dann aber hell aufgejauchzt haben, daß Berg und Tal davon wiederhallten. Es geschah einstmals, daß einer, der zulange im Abendstiz geblieben war, noch spät in der Nacht heimkehren wollte und eben bei dieser Stiege beim Zelliloch, wo es nicht geheuer war, vorbeipassieren mußte. Man versuchte ihn zu überreden, daß er bleiben und früh morgens nach Hause kehren solle: denn es könnte ihm an dem verrufenen Orte etwas begegnen. Er bestund aber fest darauf, noch diese Nacht heimzugehen und zwar, weil kein anderer Weg nach seinem Wohnorte führte, gerade am Bozenloch vorbei, weil er sich vor dem Bozen nicht fürchte. „Und wenn es dir dann pfeift und jauchzt?“ fragte man ihn, „dann pfeife und jauchze ich ihm entgegen!“ entgegnete er. Er verabschiedete sich also von der Abendgesellschaft und kehrte, ungeachtet es spät und finster war, nach Hause zurück. Als er nun bei dem berühmten Zelliloch ankam, hörte er so helle pfeifen, daß es ihm durch Mark und Bein ging. Dennoch faßte er Mut und piff entgegen. Darauf hörte er jauchzen, daß Berg und Tal erbeben. Er war so verwegen und jauchzte auch entgegen. Gleich hörte er ein starkes Rauſchen durch den Wald und er sah einen großen Bock in mächtigen Sätzen auf ihn zuspringen, der mit seinen vordern Füßen sich ihm auf die Achseln warf. So schnell er auch vorwärts eilte, blieb ihm der Bock immer auf den Achseln und wurde endlich so schwer, daß er meinte, er müsse sich fallen lassen. Da kam er mit großer Mühe zu einem Kreuze, das an der Straße stand. Er umfaßte dasselbe und betete inbrünstig, daß sich doch Gott seiner er-

barmen wolle. Er machte das Versprechen, er wolle nie mehr in schlechte Abendstüze gehen, nie mehr mit den Toten Spaß treiben, sondern Almosen geben und hl. Messen für diesen Geist lesen lassen, wenn ihm noch zu helfen sei. Augenblicklich war der Bock von ihm gesprungen und mit Geräusch in dem Walde verschwunden. Weil er redlich sein Versprechen gehalten, soll man seither an dem unheimlichen Orte nichts mehr gehört haben. I. B. S. Nr. 50.



100. Der Mettjubozen.

Die Mettju oder Mettja ist ein kleines Wiesen- oder Weidenplateau hoch oben am Außerberg zwischen Leiggerns-lafel und Kaastalpe. Eine trichterförmige Grube daselbst ist nach dem Volksglauben der Aufenthaltsort eines gemeingefährlichen Gespenstes. In frühern Zeiten soll dieses Gespenst namentlich in der Leiggernalpe unter den Schaf- und Kinderherden viel Unheil angerichtet haben, indem es zuweilen aus seinem Aufenthaltsorte hervortrach und Schafe und Kinder die steilen Abhänge hinunter in die Abgründe und Klüfte hezte. Wenn es Leuten zu Gesicht kam, soll dieses Gespenst jedesmal die Gestalt eines grauen Männleins ohne Kopf angenommen haben, das ein weithin dringendes grauerregendes Geschrei hören ließ.

Folgendes erzählte dem Schreiber dieses ein kranker Mann von dem Mettjabozen: „Als Knäblein von etwa 8 bis 9 Jahren befand ich mich während des Sommers mit meiner sel. Mutter auf der Leiggernalpe. Eines Tages wurden einige andere Kinder und ich von den Aelplerinnen zum Einsammeln von Nesseln und andern Kräutern für Schweine-

futter in den Stafel oberhalb des Sennhörschens geschickt. Wir hatten unsere Arbeit noch nicht lange begonnen, da erschreckte uns auf einmal ein Mark und Bein durchdringendes Geheul. Wie wir aufschauten, sahen wir alle ein graues hauptloses Wesen von der Größe eines mittlern Baumstrunkes rasend schnell den Hang hinunter auf uns zu gleiten. Alles im Stiche lassen und schreiend heimeilen war natürlich das Nächste, was wir Kinder taten. Je näher wir den Sennhütten kamen, desto klagender und unheimlicher gellte hinter uns die Stimme des Grauen. Auf unser Geschrei hin eilten die erwachsenen Alpleute herbei und fragten nach der Ursache unseres Schreckens. Zu unserm Erstaunen vermochten dieselben die Erscheinung nicht zu sehen, obwohl wir Kinder alle sie sahen und das Geheul des Wesenstes auch ihnen hörbar war. Eine Weile noch schrie und heulte das graue Männchen und es wurde der Ton immer wehklagender und verzweiflungsvoller bis auf einmal der Spuf verschwunden und verklungen war. Seitdem man alljährlich die Alpe segnen läßt, hat man sich über größern Alpenjchaden nicht mehr zu beklagen.“ K. v. Koten.

101. Die Kindsbetterfluh.

Im Walde oberhalb St. German am Pfade nach der Leiggernalpe liegt ein gewaltiger Stein, welcher im Volksmunde die Kindsbetterfluh heißt. Diese sonderbare Benennung soll folgender Begebenheit ihren Ursprung verdanken.

Vor alter Zeit wollte ein Weib, welches auf der Alpe oben eines Kindleins genesen war, ohne Begleitperson nach St. German hinuntersteigen, um sich in der dortigen Kirche

aussegnen zu lassen. Sie gelangte bis zu dem genannten Stein; weiter konnte sie aber nicht. Ein Bozen, der, weil die Wöchnerin ohne Begleitung zur Kirche sich begab, Gewalt über sie hatte, soll mit ihr auf und davon gefahren sein. Die Sage meldet ferner, daß man in einer Aushöh- lung jener Klus von der Unglücklichen nur eine Haarflechte und ein Körbchen mit Zehrung gefunden habe, sie selbst aber niemals mehr gesehen worden sei. N. v. Noten.

102. Der Hohleck-Schafdieb.

Hinter der Leiggernalp öffnet sich die graufige Tiefe des Pietichtales, welches der Gemeinde Maron angehört und dieser zur Zömmernng von Schafen, Ziegen und Kindern dient. In früherer Zeit sollen sich die Eigentümer von Schafen häufig über Diebstahl zu beklagen Ursache gehabt haben.

Ein Schafdieb, der dieses Handwerk besonders schwung- voll betrieb, ohne jemals erwischt zu werden, habe, so erzählt das Volk, dafür im Grabe keine Ruh gefunden und noch stetsfort müsse derselbe zur Strafe im düsteren Tale herum- irren. Oftmal will man gehört haben, wie der Geist dieses Schafdiebes in stürmischen Nächten von der Höhe, wo die Suonen- oder Wasserleitungen in das Tal einbiegen, mit jämmerlicher Stimme hinunterschrie: „Hoh, leck, leck! ja, ja!“ Er heißt darum der Hohleckbozen. N. v. Noten.

103. Der Färmgeist.

Zwischen Niedergesteln und Steg liegt am Wege, der am Fuße des Berges hinführt, im Schatten großer weit-

äftiger Nußbäume ein einsames Stallgebäude mit aufgesetzter Scheune. Der einsame Ort, das düstere Aussehen der reckenhaften knorrigen Bäume, sowie das alte zerfallene Gemäuer sind wie geschaffen, um von der Sage mit unheimlichen Wesen bevölkert zu werden. Und in der That hält man unter dem Volke diese Stätte nicht für geheuer. Bei Tag und bei Nacht sollen hier einsame Wanderer oftmals und verschiedener Weise belästigt worden sein, ohne die Ursache der Belästigung wahrgenommen zu haben. Manche schreckte im Vorübergehen ein grauenhaftes Achzen, Seufzen und Fauchen, wie das einer wilden Bestie, andere wollen dagegen gellendes Geschrei gehört haben, und wieder andere mußten sich andauerndes Geklapper und Schmettern wie von Marwochen — Handtrommeln (Katschen) gefallen lassen. Ein Mann von Niedergesteln, der zu anbrechender Nacht von Steg nach Niedergesteln sich auf den Weg begeben wollte, und über die am erstern Ort vernommenen Spukgeschichten sich lustig machte, soll aus eigener Erfahrung belehrt worden sein. Wie er nämlich in die Nähe der unheimlichen Stätte gelangte und dem vorgeblichen Spuk zum Trotz ein lustiges Liedchen zu summen begann, da entstand auf einmal neben ihm ein so gelles und helles Schmettern und Trommeln, daß der Uebermütige schleunigst ausriß und über Stock und Stein dahinrannte — so schnell ihn seine Beine trugen. Allein umsonst. Das ohrbetäubende Geräusch bewegte sich parallel mit ihm, mochte er ein noch so schnelles Tempo einhalten, bis zu dem Wegkreuze eine kleine Strecke unterhalb des Dorfes Niedergesteln. Hier hörte der Lärm mit einem Mal auf und der Gewitzigte hatte nun bis zu seinem Hause noch Zeit und Muße, über die Ursache des Vernommenen nachzudenken. —

K. v. K o t e n.



104. Die übermütige Lene.

In einer Zeit, die weit, weit über Großvaters und Großmutter's Befinnen hinausreicht, soll unserm lieben schönen Wallis eine viel wärmere und schönere Sonne geleuchtet haben. Da wußte man nichts von eisigkalten Herbstwinden und von wildem, wirbelndem Schneegeißel, erst recht nichts. So haben denn unsere Urahnen da, wo jetzt die Herbstweidetriften sich befinden, ihre Jahreswohnung aufgeschlagen und es soll dort recht wohllich ausgesehen haben.

Da soll nun Zen-Kuffinen etwa anderthalb Stunden oberhalb des heutigen Weilers Unterbäch ein gar anmutiges und stark bewohntes Dörfchen gewesen sein. Die Sage erzählt, daß die Jugend dort auf den schönen, ebenen Wiesen oft gespielt habe in stillen Frühling- und Sommernächten.

Da war nun ein schönes, junges Mädchen, bekannt unter dem Namen „Sängerlene“. Das war gar ein hitziges Blut, und singen konnte sie wie die Nachtigall im Frühling im Erlentrauch hart an ihrem Hause. Die Leute hatten sie lieb: sie war sonst schon recht, nur ein klein bißel — übermütig.

Es war an einem Lenzesabend. Der ewig freundliche Mond guckte still lächelnd auf die Erde nieder. Leise murmelte durch die Waldmatten der Mühlbach hinunter. Stille, schweigende Nacht!

Auf den Kuffmatten spielten die jungen Knaben und Mäd'el Schaßlaufen und Ringelreibe. Das war ein fröhlich Schäkern und Lachen und Recken!

Da horch! Ein gellender Zauchzer tönt durch die stille Nacht. Mein Gott! Das kam ja von den Meiggerzügen her, wo es in der Nacht oft wild jauchzt, bald bitter weint, bald wieder schrecklich heult. Nun ein heller Zauchzer aus der Mitte der Spielenden. Die Sängerlene hatte ihn getan.

Wieder ein schriller Schrei auf der andern Seite; aber diesmal wars schon näher gerückt bis in die Waldmatten. Beim Himmel, da jauchzte die Lene schon wieder hell auf. Wohl mahnten sie die andern Mädcl, ja selbst die beherztesten Burschen, nicht in die Nacht hinauszujauhen: denn das sei gar unheimlich und die Geister hätten dann Gewalt über die Leute. Die Lene aber lehrte sich nicht daran, im Gegenteil, mit den Händen vor dem Mund einen Schallbecher bildend, jauchzte sie mit ihrer Silberstimme so laut auf, daß Berg und Tal unheimlich widerhallten.

Da raste es plötzlich wie ein Sturmwind heran, ein fürchterlicher Schrei und Rufen und Mädchen liefen, Jesus, Maria und Josef rufend, auseinander. Es war noch grad, als höre man ein kläglich Weinen und Wimmern in den Lüften, dann ward alles still.

Die Sängerele hat später niemand mehr gesehen. Nur wenige Tage später fand der Ziegenhirt weit unten in den Pfannmatten Lenes Schuß. Er brachte ihn Lenes Eltern, die bald darauf vor Kummer starben. P. Bitshiu.



105. Der Jauchzerbozen auf der Schröteralp.

Hoch über dem schmucken Bergdorf Eijcholl dehnt sich die sonnige Schröteralp. Ein gar lustiger Seun hauste einst da droben mit seinen zwei Hütbuben. Weithin schallten oft in stiller Abendstunde seine übermütigen Jauchzer und Tödler.

Einmal war er wieder in stillfinstler Nacht hinausgetreten vor die Hütte zu toller Lust. Da jauchzte es hell und tief drinnen vom Ruffwald herüber. Frohgemut antwortete auch

der Senn mit seinem besten Jauchzer. Doch kaum war der noch in den Lüften verhallt, da jauchzte es schon gellend von dem nahen Seewen herüber. Zaghaft wandte sich der Senn zur Hütte und die Klinken in der Hand jauchzte er noch einmal. Aber im selben Augenblick fuhr es wie wildes Pferdegetrappel neben der Hütte vorbei, daß der Boden dröhnte und die Funken stoben und ein Mark und Bein erschütterndes Jauchzen gellte durch die Luft, jodasß die ruhig wiederläuenden Kühe im Stalle wild auffuhren.

Käsebleich froch der erschreckte Senn auf's harte Strohlager zu den zwei Hüttnben. Er hatte seinen letzten nächsten Jauchzer getan und betete von da an St. Johannes Evangelii wiederum lieber. E. Pfammatter.



106. Der Dornstaundenritt.

Zwischen Eischoll und Ergisch liegt ein schöner Wald, das Tennholz. Da haust ein Bozen, der es besonders darauf abgesehen hat, den einsamen Wanderer in die Irre zu führen. Im Volke lebt gar manche dieser Verführungsgeschichten fort. Hier eine als Beispiel. Nach altem Brauch ziehen die Besitzer der Turtmantalalpen zur Alpzeit oft an Sonn- und Feiertagen mit schwer bepackten Sauntieren ins Tal hinein. So hatte einst auch der alte Hans Josi in Eischoll an einem Sonntag Alles zur Talfahrt bereitet. Zur Besperzeit, da er die Leute in der Kirche wußte, trabte unjer Hans Josi mit wohlbeladenem Kößlein mnater zum Dorf hinaus, dem Tennholz und damit dem Tale zu. Müßig schritten Moß und Mann fürbaß und Hans Josi wunderte sich schließlich nicht wenig, daß er heute nicht zum Tennbach und zum

Wald hinauskam. Noch eifriger trieb er seinen Gaul an; umsonst. Es wird Nacht: feuchend wandern der Hans Josi und sein Roß weiter, aber zum Tennbach kommen die beiden nicht. Endlich kann der Hans Josi nicht mehr weiter: mit einer letzten Kraftanstrengung schwingt er sich auf den Rücken seines Pferdes und läßt dies auf gut Glück vorwärts gehen. Da ertönt vom nahen Gampel herauf die frühe Morgenbetglocke. Jetzt löst sich der Bann. Mit Schauder sieht Hans Josi, daß er weit unterhalb des richtigen Weges rittlings auf einer großen Dornstange sitzt hart am Rande des Abgrunds. Gesicht, Hände und Gesäß sind blutig geritzt von den Dornen. Schweißgebadet und todesmatt steht neben ihm sein Kößlein. Vom Tennbach her aber hohnlacht es:

„Dornstaudenreiter, Dornstaudenreiter,

Mit der Sonntagsentheiligung kommst nicht weiter.“

Erst lange Jahre nachher erzählte Hans Josi, warum er jetzt nie mehr am Sonntagnachmittag ins Turtmantal fahre.

E. Pfammatter.

107. Der Grillbozen.

Wo vom Unterbächbergweg der Saumweg nach Eischoll abzweigt, liegt gleich rechts vom Mühlbach Grill. Jetzt sind dajelbst nur noch einige Scheunen, während früher dort mehrere stets bewohnte Häuser waren. — Ueberhaupt sind auf dem Eischollberg eine ganze Anzahl früher bewohnter Weiler jetzt verlassen, seit Eischoll im Jahre 1757 eine eigene Pfarrei geworden ist.

Im Grill nun war früher auch ein Bozen, gewöhnlich der Braune genannt. Einmal droßchen im Grilltadel zwei Männer gestohlene Gerste. Da mit einemmale schlug hinter

ihnen ein Dritter wacker auf die Gerste los. Erstaunt drehten sich die beiden Dreischer um und gewahrten zu ihrem Schrecken ein schadenfroh grinsendes, unheimlich schlottriges Männchen. Alles am Männlein war braun; braune Haare und Bart, braun der Rock, braun die aufgestülpte Zipfelfappe. Der Schrecken weckte den Dieben das Gewissen: sie ließen ihre gestohlene Gerste und nahmen schleunigst Reißaus.

Ein andermal war ein Weib auf unehrlichen Wegen gegangen. Wie sie im Grill vorbeikam, blinzte ein rotbraunes Schwein behaglich grunzend zum Fenster hinaus. Wieder freute sich der Braune, daß er Gesellschaft bekommen hatte: aber auch diesmal war seine Schadenfreude umsonst. Das Weib trug in seinem Schrecken schnell das ungerechte Gut zurück. Zu Hilf und Trost des Braunen aber stiftete sie eine Anfenballe für's ewige Licht in Eischoll. Seither hat man vom Grillbozen nichts mehr gehört.

E. Pfammatter.

108. Der Bozen im Tiefengraben.

Ein recht schadenfroher Bozen hat früher im Tiefengraben, wo man vom Eischollberg hinunter zum Kreuzstadel oder nach Weiteln fährt, die Leute geplagt. Jeden Monat hat dieser Geist die erste Person, die durch den Tiefengraben kam, gleichviel ob geistlich oder weltlich, alt oder jung, Männlein oder Weiblein, gepackt und dem Graben entlang durch alle Stauden hinuntergeschleppt, daß es einem oft schien, es könne nicht eine Kaze da hindurch kommen. Unten beim Kreuzstadel hat er sie ganz zerschunden liegen lassen und ist laut lachend wieder den Graben hinaufgestiegen.

Da saßen nun einmal am Kirchenfest mehrere Geistliche beim frohen Mittagsmahl im Priorathaus von Gesteln. Das Gespräch fiel bald auf den neckischen Tiefengrabenbozen und man beschloß, ihn zu beschwören und zu bannen. Zu diesem Zweck stiegen der Pfarrherr von Maron und der Prior von Gesteln und der Seelsorger von Unterbäch munter den Tiefengraben hinan. Der Geist merkte bald, warum die Herren kamen, und rief ihnen entgegen: „Der Ghibil uf der Burg (Maron) und die Gbüza z' Gestellu chännunt nummu cho, dia fürchti nit; aber der Magre von Unterbäch soll ga, der hett ganzi Hufe an.“ Etwas gedrückt kehrten jetzt die wohlwögenden Herren von Maron und Gesteln um. Der Magere aber von Unterbäch mit den ganzen Hufen ging beschwörend auf den Geist los und hat ihn in ein großes Haselstaudengebüsch gebannt. Dort weilt der Tiefengrabenbozen noch jetzt und wer nüchtern diesen Haselstauden zu nahe kommt, muß es büßen.

E. Pfammatter.

109. Der Lufenbozen.

Lufen ist ein kleiner Weiler mit einigen alten, höchstens im Winter hie und da bewohnten Häuschen, auf halbem Weg zwischen Eischoll und Gesteln. Da treibt ein merkwürdiger Spukgeist sein Unwesen, der schon manchen erschreckt hat, ohne jemals ernstlich zu schaden. Der Lufenbozen erscheint in den verschiedensten Gestalten. Bald sieht man ihn als kleines graues Männlein durch den nahen Lufenwald irren, bald als knurrenden Hund daselbst herumtrotten und etwas suchen; bald schleicht er, in weißes Leintuch gehüllt, seufzend um die Gebäulichkeiten von Lufen.

Dann wieder einmal hört man ihn unter wütendem Fuchsgelächel vom Gudolwald hinunter ans Lufen und von da zum Kleinbord rasen, wo das Gelächel allmählich ganz flüchtig wird und sich schließlich in der Ferne verliert.

Was dem Lufenbozen eigentlich fehlt, weiß man nicht, da bis jetzt niemand den Mut gehabt hat, ihn anzureden. So mag er denn weitergeistern. E. Pfammatter.

110. Der Bozen am Gwadren.

Etwa zehn Minuten vor Eicholl heißt's am Gwadren. Da stehen vereinzelt einige Scheunen am Wege. Bei der mittlern Gwadrenscheune soll es recht unheimlich sein. Oft will man da den Bozen gesehen oder gehört haben. Zwei Bozengeschichten seien hier erzählt, die beide in jüngerer Zeit passiert sind.

Einmal wollte ein junges, lustiges Maitji von Eicholl hinein in die Bächli. Wie es gegen Gwadren kam, sah es vor der mittlern Gwadrenscheune jemand stehen und winken. Es meinte, jemand wolle auf es warten und ging rascher. Nähergekommen, sah es vor dem Stall deutlich einen Mann mit kurzen weißen Hosen, rotem Rock und einem Dreispitz auf dem Kopf. Noch einmal winkte der kuriose Mann und verschwand im Stall. Das Mädchen wurde neugierig und, als es bis zum Stall herangekommen war, wollte es nachsehen, was da wäre. Wie es aber seinen Kopf zur Stalltür hineinstreckte, fuhr ihm ein eiskalter Hauch übers Gesicht; der Mann aber war nicht mehr zu sehen. Von der Stunde an fränkelte das Mädchen und ward in Kurzem eine Leiche.

Ein andermal, es war eine helle Mondscheinnacht im Spätherbst, kam ein junger Mann von der Bächli heraus. Er war mit einem Pferd hineingefahren und so hatte er noch die Peitsche bei sich. Froh gelaunt, knallte er lustig mit der Peitsche und pfiß ein Liedlein dazu. Wie er aber bis zur genannten Scheune kam, bemerkte er in einem Kirschbaum unterhalb des Weges einen großen schwarzen Haufen. Neugierig trat er näher und sah nun mit Schrecken, daß es ein Widder war mit nur einem grünen Auge zwischen den Hörnern. Im ersten Augenblick pfiß er dem Widder und knallte noch fester mit seiner Peitsche. Pfauchend stieg aber jetzt der einäugige Widder den Baum hinunter. Der Jüngling rannte, so schnell ihn die Beine trugen, heimwärts. Nur einmal wagte er es, zurückzublicken. Da stand der Widder bereits mitten auf der Straße und gloszte ihm mit seinem großen, grünen Auge nach. Der dies erlebt hat, erzählt es noch heute als Wahrheit.

Der Gwadrenbozen liebt es offenbar, sich so zu postieren, daß er bequem alles sehen kann, hat es aber nicht gerne, wenn man ihm neugierig naht. E. Pfammatter.

III. Die Marksteine.

In Lötjchen bei den Wüstenmatten waren einstmals zwei Männer wegen der Marken uneins. Sie stritten sich schon lange um den Besitz einer kleinen Ecke ihres Wiesengrundes. Hatte der eine eines Nachts die Marken wieder zu seinen Gunsten verrückt, so setzte der andere in der folgenden Nacht sie wieder zurück in das Gut seines Widerparts. Oft schon waren sie handgemein geworden und trugen blutige Köpfe

und haßzerriffene Herzen davon. Verwandte und Behörden suchten zu vermitteln und die entzweiten Nachbarn zu versöhnen, aber es gelang ihnen nur halb. Ganz erlöste sie nur der Tod von ihrem Hader. Doch hatten sie vor ihrem Ende einander noch die Hand der Versöhnung gereicht. Die Strafe blieb ihnen aber nicht erspart.

In den beiden Wiesen sah man oft des Nachts zwei Männer, welche fortwährend Flammen aussprühten. Keuschend und stöhnend trugen sie schwere Marksteine die Halde hinauf. Eben angekommen schlugen sie dieselben mit aller Kraft in die Grenzscheide der beiden Wiesen hinein. Das wiederholte sich allnächtlich, bis die Strafe gesühnt, der Frevel gebüßt war. Dann war auch die Stunde der Erlösung angebrochen.

J. Werlen.

112. Der Benzmann in Ergisch.

Den Benzmann haben schon viele Leute gehört. Martha Bumann hatte ihre Weide oberhalb Obermatt am Walde. Eines Tages hörte sie Holz hacken. Den ganzen Vormittag hatte sie den Waldmann gehört und dieses regelmäßige Klopfen wollte nicht aufhören. Die gute Frau hatte Erbarmen mit dem vermeinten Holzhacker und wollte ihm Milch bringen, nahm das Geschirr und ging dem Klopfen nach. Je weiter sie aber ging, desto entfernter erschien ihr das Hacken. Wie sie sich endlich müde gelaufen und nichts erreicht hatte, erkannte sie, daß hier ein Geist wohnen müsse. Es war dies der Benzmann.

Der 85jährige Josef Anton Locher von Ergisch erzählt, daß seine beiden Söhne Josef Anton und Alex einmal in

der Temperwoche zum Tennbach gingen, um Holz zu holen. Wie sie hinauf kamen, hörten sie zum schönsten spielen und zwar mit so regelmäßigem Takt, daß man darauf hätte tanzen können. Dies war wieder der Benzmann.

G. Christ.

115. Der Bozen im Tennholz.

Franz Schmid, nur der Ládi z'Juminen genannt, war ein berühmter Hackbrettler, daher sein Beinamen. Dieser ward an einem Sonntag angefragt, er möchte heute abend zum nächtlichen Tanze aufspielen. Als Tanzlokal war des Malbermattens Haus im Nfil bestimmt. Bei angehender Nacht ging nun der Lädifranz mit dem Hackbrett unter dem Arm über Ergisch seinem Bestimmungsorte zu. Wie er aber den Tennbach überschritten und zum Nfil hinaufging, hörte er bereits helle Tanzmusik und das taktmäßige Gepolter der Tänzer. Mißmutig kehrte unser Ládi um und meinte, man hätte einen andern Spielmann gedungen.

Als er aber einige Schritte zurückkam, begegnete er erst seinen Kameraden, die den Tanz veranstaltet hatten und mit ihren Holden daherkamen. „Na, wohin willst nun du?“ fragte einer aus ihnen. Der Lädifranz antwortete: „Was brauche ich mehr zu kommen, da ihr schon einen Spielmann gedungen habt!“ Die andern verneinten es und glaubten, er wolle Scherz treiben. Wie dieser aber erzählte, daß er deutlich spielen und tanzen gehört, ward ihnen die Sache doch ernst. Einige wollten sich jedoch überzeugen, ob jemand anders dajelbst tanze. Sie fanden niemand, alles war ruhig. Die Folge war, daß der veranstaltete Tanz für

dies Mal unterblieb. Die Zauchzer verstummten, still und nachdenkend ging man nach Hause. Erst nach Tagen erzählte man, was vorgekommen sei.

Man sagt, daß der Bozen im Tennholz 7 Jahre diesseits der Rhone, 7 Jahre jenseits in Bratsch haufiere.

G. Ebrist.

114. Der Schafhirt in Meiden.

In unsern hochgelegenen Sommeralpen wird durchweg das Schmalvieh mit dem Kindvieh geweidet. So hielt man es auch im Turtmanntal. Der Kinderhirt in Meiden und der Schafhirt Balli von Ems hatten ihre Herden den Sommer hindurch friedlich in der Meidenerhochalpe nebeneinander grasen lassen. —

Als aber der Heuwuchs verzehrt war und nur die leichtfüßigen Schafe mehr in steilen Abhängen zwischen gefährlichen Felsklüften ihre Nahrung fanden, trieb man das Großvieh vom obern Stafel in die Voralpe hinunter.

Am Frauentag treibt der Hirt Balli seine Schafherde zum ersten Mal in dem vereinsamten Stafel aufs Läger: tritt dann wehmütig gestimmt in die leere Hütte, um sich seine Suppe zu kochen. Doch kaum haben Scheiter lustig zu flackern begonnen, da hört er wie seine Schafe unruhig werden und plötzlich in hellen Säen nach allen Richtungen auseinanderstieben. Mit Hilfe seines Hundes und der derben Weißel gelingt es ihm, die zersprengten Flüchtlinge wieder zu sammeln. Balli kehrt in die Hütte zurück, um seine Suppe fertig zu kochen; doch der Feuerherd ist zerwühlt und die prasselnden Scheiter liegen auf dem Boden der Küche zer-

streut. Während er die Holzstücke wieder zurechtlegt, jagt es die Schafe zum zweiten Mal jäh auseinander. Derweil er die Herde zusammentreibt, geht in der Küche der grobe Unfug von neuem los. So wiederholt sich der unheimliche Doppelspuk drei Mal nacheinander.

Von Schrecken ergriffen wirft sich Balli angekleidet auf seine harte Britsche, ohne einen Löffel Warmes genossen zu haben. Da regt es sich plötzlich in der Ecke der dunkeln Hütte, tritt auf den Liegenden zu, legt sich wortlos neben ihn hin und rückt näher und immer näher. Dem Hirten läuft es eiskalt über den Rücken und durch Mark und Bein. Und wie die weiße Gestalt nun seine Schulter berührt, da schreit er in seiner Seelenangst laut auf: „Laß mich in Ruh, unheimlicher Gast, ich muß hier sein.“

Die Gestalt an seiner Seite verschwindet: die Hütte steht in geisterhafter Beleuchtung; an der Türschwelle aber hängt umgekehrt und ohne Kopf ein Gerippe.

Balli zwingt sich an allen Gliedern wie Epenlaub zitternd durch den freien Raum zwischen dem Boden und dem Kumpf des Gerippes hindurch ins Freie und eilt in hellen Säßen dem Vorsatz zu. Hinter ihm her aber bringt es in einer solchen Unordnung und Wucht die Schafe, daß er keinen Augenblick sicher ist, von ihnen niedergerannt und untergemacht zu werden. Raym. Loretan.

115. Die schwarze Katze.

Auf dem Wege zwischen zwei Alpen im Turtmanntal sah man des Nachts oft eine schwarze Katze.

Ein junger Alphirt, der den ersten Sommer im Turt-
Walliser Sagen

manntal war, begegnete ihr eines Abends. Ahnungslos hob er das zierliche Kästchen auf, um es heimzutragen und sich seiner anzunehmen. Da wurde die Käse aber größer und immer größer und die Haare wurden wie feurige Drähte, so daß der Hirt entsetzt das unheimliche Tier fallen ließ und in der größten Eile seiner Hütte zueilte. Dort legte er sich auf's Bett und war lange krank. Raym. Loretan.

116. Der schwarze Stier.

Im Turtmantal will man in der Nacht oft einen schwarzen Stier gesehen haben, der vorn an der Stirne ein weithin sichtbares, helles Licht trug. Meistenteils durchlief er ruhig die Alpen; zu gewissen Zeiten aber brüllte er so furchtbar, daß das Echo schaurig wiederhallte und man es in allen Alpen weit in der Runde hörte. Dann soll das Vieh immer so unruhig geworden sein, daß es nicht mehr zu halten war. Die Sennen, Hirten und Sennerinnen wichen dem Tiere immer sorglich aus. Raym. Loretan.

117. Die schwarze Kuh.

Ein Hirte aus dem Wallis, der im Welschland auf einer Alpe das Vieh hütete, bemerkte, daß seine Kühe seit einiger Zeit um Mitternacht immer unruhig wurden. Er beschloß daher, einmal wach zu bleiben, um der Sache auf den Grund zu kommen.

Eines guten Abends hielt er an einem Punkte, von wo

er das ganze Lager überblicken konnte, Wache. Da sah er um Mitternacht eine große schwarze Kuh aus dem nahen Walde hervorkommen, die nicht zu seinem Senntum gehörte. Die schwarze Kuh mischte sich unter das ruhende Vieh, störte es auf und fing an, mit ihm zu ringen. Und siehe, alle seine starken welschen Tiere, die sonst überall als die besten Ringfüße bekannt waren, unterlagen im Kampfe gegen diese unheimliche schwarze Kuh. Derselbe Vorgang wiederholte sich in den vier aufeinanderfolgenden Nächten, sodaß es dem Hirten unheimlich zu Mute wurde und er eines Tages ins Tal stieg, dem Pfarrer der Talschaft den Vorgang erzählte und ihn um Rat und Hilfe bat. Der Pfarrer sagte ihm, er solle eine starke Geißel nehmen und das nächste Mal, wenn die fremde Kuh in seine Alpe komme, ihr damit einen festen Hieb über die Rippen geben, aber nur einen Schlag. Mit diesem Rate versehen, eilte der Hirte der Alpe zu, nahm abends seine große aus eisernen Ringen und Leder gefertigte Hirtengeißel und stellte sich auf seinen Posten.

Als um Mitternacht die schwarze Kuh wieder aus dem Walde hervorkam, trat der Hirte aus seinem Versteck heraus und versetzte ihr einen wuchtigen Hieb über die Rippen. Von den getroffenen Stellen glaubte er Feuer hervorsprühen zu sehen. Die Kuh war im ersten Augenblicke wie erstarrt, und den Hirten überkam ein gewaltiger Schrecken. Darauf aber hob das mächtige Tier schnaubend den Kopf und sprach vernehmlich: „Gib mir noch eins.“

„Geh für heute,“ erwiderte der Hirte, der seine Ruhe wieder gewonnen hatte. Da kehrte sich die Kuh langsam und vor Wut laut brüllend um und sagte: „Wenn du mir noch einen einzigen Schlag versetzt hättest, so wärest du und dein ganzes Senntum heute elendiglich zu Grunde gegangen.“

Seit jenem Abend war es auf jener Alpe wieder ruhig,

und die große schwarze Kuh soll man niemals mehr gesehen haben.

Molet Loretan.



118. Die Einladung zum Alpenmahl.

Nördlich vom Turtmanngletscher am Fuße eines hochragenden Felsens befindet sich eine Sennhütte und daneben steht ein Stall. In dieser Sennhütte wollten einmal drei Jäger übernachten. Beim Abendſiße plauderten ſie zum Zeitvertreib bald von dieſem, bald von jenem; zuletzt kamen ſie auf Geiſtererſcheinungen zu ſprechen. Das ergab ſich faſt von ſelbſt; denn die Hütte, in der ſie wohnten, war weit und breit verſchrien als eine Geiſterhütte. Oft ſoll es dort geſpuft haben, indem die ganze Nacht die Geſchirre mit fürchterlichem Gepolter hin und her geworfen wurden, und wenn man am Morgen den Wirrwarr ſich anſehen wollte, fand man alles in beſter Ordnung.

Wie man dieſe alten Erzählungen des Volkes wieder aufriſchte, und einer der Jäger noch bemerkte, daß auch im Stalle das Vieh von dem Spuke nicht verſchont blieb, indem die Kühe urplötzlich aufſprangen und mit fürchterlichem Gebrüll durcheinander zu raſen ſchienen, da jagte der Beherzteſte von ihnen: „Die Geiſter möchte ich gerne einmal ſehen.“ Die beiden andern Männer verwieſen ihm ſeine verwegene Rede. Aber je mehr ſie in ihn drangen, die Geiſter ja doch nicht zu rufen, deſto frecher tat er und wiederholte nochmals die Herausforderung: „ſie ſollen nur kommen, die Geiſter.“

Da hörten ſie draußen ein gewaltiges Krachen; es war, als ob der Fels oberhalb der Hütte ſich geſpalten und den

Geistern den Ausgang geöffnet hätte. Die Männer erbleichten und wechselten angstvolle Blicke. Da im gleichen Augenblicke öffnete sich angelweit die Türe — die Männer schracken zusammen — und herein trat eine Frau in altmodischer Kleidertracht. In der rechten Hand trug sie ein Gefäß voll warmer Milch, das sie mit aller Sorgfalt auf einen Holzblock hinstellte. Dann trat sie langsam zu den Jägern heran und lud sie ein, mit ihr das Alpenmahl einzunehmen. Keiner hatte Lust der Einladung Folge zu leisten. Sprachlos saßen die Männer da, wie angeleimt auf ihren Sitzen; auch dem Spötter erstarrte die Antwort auf der Zunge. Die Frau aber kehrte zum Holzblocke zurück. Bald schaute sie in die dampfende Schüssel hinein, bald wiederum blickte sie zu den Jägern hinüber, immer wieder die Einladung wiederholend. Das dauerte bis am Morgen. Als der Morgen graute, gewann der Spötter den Mut, die unheimliche Gastgeberin anzureden. „Wahrlich,“ sprach er, „wenig Lust habe ich nach solchem Schrecken an deinem Mahle teilzunehmen. Fürderhin wird es mir auch nicht mehr einfallen, über Geister zu spotten. Werde ich aus dieser peinlichen Lage heute befreit, dann verspreche ich, reichliche Almosen zu spenden und andere gute Werke zu verrichten.“ Auf diese Worte hin verschwand der Geist. Kleinlaut kehrten die Jäger nach Hause. Der Spötter aber mußte zur Strafe eine lange Krankheit durchmachen.

Fr. Zehnder.

119. Die Geister in der Tschafelalp.

Die Tschafelalp, zwei Stunden von Gms entfernt, liegt jenseits des Turtmannbaches in einer sonnigen, angenehmen Lage. Eine hübsche, kleine Kapelle, Wohnungen und Ställe

bilden ein kleines Alpdörfchen. In demselben trug sich vor. Jahren folgende Begebenheit zu.

Zwei Jäger, einer von Stalden, der andere unbekanntes Wohnortes, hatten sich das Wort gegeben, zwei Tage vor Weihnachten an diesem Orte sich einzufinden, um von dort aus auf die Jagd zu gehen. Der Jäger von Stalden traf am bestimmten Tage ein, nicht aber der andere. Der Jäger war nun gezwungen, allein die Nacht in einer Wohnung zuzubringen. Um die Mitternachtzeit hörte er einen großen Lärm und ein starkes Geräusch. Schellengeläute, Sauchzen und Rufen der Hirten wurden nach und nach hörbar. Endlich öffnete sich die Türe, die Geister in Melplertracht traten ein, holten sich die Melkeimer und gingen ans Melken. Nach dieser Arbeit wurde die Käseerei betrieben. Sobald dieselbe fertig war, ging der Senne hinaus, um die Schweine zu füttern und lockte sie durch Gepfiff und Rufen herbei. Sie kamen aber unter solchem Lärm und Geschrei, daß dem Jäger weh und angst wurde. In dieser Not versprach der Jäger, jährlich eine Wallfahrt nach Glis zu machen, wenn er glücklich dieser unheimlichen Gesellschaft los würde. Da verschwanden die Geister. Am nächsten Tage, als er sich vom Schrecken erholt hatte, ging er nach Hause zurück und hielt sein Versprechen.

Fr. Zehnder.

120. Der Untergang der Allalpe.

Am südlichen Abhange des Allhorns dehnte sich die grasreiche, reizend gelegene Allalpe aus. In den Sommermonaten bis in den Herbst hinein weideten dort Hunderte von Kühen und die gegenüber liegenden Schluchten wiederhallten von

den fröhlichen Tödlern und Zauchzern der Leuker Sennen und Hirten. Die Alpe war weitgedehnt; sie erstreckte sich hinauf bis an die Grenzmarken der Eißischeralpen, wo die deutschen und welschen Viehrassen im Hochsommer friedlich miteinander grasten. Die Alpe bot darum genügend Gras, bis die Tage des kühlen Herbstes selbst zur Rückfahrt mahnten.

Eines Sommers aber, um die Mitte des Monats August, entlud sich ein furchtbares Ungewitter über die Gegend. Kobolde wühlten das weißliche Erdreich auf und ein furchtbarer Erdsturz begrub die schöne Alpe mit ihren Bewohnern unter Schutt und Trümmern: ja der träge dahin rollende Schlamm wälzte sich hin bis ins Rhonebett, die ganze Pfynnebene mit klastert Hohem Geröll überschüttend. Aus war es mit der Herrlichkeit der einst so schönen Alpe, und die weiter hinten gelegenen Stafel, welche nicht mehr befahren werden konnten, fielen den Eißichern anheim, ohne daß eine Entschädigung dafür geboten wurde.

Waren es die Geister der Verschütteten, war es die widerrechtliche Besitznahme der Alpe — die Eißischer konnten der neuerworbenen Alpenteile nicht froh werden. Nach dem Feste Mariä Himmelfahrt begannen die Alpenfähe dahinzusiechen und gaben fast keine Milch mehr. Man war daher gezwungen, jeweilen am Vorabende von Mariä Himmelfahrt die Alpe zu verlassen. So war es Brauch gewesen seit vielen Jahren.

Einmal wollte man es doch versuchen, das Vieh einen Monat länger als sonst auf der Alpe zu behalten, weil der Graswuchs gar so üppig war und es geradezu schade gewesen wäre, die krautreiche Alpe schon so früh bei dieser Grasfülle zu verlassen.

Es war am Nachttag des Mariä Himmelfahrtsfestes. Die Rüge lagen abends eingepfercht auf der Lägerstätte. Da ritten drei Reiter heran, trieben das Vieh vom Läger auf

und jagten es unter klingendem Trichel- und Schellengeläute die Halden hinunter. Der Hufschlag der dahertrabenden Rosse und erst noch das Geläute der aufgeschreckten Viehherde weckten den Hirten und den Sennen. Sie eilten hinaus vor die Hütte und sahen den Stafel leer: nur in der Ferne noch hörten sie die Schellen und Tricheln der Kühe allmählich verhallen. „Auf und ihnen nach!“ kommandierte der Senn dem Hirten. Und dieser lief die steilen Halden hinunter so schnell, daß es ihn wunder nahm, wie er eigentlich fortkam, ohne sich hundertmal zu über schlagen und zu fegeln. Erst beim Dorfe Bissioie holte er die Kühe ein. Beim Leichenhause stunden sie still. Dort war eine Leiche. Es war alter Brauch, daß die Leichen der während der Woche Verstorbenen in diesem Leichenhause aufgebahrt blieben, bis sie am darauffolgenden Sonntag auf einem Saumpferde nach dem Kirchhof in Leuf übergeführt wurden. Vor diesem Leichenhause erklärte der erste der Reiter dem Hirten: „Führe deine Herde zurück: gesühnt ist die Strafe, wenn einmal Leuf seine Entschädigung für die Alpe erhält: kein Geist wird das Alpenvieh mehr belästigen. Dann wird aber auch das andere kommen, daß die Toten auf einheimischen Friedhöfen des Eisjochtales ruhen können.“ Die an diesem Abend in Bissioie aufgebahrte Leiche war die letzte aus Eisjoch, die in Leuf begraben wurde. Droben auf der Alpe hatte man fortan nichts mehr zu leiden von der alten Plage, seitdem das alte Unrecht gut gemacht war.

J. Brindlen.



IV. Arme Seelen

121. Gruß an Mletsch.

(Von Pfarrer Tschinen.)

Von der Alpenwelt des Wispertales, vom Hanig aus, wohin mir der Mletschgletscher so bekannt und anheimelnd herüberwinkt, schicke ich dem Mletschtale als altem Bekannten meinen freundlichen Gruß zu.

Gewiß ist Mletsch nächst Zermatt eines der interessantesten Alpentäler unseres Wallis. So reizend es, nebst seiner angrenzenden Bellalpe, an Wundern der Natur ist, so reich ist es an lieblichen alten Sagen. Von dem Mletschbort und Hochgebirg aus bieten sich dem Blicke in großartigem Panorama die schönsten und erhabensten Bilder dar, so daß man es wohl ein Wunder der Alpenwelt nennen darf. Noch jetzt in den sechziger Jahren meines Lebens erwacht das liebliche Bild eben so frisch und lebendig in meiner Erinnerung wie damals, als ich mit meinen Jugendfreunden auf dem Mletschbort die reine und frische Berg- und Alpenluft einatmete und an den herrlichen Ausichten meine Augen nicht genug sättigen konnte. Noch jetzt, wenn ich mich an die damaligen Alpenwanderungen erinnere, meine ich, es umduften mich die starken Alpenkräuter, ich pflücke wohlriechende Viole, mit Tauperlen

geziert, und binde sie in Büschelchen zusammen. Und noch sehe ich den mächtigen Aletschgletscher unter mir und die schimmernden Firnen im weißen Kleide an den Gebirgen herunterhangen, noch höre ich die Ströme unter Gletschern tosen und von den Tristen die Bächlein niederrauschen: höre das helle Pfeifen des großen Lämmergeiers, der über den fahlen Wänden der schwindelnden Abgründe majestätisch kreiset; höre das Glockengeläute der weidenden Rinder, das Blöcken der auf grünen Tristen herumjuchwärmenden Herden, das Gejauchze und den Liederschall der Hirten und Sennerinnen nach der alten Weise:

O wie bin ich in Aletsch gern
O wie ist mir in Aletsch wohl;
Tuot mer schid's Herz im Sib erstemwu
Wenn ich gegu u 'Aletsch soll!

Noch betrachte ich diese tausendjährigen Pyramiden, diese stolzen, schönen Riesengebirge, auf denen die flinken Gamsen springen und die Jäger ihre verwegenen Jagden unternehmen: von denen, wenn der Winter klastertiefen Schnee aufhäuft, mächtige Lawinen in die Tiefe donnern, von deren schrecklichen Fall Berg und Tal erzittern; um deren Häupter, wenn Föhn und Nord die schwarzen Wolken türmen, Feuer- gluten blitzen und die furchtbaren Donnerschläge einen graufigen Wiederhall in Berg und Tal erwecken. — Kein Wunder, daß die vornehmen Herren und Frauen die schwüle Stadtluft im Sommer verlassen, um selbe mit der reinen, frischen und süß duftenden Alpenluft zu vertauschen; um in großen Wundern der Natur die herrlichen Werke Gottes zu betrachten und in ihrem Anblicke sich zu erfreuen.

Aber es ist in Aletsch noch ein anderer Gegenstand, der auch unsere ganze Aufmerksamkeit verdient und ebenso großartig als wunderbar ist; es ist der Gletscher und seine wunder-

bare Natur. Ein unendlicher Strom, vereist in seinem Lauf, begrenzt von zwei Gebirgsketten, zieht sich vor unsern Augen dahin, sein Ende verliert sich in unerreichbaren Höhen. Kluft reiht sich an Kluft, Schlund an Schlund, Riß an Riß, Spalte an Spalte, Klippe an Klippe — ein unendliches Labyrinth — ein Meer — ein Wunder der Natur. Ein kalter Geisterhauch fächelt die schweißtriefende Stirne, unter sich das geheimnisvolle Glatteis, um sich aschgraue kahle Felsen, ob sich der blane Himmel — der Mensch wähnt sich aus der Welt gestoßen. Hoch oben freist der Lämmergeier seine Bahnen und läßt sein eintöniges Krächzen vernehmen, dazwischen tönt der gurgelnde Laut unterirdischer Wasser, der Donner stürzender Eismassen, das Rauschen der Wasserfälle, und alles findet tausendfachen Wiederhall an den ragenden Felsenzacken. Vor sich, hinter sich bodenloser Abgrund, endlose Spalten, und auf der kleinen Klippe, an der sich der Mensch angeklammert, fühlt er das erschütternde Toben, das reißende Tosen der unterirdischen Gewalten. Es ist ein vereister Strom, eberne Banden halten ihn in seinem Lauf gefangen, und doch bewegt er sich, durch unsichtbare Gewalt getrieben, zu Tale. Es ist ein stetes Wogen, mit Geisterstimme öffnet sich ein Schlund und mit erstickendem Lante schließt er sich wieder. Und die steigende Sonne zeigt uns den Reichtum der Natur: tausendfach wirft das Feenschloß in siebenfarbigem Glitzern die Sonnenstrahlen wieder. Vergebens beleckt die Wärme der Sonne das eisige Revier, und wenn sie auch für Augenblicke das Eis zu erweichen scheint, der kalte Hauch der Alpenwelt bringt es sogleich wieder unter seine despotische Herrschaft. Es ist eine leblose Eismasse und doch schiebt sie die Berührung einer fremden Substanz; wirf einen Stein in einen Gletscherschlund und er wirft ihn aus: Zeugnis davon liefern uns die bergeshohen Moränen. Der Mensch

sieht da das Werk der schaffenden Gottheit, er fühlt den Odem der nahen Majestät.

„Hier bleibe wonneliebend
Selbst Hallers Muse stumm,
Wie groß! wie seelerhebend!
Hier ist Elysium.“

Was Wunder nun, wenn das poetische Altertum in diese Feenschlösser und unterirdischen Kristallhöle Eiseen, Eisköniginnen mit ihren Gletscherjungfrauen einziehen ließ, damit sie über das unermeßlichste Gletscherreich herrschen sollen. Was Wunder, wenn das einfache, tief religiöse, von frommer Poesie inspirierte Walliservolk, das noch nie in den Hörsälen das geheimnisvolle Schaffen eines Gletschers in natürlichem Zusammenhang erklären gehört, seine armen Seelen mit der wunderbaren Natur, mit dem geheimnisvollen Gletscher verbindet.

Ja, der Sagenfreund meint oft in dem Tojen des Gletscherstromes, in dem Säuseln der Tannen des düstern Ebenenwaldes, in dem Lüftchen, das durch die Haare des Alpenwanderers und über die Blumen weht, eine leise Stimme zu vernehmen: „Sieh, hier im Aletschgletscher war es, wo ehemals Legionen von armen Seelen, welche Kopf an Kopf gedrängt, die Schlünde des Gletschers ausfüllten, leiden sollten. Sieh, dort war es, wo man arme Seelen in Gestalt zweier schönen Frauen erblickte, von denen die eine auf dem Gletscher sitzend, ihr an der Sonne golden schimmerndes Haar kammte und dabei bitterlich weinte, weil sie noch neunmal bis an den Hals einfrieren sollte, bis sie erlöst würde; die andere bis an den Hals eingefroren, dennoch so wunderschön sang, daß man davon bezaubert wurde, weil sie nach dieser Entfrierung der Erlösung entgegen sah. Von daher machte die schöne, lebens- und tanzlustige Emma mit ihren

Gefährten die Ausflüge an den Quatembertagen zum Totentanz. Aus diesem Gletscher kamen die armen Seelen zur frommen Schmidja, um sich zu wärmen; daher kam der Lachergeist; daher die Wasser-Nixe. Da waren einst viele Göttergigini; daher kam der starke Hirtenbube, der den Zwingherrn Arnavas besiegte. Dort sollen mehrere Gemeinden gewesen sein, von denen 15 bemäntelte Vorsteher und 25 Vorbräute, alle im weißen Ländertuch gekleidet, am Fronleichnamsfest nach Maters kamen; dort soll man Neben und Weizen gepflanzt haben. Aus diesem Gletscher kam der schreckliche Kollibock und brach der Merjelen-see durch, von welchem Wallis oft überschwemmt wurde. Auch dort aus dem Ebenenwald hörte man oft so feltjame, schauerliche Stimmen von Geistern. Ja aus diesem Tale entsproßte der reichste Sagenschatz, der schon frühe seinen süßen Reiz auf mich ausübte und auch später seinen Zauber nicht verlor.

Noch scheinen mir diese Berge, Tristen, Haine und Gletscher mit aller Art von Sagen durchwoben und das Tosen der Massa von alten Geistergeschichten zu erzählen. Einen Strauß nur von lieblichen Sagenblumen haben wir gesammelt, zu tausenden blühen sie noch auf unjern freien Bergen; doch was sage ich und was sehe ich!

Auf dem Gletschbort erhebt sich ein stattliches Hotel und es wimmelt dort von Gästen; der herrliche, dunkle Ebenenwald ist verschwunden; vornehme Herren und Frauen fahren zu Pferde über den Gletscher, den früher nur Jäger und Hirten zu betreten wagten; Reisende von allen Nationen besteigen die höchsten Gletschhörner, die sonst nur von Gemsen bewohnt waren; sie durchschwärmen alle Täler und Gletscher, wo ehemals nie eine lebende Seele hingekommen. Eine andere Welt — andere Zeiten — andere Ansichten!

Lebe wohl, du liebliche Idyllenzeit; der Zauber deiner Sagenwelt wurde im Laufe der Jahrhunderte abgestreift.

Dennoch bleibt, wie Herr Bechstein sehr schön sagt, die deutsche Sage fort und fort ein frisch quellender Goldborn für Poesie und Kunst. Sie verdient und lohnt es, daß sie immer mehr gepflegt werde — diese Sagenblume; daß sie immer mehr Freunde finde ihres geistigen Genußes und Bilderreichtums wegen. Ja sie bleibt, sagt der gleiche Gelehrte, trotz allem Hohnlächeln der Neuzeit, trotz allem Verfluchen, Abschleifen und aller Aufklärungsjüchtelei, eine frischlebendige, unverwüsthche und süthliche Volkskraft, mit einem Worte, eine Wunderblume des Volkes. L. B. S. Nr. 1.



122. Das Gastmahl um Mitternacht.

Der alte originelle Zelliser Josti von Brig, ein echtes Temperfind, war bekannt als Geisterseher. Wenn auch nur die Hälfte wahr sein sollte, was er gesehen und seinen Vertrauten erzählt, so grenzt das an das Wunderbare. Den großen Durchzug anno 1815 soll er lange vorher gesehen haben; ob nun die Glisererschlacht, die ihm ein Geist soll gezeigt haben, auch einstens noch stattfinden wird, mag die Zukunft lehren. Unter anderm erzählte mir ein Greis von Naters, ein redlicher alter Walliser, Moriz Eggel, daß ihm derselbe in ganz vertrauter Mittheilung eine seltsame Geistererscheinung geoffenbaret habe. Er wollte ihm weder den Namen des Hauses, noch denjenigen der Ortschaft nennen und wenn er auf den Namen der Familie deutete, so soll er ihn gebeten haben, er solle seine Vermuthungen nicht aussprechen und ihn über so etwas nicht ausforschen, aber denken könne er darüber was er wolle. Ich möchte das Ganze für eine Erfindung erklären, wenn es nicht ein so alter Mann erzählte'

der mir noch andere ähnliche Sonderbarkeiten vom Felliſer Joſi mittheilte. Obwohl die wunderbaren Märchen und Sagen vielleicht kein empfängliches Publikum bei uns finden, ſo wollte ich doch dieſe ſeltſame Erſcheinung aufzeichnen — ſie heißt: „Das Gaſtmahl um Mitternacht.“

Laſſen wir den Felliſer Joſi ſelber ſprechen: „Es war am Vorabende der hl. drei Könige, als es vor meinen Fenſtern rief, — es mochte etwa gegen 12 Uhr der Nacht ſein: — „Felliſer Joſi, Felliſer Joſi!“ — Ich ſprang ans Fenſter und rief hinunter: „Wer da?“ — „Gut Freund“ — war die Antwort. „Komm geſchwind — fürchte dich nicht — dir ſoll nichts geſchehen — die Sache hat Eile“ — ſo rief eine ſanfte Stimme, die mir alle Furcht benahm. Es war aber ſo finſter und regneriſch, daß ich niemanden ſehen konnte. Ich verſprach eilends zu kommen. Wie ich zur Haustüre hinaustrat, da ſah eine Perſon, wie mir ſchien, eine Frau, dicht in Mantel gehüllt zu Pferde: „Und was iſt euer Begehren?“ fragte ich — „Mich zu begleiten“ — war die Antwort — „Und wohin?“ — fragte ich wieder — „Zum Gaſtmahl um Mitternacht. — Aber wir haben Eile, fürchte dich nicht — und folge mir“ — ſprach ſie. — Eine ſo vornehme Frau, dachte ich, wird mir doch nichts zu leiden thun, ich folgte ihr daher ohne Furcht. Es war finſter und neblig, daß ich die Reiterin nur wie im Schatten ſah; das Pferd trat ſo leiſe auf, daß ich es kaum hörte. — Das kam mir ſo ganz unheimlich und geiſterartig vor, daß ich kein Wort zu ſprechen wagte; dennoch folgte ich ihr ohne Furcht. Der Weg war mir unbekannt. Wir langten endlich vor einem großen Hauſe an, in deſſen Hofe es von Pferden, Kutſchen, Wagen und Bedienten wimmelte. Meine Reiterin wurde vom Pferde gehoben, ein Bedienter ging voran und ſie winkte mir, ihr zu folgen. In den untern Räumen und Gängen des großen

Hauses war es dunkel und stille; höher hinauf aber waren Gänge und Treppen taghell erleuchtet, uns wallte ein lieblicher Ambraduft aus dem Speisesaal entgegen. Ein Geräusch vieler Stimmen und das Klingen der Gläser und Geräffel der silbernen Tischmöbel tönte aus der halbgeöffneten Thür des Salons. — Auch diese flog auf — und umstrahlt vom Sonnenglanz der schwebenden kristallinen Leuchter saß an reichbesetzter Tafel die glänzendste Gesellschaft. Fast unbemerkt von den Gästen schloß sich meine Begleiterin zu unterst an die Gesellschaft und ich setzte mich auf ihren Wink neben sie. Ich war stumm vor Erstaunen über das, was ich da Prächtiges sah und hörte, obwohl ich ihre Sprache nicht verstund. Ich vermag es nicht zu beschreiben, so gern ich wollte; denke dir einen geräumigen hohen Saal, ringsum mit ehrwürdigen Ahnenbildern und prächtigen in Goldrahmen gefaßten Tableaux und Spiegeln ausgeschmückt: die brennenden Farben der Teppiche und Tapeten, die künstlichen Blumen in zierlichen Vasen, das goldene und silberne Tischgerät; endlich die Gesellschaft selbst im vollen Kostüme, schwarz und weiß gemischt. — Alles ließ mich auf den hohen Stand und guten Ton des Gastgebers schließen. Zu oberst an der Tafel schien mir der Urahn herr zu sein. Sein dunkles aber freundliches Auge lief unter den langen, schwarzen Wimpern rastlos im Kreise der Gäste umher, gleichsam um die Gesichter der Anwesenden zu mustern — mit einem Wort, er war die Seele des Ganzen. Eine lange Reihe edler ritterlicher Gestalten, aus deren theils heiteren, theils finsternen Stirnen, rabenschwarze Augen brannten. Unter ihren langen Bärten hingen schwere Goldketten auf die Brust herab. Auch geistliche Würdenträger waren darunter. Gleich lieblich gefärbten Blumen tauchten inzwischen die mit Gold und Diamanten geschmückten Gestalten schöner Frauen und lieblicher Töchter hervor. Die

vornehmen Herren schwenkten mächtige Pokale und tranken mit den hübschen Frauen Gruß und Bruderschaft. Auf leichten Schwingen schwirrte das Gespräch um die Tafel. Die feinen Weine machten die Scherze der Männer mutwilliger und ihre Blicke wurden kühner auf die reizenden Nachbarinnen. Gewürzt von dem lispelnden Gespräch und schalkhaften Lächeln der Frauen, schien der Nebenjaft ihnen noch einmal so gut zu munden, und sie noch mehr zu begeistern. Endlich rauschte die Rede in seßelloßen Strömen dahin. Toaste folgten auf Toaste — da öffneten sich auf einmal die Flügelthüren des Festsaales — und herein trugen die Diener eine große Kiste. Diese wurde geöffnet und ein großes Paket von Pergamentrollen entwickelt. Ein in der Nähe des Urahnsherrn stehender Perrückenherr, ohne Zweifel der Sekretär, fing auf ein gegebenes Zeichen, das allgemeines Stillschweigen gebot, an laut und lange aus diesen Rollen vorzulesen. Weil mir dies langweilig vorkam, da ich nichts davon verstand, so nahm ich mir ein Herz, meine Begleiterin leise zu fragen, was man da vorlese. Eben so leise erwiderte sie, das sei die Familienchronik, welche alle 50 Jahre der ganzen edlen Familie hier um Mitternacht müsse vorgelesen werden, bis einer aus den Nachkommen den Mut habe, ein Andenken der Dankbarkeit seinen Ahnen zu errichten, nämlich die tatenreiche Geschichte dieser edlen Familie zu verfassen und in Druck herauszugeben.

„Aber in Gottes Namen“, fragte ich wieder, „ist denn unter so vielen Gelehrten dieses Hauses gar niemand, der es wagte, eine gewiß höchst interessante Familienchronik zu schreiben und zu veröffentlichen.“ Sie schüttelte verdrießlich den Kopf und sagte: „Bisher noch nicht.“ — Da rauschte ein gewaltiger Sturm draußen durch die Wipfel der Bäume: große Regentropfen kllirrten an die Fenster. „Was ist das?“ fragte ich.

Sie erwiderte erbleichend und mit ihr schien die ganze Gesellschaft stiller und blässer zu werden: „Unsere Post kommt, wir müssen bald verreisen.“ — Aber sagte ich der schönen und bleichen Nachbarin: „Das ist doch undankbar, so gleichgütig gegen die verdienstvollen Ahnen und Voreltern zu sein.“ — Indem ich dies sagte, und sie mich mit bedeutungsvollem Blicke anschaute, daß ich schweigen solle — — erschreckte mich abermals ein fürchterlicher Windstoß — die ganze Gesellschaft wurde jetzt geisterbleich. — Da schlug ein gewaltiger Stoß des draußen rauschenden Sturms ein Fenster auf und löschte alle Lichter aus. Alle Kostbarkeiten auf dem Tische und rings im herrlichen Speisesaal wurden von unsichtbarer Hand im Augenblick entfernt. Es entstand ein Getöse, daß mir Sehen und Hören verging. Unzählige Tritte bewegten sich im Saal und Hantel, Abschiedsküsse klatschen, Seidenkleider rauschten, Schwerter und Sporen klrirten, Pferde wickerten, Wagen und Kutschen rasselten und donnerten davon.

Ich hörte 3 Uhr schlagen — was später mit mir geschah, weiß ich nicht — nur das weiß ich, daß ich am Morgen angekleidet und mit vom Regen durchnässten Kleidern auf meinem Bette erwachte — und das überzeugt mich, daß ich nicht träumte, sondern persönlich gegenwärtig war beim — Gastmahl um Mitternacht.“

L. W. S. Nr. 2.

125. Die schöne Frau im Geisterichloß.

Es war eine finstere Nacht, als Toni, ein rüstiger Mann, der nicht vor langer Zeit aus fremden Diensten ins Vaterland zurückgekehrt war, von der Jagd heimwärts schritt.

Er war abseits vom rechten Wege etwas tiefer, als er gewollt hatte, in den Wald hineingeraten, der sich vom Tahl fort bis über die Gipfel der Berge hinzieht. So kam es denn, daß er in so später Stunde allein durch jene unwirtliche Gegend zog.

Und wie er mühsam in der Dunkelheit sich den Weg suchte, stand er plötzlich an einer Lichtung. Die Leute der Umgebung nennen sie das Antilji-Gut. Wie eine Insel liegt dieses bebaute Grundstück in der Tiefe des Waldes. Toni glaubte, seinen Augen nicht trauen zu dürfen; denn inmitten des Gutes ragte ein Schloß mit Türmen und Türmchen und hellerleuchteten Fenstern zum Himmel empor.

Wie bezaubert stand er still. Wohl war er fast von Kindssbeinen an in der Fremde gewesen, allein über ein Schloß in dieser Gegend hätte er trotzdem dieses oder jenes mal reden hören müssen. — Wer mochte wohl hier mitten im Walde wohnen? — Er blickte scharf hinüber und siehe, die große Haustüre war halb geöffnet, und es flutete durch die Spalte eine Fülle hellen Lichtes in die Nacht hinaus. Alles erschien ihm so rätselhaft und seine Phantasie und Neugierde erregend, daß er eine mächtige Lust verspürte, zu erfahren, wie es in dem weltverlorenen Schlosse aussehe. Einen Blick nur durch die halb verschlossene Türe zu werfen, würde ihm wohl niemand verwehren.

Behutsam legte er das Jagdgewehr unter eine Tanne und schlich sich auf den Fußspitzen leise in die Nähe des Schloffes hinan und die hohe Freitreppe empor bis an das halbgeöffnete Tor. Vorsichtig spähte er hinein. Von der Türe fort führte ein langer Gang bis in das Innere des Hauses, und die vielen Leuchter warfen bis in die verborgensten Winkel ihren strahlenden Lichterschein. Alles war still und wie ausgestorben; nur die angezündeten Leuchter,

der sauber gekehrte Boden und die wie neu aussehenden Teppiche, die sich durch die Mitte des Ganges zogen, sagten ihm, daß menschliche Hände hier walteten, und der Reichtum daselbst zu Gast sitze.

So wartete er eine geraume Weile, und als von keiner Seite ein Geräusch vernehmbar war, gewann die Neugier die Oberhand über ein gewisses Zagen, das ihn bis dahin zurückgehalten hatte und entschlossen, wie es sich für einen alten Soldaten geziemt, stieß er die Türe auf und trat ein. — Die weichen Teppiche dämpften seine Schritte, so daß er ungehört bis an das gegenüberliegende Ende des Ganges gelangte, von wo eine Wendeltreppe in die oberen Stockwerke hinaufführte. Etwas zaudernd stieg er die breite Stiege hinauf. Auch oben war alles hell erleuchtet und nicht ein Laut zu hören als das dumpfe Geräusch seiner eigenen Schritte. Niemand war ihm begegnet, und die hohen Türen schienen alle geschlossen zu sein. Er hielt an und pflog Rat, ob er warten wolle, bis jemand sich nach seinem Begehren erkundigen und Rechenschaft über seinen Eintritt verlangen würde, oder ob es nicht besser wäre, schleunigst umzukehren und das Freie zu gewinnen.

Während Toni sich diese Gedanken zurechtlegte, öffnete sich die Türe eines der mittleren Gemächer, und heraus trat, von Anmut umflossen, eine hohe, würdevolle Frauengestalt. Ihre reine, edle Stirne umrahmte schwarzes Haar, und kostbare Gewänder umhüllten in laugen Falten die zarten Glieder. — Betroffen über das unerwartete Erscheinen dieser behren Gestalt, wollte der kühne Eindringling entweichen. Allein die Frau blickte ihn mit ihren tiefen schwarzen Augen so freundlich an und winkte ihm mit der schneeweißen Hand, näher zu kommen, daß ihm jede Furcht benommen wurde, und er mutig auf sie zuschritt.

Indessen hatte die Frau schon die Türe eines großen Saales aufgestoßen und bedeutete ihm mit einem herablassenden Lächeln einzutreten und sich an Speise und Trank zu erlaben. Er gehorchte ihr, die Türe schloß sich hinter ihm wieder, und Toni befand sich allein in dem hohen mit feenhafter Pracht ausgeschmückten Saale. Von vier vielarmigen Leuchtern floß blendendes Licht zusammen auf einen langen, gedeckten Tisch und ließ die silbernen Tafelgeräte, die blank gepuzten Kannen und die Kristallbecher herrlich erglänzen. Um den Tisch herum waren kunstreich geschnitzte Stühle aufgestellt, und die Wände bedeckten kostbare Tapeten und große in goldenen Rahmen gefaßte Spiegel. Toni war von all dem überschwänglichen Aufwande, der ihn umgab, wie gebannt und wußte nicht recht, ob er der Einladung der schönen Frau Folge leisten dürfe. Als aber lieblicher Bratenduft aus den Schüsseln, die auf dem Tische standen, emporstieg, der Wein in den Kannen vielfarbig funkelte, und die vollen Früchte auf den silbernen Tellern ihm entgegenlachten, gewann er seine Ruhe wieder, setzte sich an die reich gesegnete Tafel und erquickte sich nach Herzenslust an Speise und Trank.

Als er genug gegessen hatte von den vielerlei wohlbereiteten Speisen und den letzten Becher des köstlichen Weines leerte, trat die schöne Frau wiederum in den Saal ein, stellte sich vor ihn hin und sprach mit wehmütiger Stimme: „Dich hat ein guter Wegweiser in diese vergessene Gegend geführt. Wißte, daß ich nicht mehr unter den Lebenden weile, sondern bereits vor vielen Jahren gestorben bin. Allein meine Seele findet keine Ruhe, weil ich mich in meinem Leben einmal verfehlt habe. Hier in dieser Einsamkeit muß ich immerfort leiden, bis einmal einer kommt, der mich zu erlösen vermag.

Allabendlich lasse ich die Thür dieses Hauses offen stehen,

damit irgend ein später Wanderer einkehre und meine Gastfreundschaft annehme, allein bis jetzt harrete ich umsonst darauf.“ Bei diesen Worten seufzte die schöne Frau und senkte wehmütig ihre sanften Augen. „Willst du,“ hub sie wieder an, „willst du derjenige sein, der mich von diesem endlosen Leiden befreit?“ Bewegt erwiderte er: „Ja, schöne Frau, das will ich.“

„So vernimm, was du tun sollst und welchen Lohn ich dir dafür gebe,“ jagte darauf die Frau. „Hundert Abende darfst du um dieselbe Stunde hieher kommen und dich laben an jeglicher Speise und jeglichem Trunke, den du dir begehrst. Wenn du aber zum hundertsten Male dich hier einfindest, wird dir in diesem Saale eine fürchterliche Schlange entgegentreten. Diese Schlange werde ich sein. Darum sollst du nicht erschrecken, sondern die Schlange küssen, dann werde ich erlöst sein. Vermagst du das zu tun?“

Die Erzählung hatte ihn tief ergriffen, und mit starker Stimme antwortete er: „Ja, schöne Frau, ja, für dich tue ich alles.“

Die schöne Frau sah ihn mit liebevollem, dankbarem Blicke an und jagte mit weicher Stimme: „Jetzt gehe: denn für heute ist die Gnadenstunde vorüber.“ Sie geleitete ihn bis an das Tor des Schlosses. Als Toni draußen die frische Nachtluft wieder atmete und noch einmal nach der armen, verbannten Frau sehen wollte, war sie und das Schloß verschwunden und er befand sich allein mitten in dem einsamen Waldgute.

Mit raschen Schritten machte er sich auf den Heimweg. Die schöne Frau, die dort oben so bitter leiden mußte, wollte ihm nicht aus dem Sinn, und er verschwor sich dreimal, sie zu erlösen.

Ein Tag nach dem andern verging, und jeden Abend um die festgesetzte Stunde stellte er sich in dem abgelegenen Schloße ein, wo der Tisch reichlich für ihn gedeckt stand. Jedesmal erschien ihm die schöne Frau, sah ihn bittend an und geleitete ihn beim Abschied bis an die Türe, wo sie plötzlich seinen Augen entchwand.

So näherte sich der hundertste Abend. Mit etwas beflommenem Herzen stieg Toni zum letzten Mal den Berg hinan bis zum Antilji-Gut. Wie alle vergangenen Abende ragte das Schloß mit den Thürmen und Thürmchen und den hellerleuchteten Fenstern zum nächtlichen Himmel empor. Er ging durch die langen Gänge und Treppen hinauf in den Saal, setzte sich an den Tisch und versuchte, die bangen Gedanken zu verschrecken. Als er gegessen und getrunken hatte, fühlte er sich wieder voll Kraft und Mut, und das Bild der schönen leidenden Frau ermahnte ihn, alles zu wagen. — Während er in solchen Betrachtungen sich ermunterte, wurde leise die Thür aufgetan, und es kroch in langen Windungen züngelnd eine furchtbare Schlange herein.

Toni war von seinem Stuhle aufgesprungen und erstarrte schier, als er des gräßlichen Ungetüms ansichtig wurde. Doch er ermannte sich und dachte an sein Versprechen, das er der schönen Frau gegeben hatte. Die Schlange wand sich zuerst den Wänden entlang im Saale herum. Plötzlich drehte sie sich und sprang in Schauer erregenden Sägen gerade auf ihn zu. Er zitterte, doch er hielt stand. Als aber die Schlange pfeifend ihn umringelte und mit vor Wut glühenden Augen zischend gegen seinen Kopf emporstieß, da fuhr er mit einem gellenden Schrei zurück.

Im gleichen Augenblicke brach die Schlange lautlos zusammen und schlug mit dem Kopfe hart auf den Boden auf. Wie von einem Erdbeben erschüttert, begann der Saal und

das ganze Haus zu wanken und zu bersten. Ein fürchterliches Gebrüll und Getöse erfüllte die stürzenden Räume. Feuer und Flammen schlugen aus allen Ecken und Enden heraus, und im nächsten Momente war das prächtige Schloß verschwunden. Als Toni, vom jähen Schrecken sich erholend, seinen Fehler gut machen wollte, stand er allein traurig in dem öden, verlassenen Waldgute. Kolet Loretan.

124. Der Totentanz.

Hoch oben im Vaterjerberge, ob Nischinen, ist noch ein einsamer Weiler, den man auf der Eggen nennt. Dort soll einem jungen Burschen, welcher in der Quatemberzeit geboren und dort eben in diesen Tagen im Walde mit Holzhacken sich beschäftigte, nachstehendes Ereignis begegnet sein. Als er bei einbrechender Nacht aus dem Walde von der Arbeit nach Eggen zurückkehrte, um dort in seiner Wohnung zu übernachten, sah er gegenüber in einem Hause alle Fenster beleuchtet und hörte lustige, aber altväterische Tänze aufspielen. „Was ist das?“ sagte er zu sich selbst, „ist dem jungen Volk nicht der Teufel im Leib, daß sie in so später Zeit und noch dazu in den Quatembertagen hier verborgen tanzen? Ich glaubte mutterjeelenallein auf der Eggen zu sein und treffe dort ein verborgenes Tanzvolk an! — Ich will mir zuerit etwas z'Nachtessen bereiten, — und dann nachsehen, wer dort sich lustig macht.“ Nachdem er etwas z'nachtgeessen, jehlich er ganz verborgen bis an die Hauspforte, welche halbgeöffnet war, ging, um nicht gehört zu werden, leise auf den Behen hinein bis an die Stubentüre; auch diese war etwas geöffnet. Durch diese Oeffnung sah er Lichter auf dem Tische und an

der Ede desselben einen Geiger und noch andere Personen, aber alle ganz altväterisch gekleidet. Auch die, welche er zum Theil herumkreisen sah, waren meistens in altväterischer Tracht: dabei vernahm er ein seltsames Klingeln wie von kleinen Eisschollen. Als er nun aufmerkamer die Tanzenden betrachtete, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß die Manns- und Weibsbilder kleine Eiskerzen und Eisschollen an den Kleidern hatten und auch die Finger wie Eiskerzen aussahen. Im gleichen Augenblicke, da er dies wahrnahm, sah er eine junge Weibsperson, die ihm wegen ihrer Kleidung ganz bekannt vorkam: „Mein Gott!“, dachte er, — „die gleicht, wie ein Wassertropfen dem andern, meiner unlängst verstorbenen Liebsten, meiner unvergeßlichen Tänzerin: was ist das für eine Gesellschaft!“ — Und eben als er dies dachte, wandte sich dieselbe um und winkte ihm mit der Hand, daß er herinkomme. Jetzt erkannte er sie vollkommen: Es war — Emma — seine verstorbene Freundin! — Eiskalt wurde es ihm vor Schrecken, als wenn man einen Zuber voll kalten Wassers über ihn geschüttet hätte, so fröstelte es ihn und er eilte, so schnell ihn die zitternden Beine trugen, nach seiner Wohnung, schloß dieselbe zu und begab sich eilends zu Bette. Obwohl er sich gut in das Bettgewand eingehüllt hatte, so schüttelte ihn doch ein starker Fieberfrost und an Schlaf war nicht zu denken. In diesem Zustande mochte er ungefähr bis Mitternacht zugebracht haben, — da ging die Hauspforte auf und es klopfte schon an der Stubentüre. Er versteckte sein Haupt unter die Decke, denn es war ihm nicht darum, Herein zu rufen. — Da ging auch die Türe schon auf und ungeachtet der Furcht, wagte er etwas unter der Decke heraus zu schauen. Es war die Gestalt einer Weibsperson, so viel er in der Dunkelheit urtheilen konnte. „Emma!“ dachte er mit klopfendem Herzen

und verbarg sich wieder in die Bettdecken. Da hörte er das Eisflingeln wie im Tanzsaale, nur daß es sich seinem Bette näherte. Jetzt stieg seine Furcht aufs höchste, der Geist stieg auf sein Bett und legte sich sogar neben ihn. — Ein schwacher Angstschrei entstieg seiner Brutt: „Jesus, Maria und Joseph! wer bist du?“ — Da war es ihm, als wenn ein eiskalter Schatten sich über ihn beugte und seine Lippen berührte. Der Geist war jetzt angesprochen und er hatte laut dem Volksglauben das Recht, von seinem Atem zu schöpfen und mit ihm zu sprechen. Aber auch die Furcht vor den Toten soll bei den Lebenden nach der ersten Kurede ganz verschwinden.

Von der langen Unterredung, welche bis Morgen zu Petenläuten mit dem Geiste gepflogen wurde, soll der junge Mann nur dies offenbare haben: Das erste, was der Geist ihm sagte, sei die Frage gewesen: „Kennst du mich?“ Und er habe geantwortet: „Ja — du bist Emma!“ — „Ja, ich bin Emma, deine ehemalige Freundin, komme aus dem Aletsch, — muß mit den andern an den Tempertagen hier tanzen; wo mit man gesündigt, wird man bestraft. — Ach wie lange hätte ich dies tun müssen, wenn du mich nicht angedet. — Aber jetzt hoffe ich für mich und die andern Erlösung! Willst du?“ — „Ja“, erwiderte ich. — „Aber es wird dir schwer ankommen!“ jagte sie. „Tut nichts, ich will alles tun!“ antwortete ich. — Aber was sie ihm weiter gesagt und was er ihr alles versprochen, davon ließ er nie ein einziges Wörtchen verlauten. — Und von diesem Augenblicke war er ganz verändert: — er blieb ledig, und ein steter Freund der armen Seelen, als wenn er eine geistige Vermählung mit Emma eingegangen wäre. Emma war sein einziger Gedanke in seinem ganzen Leben. Beim Worte: „Emma“ soll noch im letzten Augenblicke sein Angesicht sich erheitert haben, als wenn er

sich einer edlen That erinnerte und dafür eine sichere, schöne Vergeltung zu erwarten hätte. I B. S. Nr. 37.

125. Die edle Mailänderin.

Auf der Aare, Törbjeralpe, nahe der Grimjel, bemerkte ein Hirt, der ein verlaufenes Kind aufsuchte, in der wildesten Gegend, inmitten kahler Felszacken und jähen Steingerölls und der zerklüfteten Gletscherstränge bei finstern Regenwetter zu seinem großen Erstaunen eine vornehme Dame, welche gegen den Gletscher hinwanderte. Er verdoppelte seine Schritte, um derselben, falls sie sich verirrt hätte, seine Dienste anzubieten. Als er in ihre Nähe kam, bemerkte er, daß es eine junge, schöne, vornehme Dame war; aber was ihm am meisten auffiel, daß sie keine Kopfbedeckung hatte und barfuß einherging. Aus ihren prächtigen, schwarzen Haaren, welche in reichen Locken auf ihre schneeweißen Schultern herabfielen, tröpfelte der Regen. An ihrem Silienhalse hing eine mit Brillanten besetzte Goldkette, ihre schlanken Lenden umgab ein kostbarer Gürtel, ihre Arme waren mit goldenen Braceletten geschmückt und an den Fingern ihrer kleinen feinen Hand glänzten Ringe mit funkelnden Diamanten besetzt. Ihre bloßen Füße, welche von der Kälte und Nässe gerötet waren, schienen so zart zu sein, das jedes Steinchen selbe hätte verwunden müssen. Mit einer Hand hielt sie züchtig die seidene Schürze empor, um sich den Gang durch die rauhe Wildnis zu erleichtern; in der andern führte sie einen langen Reijestock. Sie trat mit ihren zarten Füßen so behutjam auf die harten, kalten und nassen Steine, daß man sah, jeder Tritt mache ihr Mühe und verursache ihr

große Schmerzen. Ihr holdseliges Angesicht trug die Spuren von vielem Weinen, in ihren großen und fausten Augen schimmerten noch frische Thränen und ihre feinen Lippen öffneten sich zu leisen Seufzern und flüsternden Gebeten. Voll Verwunderung über diese seltsame Erscheinung und von tiefem Mitleiden gerührt, fragte er: „Aber um Gotteswillen, meine schöne gute Frau, wo wollet ihr hin bei so harter Witterung und in einer so wilden Gegend? Ihr müßt euch ganz verirrt haben? Ach das Gott erbarm! Ihr geht ja barfuß, ohne Hut und Regenschirm, gewiß seid ihr verunglückt? Oder wo sind denn eure Bedienten? Habet ihr keinen Führer mitgenommen? Ihr seid doch nicht zu Fuß bis hierher gekommen? Ohne Zweifel seid ihr nicht ferne von hier vom Pferde gestiegen und habet allein euch zu weit von eurer Begleitschaft entfernt und verirrt?“ — „Nein, mein guter Junge,“ erwiderte die Dame mit einer lieblichen Stimme, „ich habe mich nicht verirrt: ich komme wirklich hierher ohne Begleitschaft, ohne Pferd, ohne Diener, ohne Hut, Schuhe und Regenschirm. Soeben komme ich von einer großen Stadt und aus einem glänzendem Palaste; mein Leib liegt noch warm in Mailand auf dem Totenbette, um welchen meine lieben Eltern, als um ihre einzige Tochter, bitterlich weinen und ihn mit ihren Thränen benetzen. Ich bin von Gott verurteilt worden, daß ich in diesem Gletscher abbüßen muß, weil ich bei Lebzeiten fast auf keine Erde getreten, weil ich immer in der Kutsche fuhr, niemals in eine Traufe kam, nie ohne stattliche Begleitung mich vom Hause entfernte, nie einem kalten Lüftchen mich aussetzte, keine anständige Freude mir versagen durfte, mich vor aller Anstrengung und Mühe fürchtete; darum bin ich zur Strafe meiner Verzärtlichung verurteilt, in dieser rauhen Wildnis barfuß, in Regen, Kälte und Ungewitter zu wandeln und in diesem Gletscher abzu-

büßen — dies ist mein Fegfeuer — denn außer dieser Verzärtlichung habe ich keine Sünde begangen.“ — Bei diesen letzten Worten kam plötzlich ein dichter finstrier Nebel mit kaltem Regenschauer daher, welcher ihm die liebliche Gestalt entrückte. Als nach wenigen Augenblicken der Regenschauer mit dem dichten Nebel verstrichen war und die Luft etwas heller wurde, da war keine Spur von der schönen Frau mehr zu erblicken. Augenblicklich, aber leider zu spät, fiel ihm ein, Gott habe nicht umsonst es zugelassen, daß sie ihm in so schöner Gestalt erscheinen durfte. Gewiß habe ihr zur völligen Erlösung nur wenig gefehlt; ach, statt der unnützen Fragen hätte er ihr seine Hilfe anbieten sollen, womit er sie erlösen könnte. So laut er vermochte, rief er jetzt in die Gegend, wo sie verschwunden: „Schöne Frau, o jaget mir doch, womit kann ich euch erlösen?“ Aber statt einer Antwort kam jedesmal ihm nur ein schwacher Wiederhall von seinen letzten Worten zurück; melancholisch rauschte der Bach; dumpf donnerte der Gletscher, bleiche Nebelgestalten stiegen aus den Gletscherpalten auf und nieder — aber von ihr sah und hörte er nichts mehr. — Und so oft ihn später eine wunderbare Sehnsucht bei Nebel und Regen in diese wilde Gegend hinführte und er sich auf die nämliche Stelle setzte, wo die zarten Füße der herrlichen Frau gestanden, seinen Blick nach der Gegend wandte, wo sie verschwunden und die ehemalige liebliche Erscheinung sich recht lebhaft zurückträumte und mit lauter Stimme rief: „Schöne Frau, kann ich noch etwas tun, um euch zu erlösen!“ — so kam immer der gleiche schwache Wiederhall von den Felsen zurück, wie ehemals. Oft kamen auch jetzt dichte finstere Nebel mit kaltem Regenschauer an ihm vorüber wie damals; der Talbach rauschte ebenso melancholisch und der Gletscher ließ auch jetzt wieder ein dumpfes Donuern hören und aus den Gletscher-

spalten tauchten bleiche und seltsame Nebelgestalten auf und nieder wie damals — aber die holde und schöne Frau sah und hörte er zu seinem größten Leidwesen niemals wieder.

T. W. S. Nr. 9.



126. Zwei arme Seelen im Turtmann- gletscher.

Gestern hat man das Blumatterferntum aufgelöst, das Vieh zu Tale getrieben; wie hat er sich gefreut, der Blumatterfenn, daß er wieder einen strengen Sommer ohne Schaden hinter sich hat, und daß er wieder frei und jeder Verantwortlichkeit enthoben ist. Heute aber ist er früh aufgebrochen, das wilde Jägerblut ist in ihm erwacht, er muß hinauf auf die Berge, muß Umschau halten nach dem Gratziere, heute ist aus dem friedvollen Sennen wieder ein verwegener Gemsjäger geworden. Die Bitterung jedoch ist ihm nicht hold, es ist ein frostiger, naßkalter Septembermorgen. Geisterhaft gleiten von den jähren Felsenzacken feuchte Nebelwellen an den scharfen Kanten der aschgrauen Bergwände herunter und lagern sich in wirrem Gemenge auf dem hangenden Gletschereis des Turtmanngletschers.

Doch das undurchdringliche, feuchtflalte Nebelmeer vermag den Jägertoni nicht zu schrecken, auf altbekanntem Felsenbände klettert er langsam sichern Trittes aufwärts, die Stelle suchend, wo er auf den Turtmanngletscher übersetzen kann. Er hat sie erreicht, die heißen Sonnenstrahlen des vergangenen Sommers haben die Uebergangsstelle etwas verändert, eine tief ausgewaschene Kluft trennt den Eiskoloß von der Bergwand, doch mit kräftigem Sprunge hat er sich hinübergeschwungen und sich mit seinen schwerbeschlagenen Berg-

schuhen eingehakt: seine Gletscher und seine Berge bilden für den muskelstarken, abgehärteten Gemsjäger keine Gefahr. Nun strengt er sein Auge an, den unheimlichen Nebel zu durchdringen, um den gewohnten Gletscherweg zu erspähen. Langsam mit sicherem Schritt bewegt er sich vorwärts, da plötzlich hält er erschrocken an, aus nächster Nähe sind zwei Menschenstimmen an sein Ohr gedrungen. Die eine singend und jubelnd, die andere weinend und klagend. Er, der vor keiner Gefahr erbleicht, er, der wettergebräunte Sohn der Berge, er zittert wie ein Aspenlaub vor einer singenden und vor einer weinenden Menschenstimme. Was ist das? er, der sich allein gewöhnt auf ödem ungangbarem Gletschereis, steht unverhofft in nächster Nähe von Menschen. Unsicher nähert er sich den Stimmen und gewahrt plötzlich zwei in weiße Schleier gehüllte Frauen, von denen die eine, die tief bis über die Knöchel im Eise eingefroren, fröhlich sang, während die andere, die nur mit den nackten Sohlen auf dem Eise stand, bitterlich weinte.

Die singende Frau antwortete dem Jäger, der sie fragte, warum sie in dem trostlosen Zustande noch so fröhlich singen könne, folgendermaßen: „Muß ich nicht singen und mich freuen, denn bald sind meine Leiden vorbei und ich werde erlöst und eingehen in die Freuden des Himmels.“

Die weinende Frau aber antwortete: „Meine Leiden haben soeben begonnen, doch auch ich kann mich nun freuen, denn soeben hat mir mein Schutzengel geoffenbart, daß ein Eichhörnchen beim Ausknacken einer Nuß den Kern fallen ließ, und daß dieser Kern keine, sprosse und zum mächtigen Baume empornwachjen werde, und daß das Holz dieses Baumes zu einer Wiege verarbeitet werde, in welches ein unschuldiges Kind gelegt werde, welches, groß geworden, dem Priesterstande sich widme, und daß, wenn dieser Prie-

ster das erste Mal das hl. Meßopfer darbringe, auch ich erlöst zum ewigen Frieden eingehen könne.“ Ein kalter Windhauch zerteilte die Nebel und mit dem Nebel entchwand auch das Gesicht. Tief ergriffen machte sich der Jägertoni auf den Heimweg, das Jägern war ihm plötzlich verleidet.

Fr. Zehnder.

Eine ähnliche Sage wird auch in Saas erzählt. In wilden Geflüchten eines Hochgebirges hörte einmal ein Gemsjäger auf der Warte einen wunderschönen Gesang. Sanfte Töne trafen so lieblich an sein stillhorchendes Ohr, daß er unwillkürlich aufstand und zur Stelle hincilte, von woher die melodische Stimme zu kommen schien. Und siehe! Er fand, offenbar in großen Qualen, eine arme Seele, die da so fröhlich sang. Verwundert fragte der Jäger, wie sie doch in so großen Peinen frohlocken und so munter singen möge. „Da muß ich wohl singen und mich herzlich freuen,“ antwortete die arme Seele, „mein Schutzengel hat mir soeben geoffenbart, ein liebes Vögelein hätte heute beim Aufspicken eines Tannenzapfens ein Saamenkörnlein auf die Erde fallen lassen, welches keimen, sprossen und zu einem Baume heranwachsen werde. Aus dem Holze dieses Baumes werde dann für die Leiche eines unschuldigen Kindes das Särgelein gemacht werden. Und beim Tode dieses Kindes,“ fügte sie jügend hinzu, „werde ich, von allen Qualen frei, in den Himmel kommen.“

R. B. S. Nr. 116.

127. Die armen Seelen im Mlettsch- gletscher.

Vor alten Zeiten ging einmal ein frommer Pater, der Professor war, mit seinen jungen Schülern in das Mlettsch-

tal spazieren, um dessen gewaltigen ausgedehnten Gletscher zu bewundern. Er betrat mit ihnen denselben; aber kaum daß sie ihn betreten hatten, so machte der Vater Halt und wollte auch den Studenten nicht erlauben, weiter vorwärts zu gehen. Als er um die Ursache gefragt wurde, soll er ihnen gesagt haben: „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß und sehen könntet, was ich sehe, so würdet ihr gewiß keinen Schritt mehr vorwärts tun.“ Die Schüler, noch neugieriger, fragten ihn wieder, was er denn sehe. Und er legte einen Finger auf den Mund, als wollte er ihnen Stillschweigen gebieten und sagte mit halblauter Stimme: „Weil der Gletschergletscher voll armer Seelen ist.“ Da aber einige Schüler darüber ungläubig den Kopf schüttelten, sagte er einem derselben: „Komm hinter meinen Rücken, stelle deinen rechten Fuß auf meinen linken und schaue über meine Achsel auf den Gletscher hinüber!“ Da sah dieser voll Entsetzen aus den blauen Gletscherspalten so viele Köpfe armer Seelen emporstauen, daß man keinen Fuß hätte dazwischen setzen können.

L. W. S. Nr. 8.

128. Die Güzler im Leuter Rathaus.

Früh am Morgen, da die glänzenden Sterne hell noch funkelten am nächtlichen Himmel, begab sich schon eine emsige Magd mit brennendem Lämpchen und sauber gescheuertem Faß in den nahen Stall, das ruhende Vieh aufzutreiben, zu füttern und zu melken.

Wie sie jetzt unter dem großen, schöngesformten Tschäggi schäumende Milch zog, da sann sie wieder über ihren strengen

Walliser Sagen

12

Dienst und dachte: „Wenn du nicht wärst, gute, liebe Mutter und der kleinen Geschwister hungrig Maul, wie oft wär' ich schon davongelaufen! Nun — in Gottes Namen!“ O, welch' trauriges Los hatte sie getroffen!

Sie war vom Berge her. Wie ganz anders war es früher, wo sie als frische, frohe Maid jodelnd ihre Kuh daheim gemolken. Aber die unerfegliche Lücke des früh verstorbenen Vaters hat sie hergetrieben, fremdes Brot zu kosten. Hart ward sie behandelt; hart von ihrem Herrn, härter noch von der herzlosen Frau des herrschaftlichen Hauses. Recht machen konnte man's ihr nie; sie war rechtshaberisch und nie zufrieden; bevor eins fertig war, hatte sie, nie Ruhe lassend, tausend Dinge schon hurtig angeordnet. Das arme Mädchen, von zu Haus gewöhnt an freundliche Befehle und liebende Mahnung, litt geduldig, arbeitete unverdrossen, geschickt und gut, abends spät und morgens früh; aber es blieb bei der derben Frau immer das unbeholfene Bauernmädchen.

Auffstehend nun, halb schlaftrunken, mit hochschäumendem Faß ergreift sie das ölige Lämpchen und will zur Krippe: aber o weh! Das heftige Schnauben einer ruhenden Kuh erlöschte die schwache Flamme. Harten Feuerstein und weichen Zunderschwamm, den flimmernden Funken schnell zu fangen, hat sie nicht. Draußen ist finstere Morgennacht und keine Näherin ist noch erschienen weit und breit in der Nachbarrunde; in's Haus zurückzukehren zur schimpfenden Frau, das wagt sie nicht. — Gottlob! Jetzt erblickt sie Licht. Im Rathaus, oben in den weiten Fenstern der großen Stube flutet helles Licht. Die hohe Rathauspforte ist offen. Rasch besonnen tritt sie ein und eilt schnellen Fußes die dunkle Schneckenstiege hinauf. Sie klopft an; einer öffnet die Türe, einer mit aufgestecktem Hut, mit einem Dreimaster. Aengstlich

frägt sie an, ihr das Lämpchen gütig anzuzünden, ihr Meister-
volf sei gar gestreng mit ihr im Haus. Es winkt mit ernst-
licher Miene der höfliche Herr; es zieht sie hinein mit
heimlicher Gewalt. Und ach, welcher Anblick! — O graufiges
Spiel! — Wie Schuppen fällt es ihr von den Augen. —
Blinde Furcht und bannende Zaubermacht unseliger Geister
hat sie hergetrieben in die fürchterliche Mitte der Rathhaus-
Güesler. Was sie sieht, ist schreckenhaft! Sie will fliehen,
sie will rufen, aber sie kann es nicht; sie kann nicht zittern,
so starr und schwer hält kalter Schauer sie im Bann. —
An dem großen, langen Herrentische sitzen dichtgedrängt und
vielbeschäftigt schwarze Herren in altertümlicher Kleidung.
Sie schreiben mit fliegender Feder auf zerfetzten Akten. Und
es brennen die papiernen Fesseln, es brennen die Federn,
die Hände brennen, bis auf die Knochen durchglüht, und
ohne aufzublicken schreiben sie fort und fort. Unter dem
Tische liegt mitten, in wachender Stellung, ein grümmiger,
schwarzer Rudelhund. Mit einer viele Klafter langen Kette
ist er angebunden an den Tisch; stehendes Feuer sind seine
Augen und was er schnauft, ist flammender Hauch. Sie
sieht das Flimmern und Flackern des sprühenden Feuers:
aber sie hört nichts, nicht den gleitenden Zug der kratzenden
Federn. Kein Licht im weiten Raume, aber geisterhafte,
schaurige Helle.

Da ergreift der führende Herr ihr erloschenes Lämpchen:
er nähert es dem gewaltigen Hunde und wie mit Blit-
zefunken entzündet sich der fettgetränkte Docht: und er reicht
ihr hin das brennende Licht und spricht: „Höre, Hirten-
maid! Deines Glückes ist es heute, daß einer rauhen Herr-
schaft schwere Hand dich drückt. Hättest du nicht viel geduldet
und viel erlitten, und hättest du dich stolz erhoben je, zer-
reiben tät' ich dich auf diesem Fleck, daß mit leichter Müß'

die Hühner deinen zermalnten Brei aufspicken könnten. —
Geh! Du bist entlassen!“

J. Schaller.

129. Die Güssler aus dem Pfandöschli.

In der guten alten Zeit war es nicht Sitte, daß die Knechte und Mägde ebenso lange schliefen wie die geistreichen Herrschaften. Auch hielt man nicht eine Magd für das Hauswesen und eine zweite für die Verpflegung des Viehstandes. Diese mannigfaltige und schwere Arbeit wurde von einer und derselben Person mehr oder minder pünktlich besorgt.

So wurde es auch in einer Matschherrnfamilie von Leuf gehalten. Die Magd führte das Hauswesen und nebstdem machte sie sich jeden Morgen beim ersten Hahnenichrei auf den Weg nach der Zuste, um daselbst das Vieh ihres geistreichen Herrn zu besorgen.

Lange Zeit wanderte die treue Magd von Leuf nach der Zuste, ohne etwas Ungewöhnliches zu bemerken.

Wie sie aber an einem Quatembertage beim Morgenrauen auf die damals gedeckte Rhonebrücke gelangt, schlägt vom Pfandöschli her ein unerwartetes Getöse wie Hufschlag und das Wiehern von Pferden an ihr Ohr. Und wie sie in der höchsten Verwunderung in die angegebene Richtung schaut, da scheint ihr der unheimliche Lärm durch den Allgraben daherzurufen.

Einen Augenblick verstummt er, dann aber schallt das Sporenklirren und das Rasseln der Säbel heftiger und nun entsteigen dem Bette des All schwarze Hengste mit fliegenden Mähnen und feurigen Hufen. Auf ihrem Rücken sitzen schwarzgekleidete Herren mit weißer Krause und Dreispitz.

An ihrer Seite flogen die silbernen Säbel und die Sporen glänzen wie eitel Gold.

Und wie der wilde Troß daherrast und über die Brücke fliegt, da glüht der Boden unter den Hufen der Roße, Feuerfarben entquellen den geblähten Rüstern und es entsteht ein solcher Luftzug, daß sich die Magd an der Brückenlehne festflammern muß, um nicht weggeschleudert zu werden.

So jagt der geheimnisvolle Troß über die Brücke, nimmt die alte Straße und verschwindet hinter den Krümmungen, Felsen und Sträuchern des Feldwegs. Das letzte Pferd aber, eine blendend weiße Stute, bleibt einen Augenblick bei der Magd stehen und diese erkennt in tödlichem Schreck das Reitroß ihres Herrn. Aber mit keinem Sterbenswörtchen verriet die Magd was sie gesehen und erlebt, da sie den Spott ihrer Meisterleute fürchtete.

Am folgenden Morgen um dieselbe Zeit wiederholte sich der seltsame Ritt und die Magd faßte mit Aufwendung ihrer ganzen Willenskraft den letzten Reiter, der wiederum neben ihr hielt, fest ins Auge und erkannte in ihm ihren Gebieter.

Nach ihrer Heimkehr in Leuf tritt sie entschlossen vor denselben hin und fragt: „Herr, wo habt ihr euch heute in der Frühe aufgehalten, ihr seid mir auf der Rhonebrücke begegnet?“ Dieser lachte hell auf und erwiderte: „Um diese frühe Stunde lag ich noch ruhig in den Federn.“ Da erzählte die Magd alles haarklein und beschrieb auf's genaueste den Mantel und die Kleider des letzten Ritters, die auch ihr Meister an hohen Tagen zu tragen pflegte. Diesen faßte ob der Erzählung ein geheimes Grausen und er sprach lächelnd zur Magd, teils um seine Furcht, seinen Glauben zu verbergen, teils um sich von der Richtigkeit des Erzählten zu überzeugen: „Nimm Morgen eine Schere

mit und schneide dem letzten Reiter einen viereckigen Lappen aus dem linken Mantelende, wickle ihn fest um die Schere und bringe ihn mir her!“

Am dritten Morgen geschah wieder, was sich schon zweimal ereignet hatte, und wie das letzte Pferd neben der Magd anhielt, da zieht sie rasch die Schere hervor, schneidet einen viereckigen Lappen aus dem linken Mantelende, steckt ihn sorglich in die Tasche und kehrt eilig heim, ohne das Vieh besorgt zu haben.

Ihr Meister aber erwartet sie schon ungeduldig und ruft ihr zu: „Sind sie wieder erschienen?“ Sie aber reicht ihm statt aller Antwort den ausgeschnittenen Lappen hin. Er begibt sich damit wankenden Schrittes zur Kleiderkammer, wo der Ratsherrmantel sorglich aufgehoben ist und kehrt nach kurzer Zeit weiß wie ein Leichentuch mit ergrauten Haaren aus der Kammer zurück. Noch am selben Tage legte er sein Amt als Ratsherr nieder. Kaym. Loretan.

150. Der Geizhirt im Pfändschi.

Wie es manchem Geiß- und Kuhhirtlein gern passiert, so ist es auch dem Geißhirten im Pfändschi beim Hüten ergangen. Den ganzen Morgen hindurch hatten ihm seine Schutzbefohlenen durch ihre Widerspenstigkeit viel Zorn und Verdruß verurjacht. Müde legt er sich nun während der schwülen Mittagszeit unter eine weitästige Föhre, die Ziegen der Obhut seines Wachthundes anvertrauend. Gegen Abend trieb er seine Heerde wohlgemut gegen Leuf zu. Doch sein Frohsinn schwindet, als er bei der großen Musterung im Geißstall in Leuf das Fehlen einer schwarzen Ziege bemerkt. Fast hätte es ihn gelüftet, das verlorene Tier seinem Ge-

schick zu überlassen, doch der Gedanke, daß die Ziege die einzige Milchkuh eines armen alten Mütterchens ist, bewegt ihn, sich noch am selben Abend auf die Suche zu begeben. Er durchirrt rastlos den im Dunkeln liegenden Fynwald und die gespensterhafte Felschlucht des Pfandisch, das verlorene Tier immerfort zärtlich bei seinem Namen rufend. Kein meckernder Laut ertönt als erlösende Antwort. Nur die Föhren rauschen gespensterhaft und die Keste und Baumstrunke scheinen ihm lange Nasen zu drehen, und die verwitterten Felsgebilde des Gorbetsch und des Alhorns scheinen alle lebendig geworden und schneiden ihm grinsende Gesichter. Den Buben erfaßt ein nie verspürtes Grauen und in heller Angst macht er sich in raschen Sätzen auf den Heimweg. Da taucht plötzlich mitten im Walde eine schwarzgekleidete Männergestalt auf, die dem Fliehenden den Weg versperrt und ihm schweigend zu folgen winkt. Willenlos und gelähmt vor Schreck folgt der Weißbub der schweigjamen Erscheinung. Da plötzlich verschwindet Weg und Wald und Felswand und der Weißhirt steht mitten in einer geräumigen Halle. An prasselndem Feuer wird gesotten und gebraten, finsterblickende Diener drehen den Bratspieß, und feiner, einladender, würziger Bratenduft steigt dem Weißbuben in die Nase, doch ihn gelüstet nicht nach dem feinen Schmause, hastig will er durch eine gegenüberstehende Thür entweichen, doch er gelangt statt ins Freie in einen großen matt erleuchteten Saal. — Dort sitzen in langer Reihe schwarzgekleidete Herren mit weißer Krause und wallenden Haaren an einem langen Tische und schreiben wortlos mit feurigen Rieken, während der Vorzügende mit düsterer Stimme aus einer Pergamentrolle vorliest.

Berschüchtert und sprachlos steht der Weißhirt am Ende des Tisches.

Da weist einer der Herren mit einladender Bewegung auf ein nahestehendes Prunkbett und der Geißbub ist froh, seine abgehefteten Glieder in den weichen Flaum legen zu können.

Doch der Unterste am Tische, ein Herr mit traurigem, mildem Gesichte flüstert ihm ins Ohr: „Versuch es zuerst mit deinem Stocke.“

Der Geißbub steckt denselben unter die Decke und zieht ihn bis an den Knopf lichterloh brennend zurück.

Da ein heftiger Krach und schallendes Getöse. Alles ist verschwunden. Wieder rauscht der Wald und die Felsgebilde grinsen den Hirten an, neben ihm aber steht die schwarze Ziege und meckert ihm zu und himmelt mit dem Stöcklein. Sie treten beide den Heimweg an und erreichen Leuf. Den Buben aber packt ein heftiges Fieber und er ist nach drei Tagen eine Leiche. Raym. Loretan.



151. Die Silvesternacht in Münster.

Wer in der Silvesternacht zwischen dem ersten und zweiten Glockenschlag, welcher Mitternacht über das Dorf hinruft, vom Turme der Liebfrauenkirche in Münster hinunterblickt auf die langen Reihen der Gräber, sieht alle Personen, die im folgenden Jahre in der Pfarrei sterben, in stummer Prozession auf den Friedhof wallen. Ein Vorwärtiger wollte einst diese Wahrheit erproben.

Und siehe, mit dem ersten Glockenschlage öffneten sich die Kirchhofstore. Es trat ein Mann herein, er war bleich und seine Züge von Schmerz entstellt; aber der Mann im

Turme kannte ihn und murmelte vergnügt: „Mir ist lieber, du spazierest da herein statt meiner.“

Der Hereingekommene aber war sein Vetter. Dieser schritt eine Reihe Gräber ab. Und ein Grab öffnete sich vor seinen Füßen und der Doppelgänger sank in die Grube. Dann hörte der Lauscher im Turme Erdschollen niederrollern und er sah wie das Grab sich über dem Schemen schloß.

Und schon knarrten wieder die Angeln der Kirchthüre in den Achsen und wieder schritt einer herein. Er kannte ihn. Noch zehn folgten diesem und auch sie kannte er. Alle schritten an ein bestimmtes Grab heran, das sich öffnete und über den hineingesunkenen Erscheinungen sich polternd und krachend wieder schloß.

Zwölf waren gekommen, zwölf hatte das Grab verschlungen, es waren Bekannte und Verwandte von dem Manne im Turme, doch er war nicht unter ihnen. Zwölfmal reibt er sich vergnügt die Hände und lacht freudig vor sich hin, denn er braucht noch nicht zu sterben, er ist noch nicht unter denen, die der Tod für nächstes Jahr sich ausgewählt. Nein, ihn trifft der Tod noch nicht, an ihm wird der Tod noch ein Jahr lang vorübergehen, noch ein Jahr lang darf er leben in Jubel und Freude und ohne Sorge und Furcht vor der rastlos mähenden Sense des Todes.

Ja, er wird nicht sterben, denn schon hebt sich der Hammer der Glocke, um zum zweiten Male die zwölfte Stunde anzukünden. Aber noch ist zum ersten Schlage der Hammer nicht niedergefallen auf das tönende Erz, da knarren nochmals die Tore in ihren Angeln. Ein Mann in höchster Hast eilt auf den Kirchhof. Blitzschnell eilt er über die Hügel und bleibt an einem Grabe stehen, das seinen Rachen aufgesperrt hat, um ihn zu verschlingen. Einen Augenblick lang hatte der Mann im Turm den Verspäteten gesehen.

Eine Sekunde nur, die ihm das Blut in den Adern vor Schreck erstarrte, denn er hatte den Einstürmenden erkannt. Das war er selbst.

Ueber ihm aber verklang der letzte Glockenschlag so ruhig, so kalt, als wäre gar nichts geschehen, und drunten auf dem Friedhof lagen die langen Reihen der Gräber in tiefem Schlaf, als könnten sie nie mehr ein Opfer verlangen; und doch verlangen sie in nächster Zeit ihre Opfer und eines dieser Opfer ist er.

Wie der Seher es in der Silvesternacht gesehnt, so geschah es im folgenden Jahr. Zuerst starb der Wetter und dann noch elf andere. Am Silvesterabend aber um 12 Uhr beim ersten Glockenschlag waren es dreizehn, die während des Jahres in der Pfarrei Münster gestorben.

Adr. Weger.



152. Schösch, d'alt Schmidja spinnt noch!

Im Aletschtale, nahe bei dem Gletscher, soll einst ein vor Alter schwarzes Holzhäuschen gestanden haben, das eine fromme alte Witwe bewohnte. Sie betete viel für die armen Seelen im Aletschgletscher. Wenn sie in den langen Winternächten bei einem Nachtlämpchen am Kofen saß und emsig spann, so betete sie fast beständig für die Verstorbenen, ließ die Hanspforte ungegeschlossen, damit die armen Seelen in ihre alte eingeheizte Stube hereinkommen und sich erwärmen könnten. Doch zu diesem Eintritt bedurften sie ihrer Erlaubnis, welche sie ihnen erst erteilte, wenn sie zu Bette ging. Da öffnete sie ein Fenster und rief leise hinaus: „Jetzt — aber nur unschädlich!“ ließ noch ein Stimp-

chen Licht brennen und ging zu Bette. Bald öffnete sich leise die Haus-, dann die Stubentüre, wie von einem kühlen Windzuge. Unzählige, kaum hörbare Tritte trippelten und trappelten herein, als wenn viel Volk sich in die Stube und um den warmen Ofen drängte. Gegen Betenläuten hörte sie das gleiche Geräusch wieder zur Türe hinaus.

Einst ereignete es sich, daß diese Witwe länger aufblieb als gewöhnlich und eifrig spann; dabei war es draußen sehr kalt. Auf einmal rief es deutlich vor dem Fenster: „Schoch, (das will sagen, es ist kalt oder uns frier's) d'alt Schmidja (so hieß das Weib) spinnt noch!“ „Ich weiß wohl“, erwiderte sie, „ich will nur dies Lößchen Berg abspinnen.“ Aber es dauerte nicht lange, da rief es noch stärker: „Schoch, d'alt Schmidja spinnt noch!“ — Da wurde sie ungeduldig: „Wenn ihr's nicht erleiden könnt bis ich fertig bin, so kommt herein.“ Sie vergaß aber beizusetzen: „ohne mich zu belästigen.“ — Da ging die Haus- und Stubentüre wie von einem starken Windstoß auf und die Tritte der unsichtbaren Abendfizer wurden so zahlreich und das Herumrauschen dauerte so lange, als wollte es kein Ende nehmen. Aber auch ihr wurde so angstvoll, daß sie vor Hitze zu ersticken vermeinte; sie konnte sich nicht vom Kofen entfernen — so gedrängt voll war die Stube von armen Seelen. Sie sah es als eine Strafe an, weil sie die Verstorbenen so lange in der Kälte warten ließ. Künftig wurde sie barmherziger und vorsichtiger. — Als die mitleidige alte Schmidja eben in den letzten Zügen war — und die Krankenwärter zu einander sagten: „Was werden die armen Seelen jetzt rufen, wenn ihre Freundin tot ist?“ da ertönte es in der nächtlichen Stille vor den Fenstern laut: „Schoch, d'alt Schmidja lebt noch!“ Die Sterbende machte noch Zeichen, daß sie sich freue über diese Stimme und gab dann ihren Geist auf. Im gleichen Augenblicke sahen die Wächter

vor den Fenstern eine starke Helle und wie sie hinauschaute, sahen sie eine große Prozession brennender Lichter, die von ihrem Haus bis zum Gletscher sich fortbewegten und wie sie auf selbem angekommen, eines nach dem andern erloschen. „Das sind die armen Seelen“, sagten die Wächter zu einander, „mit den Nachtlichtern, die sie für selbe brennen ließ: sie begleiten ihre Freundin! — Ja d'alt Schmidja lebt noch!“

T. W. S. Nr. 18.

155. Der Pfarrer in Münster.

Nicht jeder geht bei Nacht auf den Kirchhof, wo in langen stummen Reihen die Toten schlafen. Zu diesen furchtsamen Leuten gehörte aber nicht ein Pfarrer von Münster, der noch Silber Schnallen an den Schuhen und kurze Hosen trug. Dieser ging allnächtlich hinaus auf den Kirchhof und hielt lange Zwiesprache mit den Abgeschiedenen. Von Grab zu Grab schritt er und bei jedem blieb er stehen und aus jedem stieg ein blasser Schatten, so blaß und bleich wie Birkenrinde im Mondlicht. Der Pfarrer sprach mit ihnen, und jede Gestalt stund ihm Rede. Der Knecht des Pfarrers hätte um's Sixchen gerne gewußt, was sein Herr da zu verhandeln habe. Wie er seiner Neugierde nicht mehr Herr wurde, schlich er ihm nach, um sein Tun auszuspähen. Kaum aber überschaute er von der Kirchenhecke aus den Gottesacker, sprang ein Geist von einem Grabe auf, und suchte am Pfarrer vorbeizuhuschen. Dieser stellte sich ihm in den Weg und sprach in einer fremden Sprache fast drohend zu ihm: der Schemen sprach nicht sanfter. Nach langer, langer Zeit legte sich der Geist endlich auf sein

Grab und fuhr in die Grube hinab. Dem Pfarrer aber trief der Schweiß von der Stirn, wie wenn er unter einer Traufe gestanden hätte.

Am Morgen ließ der Pfarrer den Knecht vor sich kommen und sagte ihm: „Bleib du ferner nur in deinem Bette und kümmere dich nicht, was in fremden Kesseln brodeln, sonst sieh du selbst zu, daß du dir die Finger nicht verbrühst. Hätte ich in letzter Nacht nicht mit Händen und Füßen gehwehrt und dich verteidigt, hätte dich der Geist schon heute zerrissen und zerbissen wie Staub in der Sonne.“

A. d. Weger.

154. Der eilende Tote.

Zum Steg in St. Niklaus wohnte im vorigen Jahrhundert, so wird erzählt, eine Witwe Maria Biner mit Namen, die jeden Morgen über die Wisperbrücke bei der Junghöhe ging, um ihr Vieh zu verpflegen. Eines Tages begegnete ihr auf eben dieser Brücke in aller Frühe ein ihr wohlbekannter Mann, Jost Blatter, der eilenden Schrittes neben ihr vorüberrannte. Sie hatte kaum Zeit zu fragen, wohin er so früh wolle. Ohne anzuhalten antwortete der Eilende: „Was Gott verhängt, der Mensch nicht lenkt“ und ging schnell weiter.

Mit Erstaunen vernahm die Witwe, als sie nach St. Niklaus kam, Jost Blatter, der ihr soeben auf der Brücke begegnet, sei vorigen Abends in Verchji an Zungen totgefallen. Der Unglückliche arbeitete in einem Acker auf dem Rande eines hohen Felsens und zog zu unvorsichtig aus allen Kräften an einer wilden Wurzel, die unerwartet ab-

brach, so daß er das Gleichgewicht verlor und in den Abgrund stürzte. R. W. S. Nr. 111.

155. Der Mann mit dem Schafe im Vietjchi.

Im Vietjchi war einst ein junger Mann, der den ersten Sommer auf einer Alpe das Vieh hütete, als Hirte angestellt. Als er eines Abends die Kühe und die Rinder auf's Läger getrieben hatte und im Begriffe stand, die Schutzhütte, die von ihm in der Nähe des Lagers aus wenigen Steinen und Nesten aufgerichtet worden war, zu betreten, erblickte er hoch oben in der Alpe im Dämmerlichte eine Mannsgestalt, die raschen Schrittes den Hang hinunterstieg. In der Meinung, es möchte wohl irgend ein Bekannter aus dem Tale sein und erfreut darüber, einige Worte mit ihm austauschen zu können, blieb der Hirte stehen und schaute unverwandt nach der Höhe. Bald bemerkte er, daß der Mann ein Schaf auf den Schultern trug und kein Bekannter war. Die fremde Gestalt kam hastig näher und näher und heftete ihren Blick so stark auf den Hirten, daß diesem recht unheimlich zu Mute wurde.

Plötzlich hielt der Mann mit dem Schafe an, richtete sich hoch auf, so daß er zu wachsen schien und rief mit Mark und Bein durchdringender Stimme: „Nimm es mir ab, nimm es mir ab!“ Bevor aber der Hirte ein Wort zu sprechen sich getraut hatte, war der Mann mit dem Schafe im Dunkel der Nacht in der Tiefe des Tales verschwunden.

Derjelbe merkwürdige Vorgang ereignete sich von jenem Tage an allabendlich wieder. Beunruhigt über die seltsame

Erſcheinung ging der Hirt eines Tages nach Niedergeſteln zum Prior und beklagte ſich über den unheimlichen Spuk und bat ihn um Rat. — Der Prior, ein alter erfahrener Mann, beſann ſich eine Weile und ſprach dann zu dem Jüngling: „Wenn du das nächſte Mal dem Manne mit dem Schafe begegneſt, und er dir zuruft: nimm es mir ab, ſo gib ihm zur Antwort: gib es mir, wenn es meinem Leben und meiner Seele nicht ſchadet.“ — Der Hirte bedankte ſich beim Prior und ſtieg ermutigt wieder auf die Alpe.

Als er am gleichen Abend der Gewohnheit gemäß das Vieh auf's Läger getrieben hatte und es bereits dunkel geworden war, begegnete ihm wiederum der Mann mit dem Schafe auf den Schultern, der mit gellender Stimme ihm zurief: „Nimm es mir ab, nimm es mir ab!“ „So gib es mir, wenn es meinem Leben und meiner Seele nicht ſchadet,“ gab ihm der Hirte zur Antwort. Da erfaßte der Mann voll Ingrimm das Schaf an den Vorder- und Hinterfüßen und ſchleuderte es mit gewaltiger Wucht vor ſich hin nieder, ſo daß der Boden erbehte. Aus der Stelle aber, wo das Schaf aufſchlug, und aus den Augen, dem Munde und allen Rippen des Thieres brach ſprühend und lodernnd Feuer heraus.

Hierauf atmete der Mann tief auf und ſprach: „Ich bin dein Großvater. Dieſes Schaf, das ich zu Boden geworfen habe und das ein Kuhſchaf iſt, habe ich vor vielen, vielen Jahren durch meine freie Schuld einer Familie aus der Umgebung zu Grunde gerichtet. — Wenn du Erbarmen mit mir haſt und mir helfen willſt, ſo gehe ſo bald als dir möglich ins Thal hinunter und ſorge, daß die Nachkommen jener Familie mir das Schaf ſchenken oder es durch den Prior bezahlen laſſen und mir verzeihen; denn ſonſt kann ich keine Ruhe finden.“ Der Hirte verſprach gerührt, alles

mögliche zu tun, um den Großvater von den Qualen zu erlösen.

Früh am andern Morgen, bevor die Sonne die Schatten der Nacht verſcheucht hatte, machte er ſich auf den Weg nach Niedergesteln und ging zum Prior, dem er alles erzählte, was er geſehen und gehört hatte. Der Prior horchte geſpannt auf die Erzählung und machte ein ernſthafteſes Geſicht: denn die Nachkommen jener Familie waren als geizige und harte Leute bekannt. Trotzdem wollte er nichts unverſucht laſſen, um dieſelben zu erweichen. — Er ließ darum die betreffenden Verwandten zu ſich kommen und fragte nach einigem Hin- und Herreden, ob ſie nicht willens wären, die arme Seele eines Mannes zu erlöſen, der ihnen einmal Schaden zugefügt habe. Die Verwandten erklärten, das komme ganz auf die Umſtände an: ſie müßten die Sache näher kennen. Da erzählte ihnen der Prior die Begebenheit, die ſich auf der Alpe zugetragen hatte und bat ſie eindringlich, das Schaf zu ſchenken oder mit einer Summe, die ſie nennen möchten, ſich zu beznügen. Der Schaden ſei zu groß, antworteten ſie, um das Schaf ſchenken zu können. — Die harten Leute ſingen ſogar an, den Zins, den das Schaf getragen hätte, auf Jahr und Tag haarſcharf auszurechnen. Und als ſie ſich vor Geiz und Habſucht gleichwohl nicht über die Höhe des Preiſes einigen konnten, ging der Prior, deſſen edle Seele ſolches Gebahren empörte, ohne ein Wort zu ſagen in die Nebenkammer und machte drei Häufchen Geld: ein kleines, ein mittleres und ein größeres. Darauf kam er wieder heraus, nannte die Summe des kleinſten Geldhäufchens und fragte die Leute, ob ſie damit zufrieden ſeien. Allein ihre Hier hatte mehr erwartet, und ſie ſagten, es ſei zu wenig. Die gleiche Antwort gaben ſie auf das zweite Angebot und erſt, als

der Prior ihnen den höchsten Preis nannte, gaben sie sich zögernd zufrieden und erklärten, der armen Seele um dieser Bezahlung willen alles zu schenken und zu verzeihen.

Am selben Abend, da der Hirte sich in seinem Hüttchen zur Ruhe niederlegen wollte, war es, als ob ein heftiges Sturmwetter die Waldbäume schüttle. Als er erstaunt ob diesem unerwarteten Sturm zum Hüttchen hinausblickte, war alles ruhig; vor ihm aber stand sein Großvater und sprach: „Ich komme, um dir und dem Prior zu danken und euch mitzuteilen, daß ihr mich heute erlöst habt und ich nun Ruhe finden kann. Dreimal mußtet ihr einen Preis setzen für meine Seele. Hätten jene hartherzigen Erben das dritte Angebot als zu gering befunden, dann wäre meine Gnadenzeit vorbei gewesen und ich hätte noch lange leiden müssen.“
Rolet Loretan.



156. Die Erscheinung nach dem Tode.

Etwa eine Viertelstunde unterhalb Glis, zu den breiten Wegen genannt, stand ehemals eine Kapelle und hinter derselben gegen Abend, etwas mehr als Steinwurfsweite, auf einem Hügel das Hohgericht oder der Gaigen. Dort hatte vor vielen Jahren ein Kaplan von Glis zwei arme Uebeltäter, welche sollten hingerichtet werden, zum Tode vorbereitet und zum Hohgericht begleitet. Beiden nahm er das Versprechen ab, sie sollten ihm, wenn er in der Breitenwegkapelle zu ihrem Troste die heilige Messe lese, ein klares Zeichen geben, ob es ihnen gut in der Ewigkeit ergangen sei. Beide versprachen es, wenn es je möglich sei. Als er am Tage nach ihrer Hinrichtung in dieser Kapelle für die Seele desjenigen, der zuerst hingerichtet worden, die

Messe zu lesen im Begriffe war, — siehe, da stellte eine unsichtbare Hand das Krucifix neben den Kelch auf den Altar herunter, — eben als er das Staffelegebet verrichten wollte. „Gott sei Dank,“ dachte er bei sich selbst, „du bist gewiß gut gestorben!“ Als er für den zweiten tag darauf dort die heilige Messe lesen wollte und eben am Portale der Kapelle anlangte — da saß auf dem untern Gesimse einer Säule eine große fürchterliche Kröte, die sich gegen ihn wandte. Und je näher er ihr kam, desto mehr blähte sie sich auf, desto größer wurde sie. „Ach armer, unglückseliger Mensch,“ rief der Priester aus! „Ist dies das Zeichen, das du mir geben kannst?“ Die Kröte glogte ihn wehmütig an und wurde immer größer. — „Ach, armer Mensch,“ rief der Geistliche händeringend der schrecklichen Gestalt zu, „kann ich dir gar nicht helfen? Ich beschwöre dich im Namen Gottes, sage mir doch, kann ich dir gar nicht mehr helfen?“ — Da sprang die Kröte mit einem fürchterlichen Satze in die nahe gelegene, schmutzige Pfütze, so daß das Wasser plätschernd über ihr zusammenschlug und verschwand aus seinen Augen.

L. B. S. Nr. 16.



157. Die Braut im Weinhaufe zu Leuf.

Ein holder Jüngling zu Leuf liebte ein lieblich schönes Mädchen. Der Jüngling war ein edler Jüngling, und das Mädchen, ein eingezogen sittsam Mädchel, erwiderte treu die reine Minne. Wie es für die Glücklichen dazu kam, den Lebensbund zu schließen, da sollte es nicht sein. Die reichen Eltern des braven Sohnes verschmähten unverständlich die Liebe des armen Mädchens, des Waisenmädchens. Sie

drohen ihrem Sohne, dem einzigen, den sie haben. Er bittet, er fleht: sie befehlen. Ein wilder Kampf tobt im Herzen des guten Jünglings: ohne den Segen der Mutter und des Vaters will er nicht sein. Er zertritt sein blutendes Herz; er entsagt. Und nach entschiedenem Siege, nach gestilltem Sturme berichtet er den festen Entschluß seiner Braut. Schon scheint sie gefaßt, sie willigt ein, sie opfert sich ihm. Aber im Herzen drinnen, da ist und bleibt ein nagender Wurm und niemand, nicht der starke Jüngling, soll es wissen. Der Wurm nagt und bleicht und welkt die rosige, zarte Lebensblüte: nach einem franken Jahre, — niemand ahnt es, niemand weiß es, — ist sie gebrochen: das stille Mädchen stirbt aus Harm und Verdruß.

Klasterhoch lag auf hohen Bergen harter Schnee und bis in die tiefen Täler und die weiten Niederungen des Rhonetales hatte es geschneit wie nie seit Jahrzehnten. Während der Dauer zweier Nächte und eines Tages stürmte und raste draußen ein schrecklich kalter Wind, daß leichte Dächer flogen und lange Kamine stürzten. Vieh und Menschen froren und die leckende Flamme des Feuers war kaum zu hüten. Unerhört seit Mann's Besinnen. Auf dem Friedhofsgruben der jäumige Küster und zwei Gehilfen das Grab des arm verstorbenen Mädchens. Kaum war zu brechen des Schnees und der Erde dicke Kruste; heißende Kälte trieb die Gräber heim. An eine Beerdigung war nicht zu denken. So bettete man denn die früh Verstorbene auf im dunklen Beinhause, bis das Ungestüm des eisigen Wetters ein Ende nähme. Nicht wie gewöhnlich ward sie gebahrt, sondern aufrecht sitzend mit gefalteten, rosenkranzumwundenen Händen. — Kurze Tage, lange Wochen schwand, nicht die unausstehliche, graufige Kälte. Fromme Frauen, den armen Seelen gut gesinnt, taten sich zusammen; im Beinhaus wollten sie in

Gemeinschaft beten für die Seelen aller Abgestorbenen, daß sie helfen in der drückenden Not des härtesten Winters. Entsetzt fuhr die Erste, das Türchen öffnend, zurück; ein aufgeschrecktes, gackerndes Huhn hatte es ihr angetan. Und zum Erstaunen sahen sie in dem Schoß der düstern Leiche sieben Eier. Mit der Eile des Windes ging hievon die Kunde durch das winterliche Städtchen: bald wußten's alle. Viele lachten, andere warnten und suchten die rechte Deutung des wunderlichen Zeichens zu ergründen.

Auch heute grübelte man darüber im regen Abendstüb in dem viel besuchten Haus Schalomel, wo die Alten nach alter Sitte mit heiterm, jungem Völklein bei dem lustigen Spiel der Pfänder den langen Abend sich verkürzten. Der lebensfrohe junge Mann, der einstige Geliebte dieses Mädchens, war auch dabei. Er war still; bitter weh taten seinem edlen Herzen solche Neben; doch sagte er nichts: und er mußte nichts zu sagen. Einem nur entging es nicht: mit schadenfrohem, giftigem Blick hatte die verborgene Unruhe des jungen Mannes erpäht sein verschmähter, nur ihm bekannter Nebenbuhler. Dieser hatte schwere Rache ihm geschworen: er weidete sich am trüben Auge des Vorgezogenen, und es wuchs seines Herzens Rachegeklüß. Gerade war die Verteilung der eingesezten Pfänder. Das kam ihm recht. Unbemerkt war das Pfand seines Feindes an letzter Stelle geblieben und wie es ausgerufen kam, hatte er sich gemeldet: „Ich will das Los des letzten Pfandes bestimmen. Dem es angehört, der soll uns heut aus dem Beinhaus in dem Schoß der toten Jungfer die Eier holen.“ Wie schlagbetroffen erkennt der Grauerfüllte sein eingeworfenes Pfand; und die böse Tücke des falschen Feindes durchschauend erhebt er sich stolz entgegenend: „Nun, du sollst sie haben; ihr zulieb, dir zum Troß: ich gehe!“ Und er ging. Frohe Lust und Freud'

zu heiterm Spiel waren dahin. Ueber beide schimpfte jeder: über die rohe Unvernunft des herzlosen Aufgabgebers und über das vermessene Unterfangen des verwegenen Burschen.

Im Weinhaufe aber brannte flackernd ein von Fett und Bech genährtes Lämpchen und warf einen geisterhaften Schimmer. Fest tritt der wagemutige Mann ein. Doch bei dem finstern Anblick der wohlbekannten Toten und dem überirdischen Weiheschimmer der Ampel zaudert er. Aber — dem höhrenden Feinde kein Wort zu lösen — und sollte es sein — den Sinn des geheimnisvollen Zeichens zu entdecken: — er bückt sich, greift keck in den Schoß und faßt die sieben Eier in den Hut. Da — o Entsetzen! — ein Rauschen, eine Bewegung der Toten. Wie von Blitz und Donnerschlag gerührt erbebt der ganze Leib des Mähnen. Und es sprach die Unbegrabene: „Angst hab' keine! Mein Leid bring' ich dir; es geschieht dir nichts! Nimm sie mit, die Eier, alle sieben, und mich nimm mit in die Stube der Spielenden; so soll es sein; da tu' ich alles kund und offenbar.“ Mit der klingenden, freundlichen Stimme schwand die Furcht und wuchs der Mut. Mit ausgestreckten Armen fiel sie ihm auf die Schultern und er trug wohlgenut die weiße Tote in die vollbesetzte Abendstübche. Er drückt und stößt die Türe auf und setzt über die Schwelle. — Ein Schreien, ein Schreckensschreien sondergleichen. — Ueber Stühl' und Tisch fahren wild die zitternden Weiber, die klagenden Jungfern; die jammernden Kinder suchen der Mütter schützenden Arm: selbst die Männer, die beherztesten, schauern zusammen. Mitten auf der leeren Diele der Stube ist ein Stuhl. Auf diesen setzt der Jüngling der Geisterbürde Gestalt und dann Totenstille. — Langsam erhebt die Totenmaid von den Leichentüchern die hagere Hand empor und beginnt zu reden mit hohler Stimme, daß es

allen dringt durch Mark und Bein: „Wohlan! Offenbaren will ich jetzt alles und deuten der sieben Eier Zeichen. — Dieser ehrenhafte Jüngling und ich, wir gehörten zusammen: so war's von Gott bestimmt. — Sieben Kinder hätte Gott uns geschenkt. Der Beruf dreier Sprossen wär' gewesen des Opferaltars Priesterdienst, dreier anderer wieder, Gott geweiht als demütige Klosterfrauen den heißen Kampf des Lebens siegend zu führen: einem letzten Kinde war das Los beschieden, in der Welt die schöne Krone des Himmels gnadenreich zu verdienen. Das der Sinn und die Deutung der wunderbaren Eier. Und so ich dies geoffenbart, könnt und sollt ihr mich begraben.“

In derselben Nacht legte sich die grenzenlose Wut der Stürme: tags darauf milder Sonnenschein und sanftes Wehen jengenden Föhns. Und auf dem Gottesacker ein langer, feierlicher Totenzug: Es wurde beerdigt die Braut im Weinhaufe zu Leuf.

J. Schaller.

158. Dank der armen Seelen.

Bei Oberhäufern auf dem Eischollberg steht am Weg ein Kreuz, das an folgende Begebenheit erinnert:

Einmal ging der Egerdenpeter ganz früh diesen Weg, um das Vieh zu verpflegen. Da begegnete ihm ein guter Bekannter, der's sehr eilig hatte. „He, Melcher, wohin so rasch in aller Herrgottsfrühe?“ so redete er ihn an. „Nach Agaren, da ist ein armes Ehepaar, das sehr viel für die armen Seelen betet: dem sind beide Kühe an einer Kette“, so antwortete der Melcher, und fort war er. Nachdenklich ob der erhaltenen Antwort, ging der Egerdenpeter seines

Weges. Groß war aber nachher seine Verwunderung, als er erfuhr, sein Freund Melcher sei zur selben Stunde friedlich in seinem Bett gestorben. E. Pfammatter.

159. Der Meßdiener in der Ernerwaldkapelle.

Ein Kaplan von Ernen, Bartlome Jost, ging ein in den Ernerwald hinauf, um da die Messe zu lesen. Schon eine Zeitlang hatte er gewartet, denn sein Meßdiener hatte sich verschlafen. In der Hoffnung, der Meßdiener werde sofort kommen, ging er in die Sakristei, bekleidete sich mit den hl. Gewändern und schritt an den Altar. Aber der Meßdiener kam nicht und lange wartete er an den Stufen des Altars. Endlich wollte er sich wieder in die Sakristei begeben, die Meßkleider ausziehen und einen Meßdiener zu suchen.

Wie er vom Altar weg schreiten wollte, sich, da trat ein älterer, gutgekleideter Mann, den er nicht kannte, an den Altar heran, kniete sich an den Stufen nieder und betete mit ihm die Stufengebete und diente ihm bis ans Ende der Messe.

Als der Kaplan nach der Messe die Kleider und hl. Geräte der hl. Messe in die Sakristei an ihren Platz gelegt, eilte er heraus um dem Unbekannten zu danken. Einen Steinwurf etwa war er ihm des Weges voraus. Wie der Kaplan schneller ging um ihn einzuholen, lief der seltsame Meßdiener nur noch schneller, ging der Kaplan langsamer, tat der Unbekannte desgleichen.

So gelangten sie in immer gleicher Entfernung bis nach Ernen auf den Friedhof. Hier stellte sich der Fremde auf einen

Grabhügel und sprach: „Ihr wollt mir danken, das ist nicht nötig, das Danksagen ist an mir: ich bin ein Verstorbener und durch die heutige Messe im Ernerwald erlöst worden.“

A. d. R. Weger.

140. Das Wirtshaus.

Am Fuße des Simplons, in einer wilden Alpe, wo ehemals die alte Saumstraße durch das Gantertal vorüberzog, stand vor vielen, vielen Jahren ein Wirtshaus, zur Tavernen genannt. Es wollte vielleicht auch zu schnell reich werden; darum hat dasselbe ein ähnliches Schicksal wie heutzutage so manches Gasthaus getroffen. Lange soll sein Hauswesen geblüht haben, bis es endlich durch Ueberlohn und Weinverfälschung bei den Reisenden den Kredit verlor und in Verfall geriet. Nach dem Tode der letzten Wirtin dieses Gasthauses soll man an den Tempertagen aus den Gräben der Kaltwasser, welche durch dieses wilde Tal tosen, bei nächtlicher Stille wehmütig rufen gehört haben:

Ich heiße Johannili Fi
Bi zer Tafenu Wirti g'fi,
Gä Wasser üsgä ser Bi
Maß jez in-ne chaltu Wasserü.

L. B. S. Nr. 6.

141. Die Weinverfälscherin.

Ein Mädchen aus Zermatt, das in Aroleid aufgewachsen, fand diese Gegend gar zu wild; es wanderte darum talaus

und landab. Nahe bei Sitten mietete es sich an der Landstraße ein Häuschen und begann den Reisenden Wein auszuschenken. Weil es aber dabei recht viel verdienen wollte, goß es zum teuren Wein gar kunstreich wohlfeiles Wasser.

Nach Jahren fuhr ein Zermatter in Geschäften nach Sitten; er verspätete sich aber so, daß ihn schon im Pfingwald die Nacht überfiel. Beim Mörderstein begegnete ihm eine Frauensperson im eiligsten Schritte. Verwundert fragte der Zermatter, wohin sie doch so eile. Seufzend antwortete diese:

„Z'Pfinago: Pfi
Ga scheidu d's Wasser vom Bi.
Wä i geblibu Zermatt am Aroleid,
So chäm i hitu in d'ewigu Freid!“

Als der Zermatter zu seiner gewohnten Wirtin bei Sitten einkehren wollte, vernahm er, dieselbe sei in der Nacht gestorben. — R. W. S Nr. 117.



142. Der fremde Viehhändler.

Vor wenig Jahren traf ein Mann aus den Mörderbergen in der Nacht beim Nußbaum, einem Gütchen zwischen Mörel und der Nußbaumbrücke, einen Fremden an der Straße stehen. Immer freundlich und wohlgelaunt ging er auf ihn zu und sagte: „Guter Freund! wem wartest du?“ Traurig antwortete der Angeredete: „Eben dir, lieber Freund! Ich kenne dich und habe Zutrauen zu dir: denn wisse, ich bin kein Lebendiger, aber der Geist eines Verstorbenen.“ Eisalter Schauer überfiel unsern gutmütigen Frager: — doch blieb er stehen und hörte den stillseufzenden Toten

mitleidig an. Dieser fuhr fort zu erzählen, wie er im Leben ein fremder Viehhändler gewesen, der eben an dieser Stelle sein Vieh oft habe laufen und weiden lassen. Er glaubte damit nicht grob gefehlt zu haben; doch könne er nicht erlöst werden, so lange dafür nicht genug getan werde. Er wende sich da an ihn und bitte, ihm zu helfen. Zwar sollten das seine Erben tun; aber es nütze nichts, diesen was zu sagen, weil sie es nicht glauben und nicht erfüllen, darum nur ihr Gewissen belasten würden. Er solle darum denselben nichts kund tun, sondern aus eigener Liebe helfen, die er ihm zu vergelten trachten werde; ihm fehlen zur Erlösung ein Almosen und ein paar hl. Messen. Mitleidig und gerührt versprach der Lebende zu helfen und der Tote verschwand.

In kurzer Zeit war das Almosen verteilt und die hl. Messen las Kaplan Schlunz in Glis. — Eines Abends kehrte unser Bauer erst spät in der Nacht heim. Als er zu seiner Haustiege kam, sah er zuoberst auf derselben jemanden stehen. Nichts außerordentliches vermutend tief er in seiner gewohnten guten Laune hinauf: „Wart! jetzt ertappe ich dich grad recht: du scheinst in meiner Abwesenheit mein Haus überrumpeln zu wollen.“ Er eilte hinauf und erkannte — diesmal nicht mit Schrecken, aber mit einiger Zufriedenheit — seinen toten Viehhändler wieder. Dieser erklärte dankend, ihm sei geholfen und er habe ihm den Liebesdienst bereits vergolten, indem er ihn unlängst bei gefährlicher Holzarbeit im Walde vor schwerem Unglück geschützt habe. Er werde auch in Zukunft ihm dankbar sich erweisen. Der hocherfreute Bauer lud seinen toten Freund ein, wenn er Zeit hätte und es ihm erlaubt sei, ins Haus hinein zu kommen, um länger mit einander zu plaudern. „Meine Hausleute schlafen“, meinte er, „und sie werden wohl nicht gestört werden.“ Der Tote folgte und in langer Rede ermunterte er seinen Wohltäter,

gerecht und fromm seine Tage hienieden zu verleben. — Dann aber nahm er Abschied für immer. — N. B. S. Nr. 118.



145. Das verzauberte Fräulein im Schlosse Mageran.

Eine Viertelstunde von Mgarn entfernt, inmitten weit ausgedehnter, von langen Buschreihen durchzogener Wiesen steht einsam, fast melancholisch das alte, jagenumwobene Schloß Mageran.

Dort wollen viele Leute, besonders Temperfinder, wenn sie abends von der Arbeit nach Hause zogen, eine über alle Maßen schöne, von golddurchwirkten Gewändern umflossene Frauengestalt mit einem Bund Schlüssel an der Seite gesehen haben.

Das ist das verwunschene Schloßfräulein, das auf Erlösung wartet. An gewissen Tagen des Jahres ist es ihr gestattet, vor das Thor des Schlosses sich zu begeben. Dort setzt sie sich auf einen Stein nieder, blickt unverwandt hinunter auf die Straße und winkt den Vorüberziehenden mit ihrer schneeweißen Hand, zu ihr herauf zu kommen, um sie dem unheilvollen Schicksal zu entreißen. — Wohl manchen schon gelüstete es, angezogen durch die unnenbare Schönheit der armen Jungfrau und gerührt ob ihrer Traurigkeit, dem stummen Rufe zu folgen: und gewiß würde sie es an Liebe und an Gold jedem reich belohnt haben. Allein bis jetzt war das Flehen und Warten der schönen Dame umsonst: denn einen jeden, der es wagen wollte, hinzugehen, befiel eine unsägliche Angst. — So harret das edle Schloßfräulein noch immer auf Befreiung. Jedesmal aber, wenn sie den

Vorüberziehenden gewinkt hat, und ihre Mühe vergeblich gewesen ist, birgt sie ihr zartes Antlitz in beide Hände und fängt bitterlich zu weinen an; denn dann weiß sie, daß wieder eine Gnadenstunde vorüber ist, und sie für lange Zeit nicht mehr auf Erlösung hoffen darf.

Molet Voretan.

144. Der Kinderhirt in der Bachalpe.

In einem Spätherbsttage legte sich ein Gemsjäger aus Leuf die Flinte über die Schulter und schlug den Weg nach der Bachalpe im Gebiete Feschel ein, um in diesen selten bejagten Strichen sein Jagdglück zu versuchen.

Lange war er schon gewandert und hatte die Hütten der Bachalpe weit hinter sich, da stieß er unerwartet in den wilden, zerklüfteten Felsvorsprüngen auf den Sommerhirten der Bachalpe, der in dieser Gegend häufig wilderte. Da derselbe jeden Tritt in dieser wilden Gegend kannte und alle Gänge, Plätze und Wohnheiten der Grattiere genau wußte, schloß sich unser Leukerjäger demselben an und gemeinsam kletterten sie von Fels zu Fels, von Kluft zu Kluft, erklimmen schwindelnde Höhen, hackten sich mit ihren schwerbeschlagenen Schuhen an den jähen Felskanten ein, rutschten an den schroffen Berghängen entlang und das Waidmanns-Glück war ihnen hold, gegen Abend erlegten sie einen prächtigen Steinbock.

Wohlgemut und zufrieden mit ihrer Jagdbeute machten sie sich auf den Heimweg und gelangten bei beginnender Dämmerung oberhalb des Stafels an das jähe Steingeröll, die sogenannte Steirischu. „Noch eine halbe Stunde und

wir sind drunten in Stafel“, meinte der Leukerjäger, „und sind in der Sennhütte wohl geborgen. Speis und Trank und ein gutes Lager wird uns wieder des Tages Müh' und Strapazen vergessen lassen.“ Nicht so aber unser Sommerhirt der Náchalpe: mit schlotternden Knieen, mit trägem schlaffem Gange näherte er sich dem Abstiege, ein Blick über das Stein-geröll nach dem Stafel hinunter und ermattet sank er am Rande des Abstieges zusammen, seine Kräfte hatten ihn verlassen, irgend eine Erinnerung — ein seelischer Kampf hatte den starken, wetterfesten Alpenjohn entnervt und dahingestreckt. „Ich kann nicht anders,“ entschuldigte er sich, „meine Kräfte haben mich verlassen, ich muß hier rasten.“ Seltzam betroffen mußte auch unser Leukerjäger sich bequemen, hoch oben in unwirtlicher Gegend am Rande einer jähren Geröllhalde mit seinem Jagdkunpan eine lange Nacht zu verbringen, bis ein neuer Morgen ihnen den Abstieg gestattete. Schon schien der Sommerhirt zu schlafen, und wie unser Leukerjäger über den Schlafenden wegsieht und einen Blick hinunterwirft über das in Dämmerung gehüllte Geröll, da sieht er unten am Fuße desselben einen Mann mit flackernder Kienfackel in der Hand und mit einer schweren Last auf den Schultern, langsam und schwerfällig die Geröllhalde empor klimmen. Und wie genauer er die seltsame Erscheinung mustert und wie näher sie heraufsteigt, so erkennt er in Scheine der hellauflackernden Kienfackel auf den Schultern des Mannes ein schweres Kind, und ein Keuchen und Pusten und ein herzerschütterndes Weinen und Zammern schlägt an sein Ohr. Und je höher der Unbekannte steigt, desto schleppender wird sein Schritt, desto tiefer beugt sich sein Rücken, desto unheimlicher tönt das Weinen. Wie der Seltzame aber oben am Rande des Steingerölles angelangt, da wendet er sich plötzlich um und wirft das Tier mit hef-

tigem Wurf über das Geröll in die Tiefe, wo dasselbe poldernd aufschlägt und jauchzt dabei so gellend schaurig, daß die Nachtvögel jäh aufschrecken und die schroffen Felswände das markerschütternde Gejauchze in hundertfachen, unheimlichen Echo wiedergeben.

Dem Waidmann aber erstarrt das Blut in den Adern und das kühne Jägerherz will stille stehn: denn er hat an Kleidung und Gesicht den Hirten aus der Bachalpe erkannt, der keine drei Meter von ihm entfernt regungslos schläft.

Im ersten Schreck sucht er seinen Begleiter zu wecken, doch wie er ihn auch rüttelt, und wie er ihm ruft, der Hirte bleibt regungslos, ein bleierner Schlaf hält dessen Sinne gefangen, nur der Mann im Steingeröll schleppt unermüdetlich die schwere Last empor und poltert sie wieder hinunter und dabei wechselt erschütterndes Weinen mit gellendem Jauchzen.

Beim ersten Morgengrauen hört der Spuk auf, unser Schläfer reckt und streckt seine Glieder, reibt die Augen aus, sieht um sich, steht auf ohne Morgengruß und wortlos steigt er mit seinem Jagdgenossen zum Bachalpitafel hinunter. Dort aber am großen Kreuzlärch angekommen, rißte der Kinderhirt ein kleines Kreuz in den Stamm — ein Zeichen, daß ein Weidejahr ohne Schaden für die Alpe gewesen sei.

Der Leukerjäger sieht dem sonderbaren Gebahren zu und sagt plötzlich sehr ernstem Tones: „Freund, du hast nicht alle Sommer ein Kreuzchen in den Stamm des Lärchbaumes reißen können“ und er enthüllte seinem Kameraden das Gesicht der vergangenen Nacht.

Einen Augenblick wogt ein grimmer Kampf in der Brust des Hirten, dann wird sein Auge feucht und er bekennt dem Jäger, wie ihm im vorletzten Sommer ein Kind durch seine Raschhaftigkeit und seine unbezähmbare wilde Natur viel

Merger, Verdruß und Mühe verursacht habe, und wie er einmal im Aufwallen seines heftigen Zornes sich entschlossen habe, sich von dem Tiere zu befreien, wie er dasselbe in das gefährliche, abschüssige Steingeröll getrieben, wie das Kind ausgeglittcht, ins Rollen kam, sich überschlug und unten in der Tiefe als leblose Masse aufschlug, und wie jeder Verdacht auf fahrlässige Tötung des Kindes so von ihm abgewälzt war.

Der Jäger erschauerte: „Laß dich gewarnt sein,“ sprach er zum Hirten, „leiste Schadenersatz und büße deinen Frevel.“ Der Hirte versprach es, und die Männer schieden auseinander.

Jahre sind seither dahingegangen, schon lange ruht der Hirte in kühler Erde, seine Name ist längst vergessen. — Ist er seinem Versprechen nachgekommen? Hat er den Frevel gesühnt? Man bezweifelt es sehr, denn noch heute will man in gewissen Nächten ein flackerndes Licht an jenem Steingerölle unstät herumirren sehen. Raym. Loretan.



145. Dreierlei Milch.

Auf einer Alp im Turtmantale hielt einst im Spätherbste ein Gemsjäger Einkehr in eine Hütte, um daselbst zu nächtigen. Die grausige Tede und Stille ringsum, nur unterbrochen vom Rauschen und Tosen des Wildbaches, sowie vom Aechzen der altersschwachen Holzwände, an denen die Windstöße rüttelten, ließ sogar im sonst an Einsamkeit gewohnten Jägerherzen den Wunsch nach Anwesenheit eines menschlichen Wesens erwachen. Zugleich regte sich unweit vom Herzen des Einsamen ein wunderbares Sehnen nach etwas Warmem, wärs auch bloß Schotten. „Was gäb' ich

d'rum, böte mir jetzt eine schmucke Melplerin eine Süßgebfa voll warmer Milch!"

Skaum hatte unser Waidmann, diese Worte murmelnd, sich auf die Britsche hingeworfen, horch und sieh! — da geht die Türe auf und herein tritt — nicht zu des Einsamen Vergnügen — ein eisgraues, triefäugiges und runzliges Mütterchen, dessen Knochengerüste mit einer gar seltsamen Gewandung aus längstvergangener Zeit bedeckt ist. Die Hände der Alten halten ein Brett, worauf ein brennender Kienspan knistert und daneben sind drei Gefäße, die eine mit weißer, die andere mit roter, die dritte mit schwarzer Milch. —

Behutsam stellt die Seltzame die Milchgefäße auf den Tisch, langt einen hölzernen Löffel von der Kiegla herunter und richtet dann ernst, fast feierlich die Einladung an den Jägersmann: „Trete herzu und wähle dir und mir zum Heile!“ Und er, dem sonst das Gruseln fremd, kommt zitternd und zagend herbei und taucht den Löffel in die — weiße Milch. —

Auf dies hin ein tiefgeholler, lange anhaltender Seufzer der Erleichterung aus der Brust der Alten, daß von dem Hauche der Kienspan hell aufloht. „Wohl dir Jägersmann und auch mir, daß du so gewählt, denn dadurch hast du mich erlöst! Hättest du anders gewählt, nochmal 350 Jahre wäre ich an diesen Ort der Sühnung gebannt; zur Strafe aber hätten dich meine Hände zu Staub und Gert*) zerrieben. Denn, blic' auf Waidmann“, fuhr die Erscheinung fort, mit loberndem Span die kaum mehr erkennbare Zahl am Deckbalken beleuchtend, „blic' auf und vernimm:

*) Gert = Asche, Splitter, Sägemehl, ist eine in St. Geruan und Außerberg gebräuchliche Benennung.

Vor so vielen hundert Jahren hab' ich hier gesümmert. Ich hatt' am Gewissen nicht schwer zu tragen. Siehst, die rote bedeutet die von mir nachlässig verschüttete, die schwarze die gestohlene, die weiße dagegen die rechtmäßig mir zugehörige Milch." Sprachs und verschwand. — N. v. Noten.



146. Der Hirt in der Alpe Chermignon.

Jahre sind es her, da hütete der Hirt von Varen das Vieh in der Alpe Chermignon. Eines Abends fehlt ihm beim Heintreiben das schönste Kind in der ganzen Alpe. Und da er nur zwischen zwei Dingen zu wählen hatte: entweder das Tier zahlen oder dem Besitzer Zeichen von seinem Abgange vorbringen, so macht er sich noch am selben Abend totmüde und hungrig wie ein Wolf auf die Suche. Nach stundenlangem vergeblichen Herumirren kommt er gegen Mitternacht zu einer abgelegenen Hütte und legt sich dort zur Ruhe, um neue Kräfte für den Morgen zu sammeln.

Doch kaum ist der Totmüde eingeschlafen, so hört er es unten im Stalle herumrumpeln; und wie er sich erhebt und neugierig durch eine halbblinde Scheibe guckt, sieht er, wie sechs Männer in schwarzen Kleidern und weitkrämpigen Hüten das verlorene Kind aus dem Stalle führen.

Die Männer entfalten bald eine geschäftige Tätigkeit. Der eine zündet ein lobendes Feuer an, der zweite schleppt einen gewaltigen Kessel herbei, ein dritter legt sorglich zu Tisch, ein vierter trägt in großem Zinnkrüge Wein herbei, die zwei letzten schlachten behende das herrliche Kind.

Da graut es dem Hirten und er will sich eben er-

schreckt unter die Decke seines Lagers verkriechen, als ihm einer der Männer mit der Hand zu kommen winkt.

Wie mit Gewalt zieht es ihn aus der Hütte und in den Kreis der Männer. Die unheimliche Gesellschaft setzt sich an den Tisch und trotz des Heißhunger's meint der Hirt, es bleibe ihm jeder Bissen des vorgelegten Fleischstückes im Halse stecken.

Allmählich löst der Wein aus dem schweren Krüge die Zungen der düstern Gäste. Gräßliche Gespräche fliegen von einem Tischende zum andern und ihr Lachen widerhallt gellend an den nahen Felswänden. Gegen Morgen aber werden die fröhlichen Gefellen stiller und wie das erste Grau über die Berge huscht, da löscht die züngelnde Flamme jäh aus. Tisch und Gerät und die unheimlichen Gestalten sind verschwunden.

Der Hirt steht allein frierend vor der Hütte, neben ihm aber ruht das verlorene Kind heil und wohlbehalten, nur an der hintern Lende fehlt das Stück Fleisch, das der Hirt beim Mahle verzehrt hatte.

Kaym. Loretan.

147. Der Mundbecher.

Gegenüber der Hungerthalp jenseits des Turtmannbaches liegt in einer kleinen Ebene ein Alpdörfchen, Zerbitzen genannt. In diesem Dörfchen soll einmal laut Sage sich folgende Geschichte zugetragen haben. Ein Jäger hatte sich verspätet nach Hause zu gehen und war gezwungen, die Nacht dort in einer Wohnung zuzubringen. Zur Mitternachtzeit hörte er die Türe des Nebenzübchens aufgehen; eine Anzahl Tänzer und Tänzerinnen traten ein; unter schallender Musik drehten sie sich im Kreise. Der Jäger sah diesem lustigen

Treiben eine Weile durch ein in der Mittelwand angebrachtes Fensterchen zu; endlich trat eine schön gekleidete Frau ans Fensterchen und hielt dem Jäger einen goldenen Becher hin; er nahm denselben; sofort verschwand die Tanzgesellschaft. Bei Tagesanbruch verließ der Jäger seine Nachtherberge und ging nach Hause. Den kostbaren Becher aber wollte er verwerten; er ging bei nächster Gelegenheit zu einem Goldschmiede und bot den Becher demselben zum Verkaufe an; allein der Goldschmied, den Becher betrachtend, fragte den Jäger, wo er denselben erhalten habe und auf welche Weise; denn dieser Becher, von ihm (dem Goldschmied) gefertigt, trage die Nummer und den Namen eines Herrn, der den Becher bestellte. Der Jäger erzählte ihm, wie er dazu gekommen. Goldschmied und Jäger begaben sich sogleich zum Eigentümer und erklärten ihm die Begebenheit. Verblüfft und bestürzt zahlte dieser dem Jäger den Wert des Bechers.

Fr. Rehder.

148. Der ruheloſe Senn.

Als im Trichelboden auf der Törbjeralpe noch die alte Hütte stand, sahen die Alpleute, die in der Hütte schliefen, jeden Abend, nachdem sie alles hübsch in Ordnung gebracht, einen Mann in die Hütte treten. Er trug einen schäbigen Hut schief auf dem bärtigen Kopfe, während sein Oberkörper nur von einem Hemd bekleidet war, von dem er noch die Ärmel aufgestülpt hatte. Seine Füße, in eine sadenscheinige Trilchhoſe eingehüllt, klapperten unheimlich in den derbgenagelten Holzschuhen, wenn er so wie ein rechter Senn ausstaffiert sich an die Arbeit machte. Flugs waren die zentnerschweren Steine vom Kläſe abgehoben und auf die

Erde geworfen. Bald lag auch der frische Käse aus dem Gärb gerissen auf dem ersten besten Brett: der Kessel wurde an den Hock gehängt und es wurde darin herumgefuchelt, gerade als ob er die Milch brechen würde; kurzum, er machte alle Arbeit, die der Senn zu tun hatte. Der Senn der Alpe, der ihn während der ersten Nacht gesehen hatte, glaubte am folgenden Morgen alles in Unordnung und zerbrochen zu finden, aber es war alles hübsch an Ort und Stelle, wie man es abends hingelegt hatte. Er durfte den andern Alpleuten nichts davon erzählen, denn man hätte ihn ausgelacht. Es kam ihm selber auch halb zweifelhaft vor und er versuchte sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, als wäre es nur ein Traum gewesen, besonders da er in dem Mann den leztjährigen Sennen erkannt hatte, der inzwischen gestorben und allgemein als Ehrenmann geachtet war.

Wie sich aber dieser Besuch jeden Abend wiederholte und auch die andern Alpleute sahen, daß es der alte Senn sei, wollte niemand mehr auf die Alpe gehen und man war gezwungen, die Hütte abzureißen und eine neue zu bauen. Der lezte Baum der Wand wurde dagelassen, damit man den Bozen nicht weitertrage. In der neuen Hütte hatte man wiederum Ruhe vor dem Sennen, der nach toter Hand noch hat käsen müssen. J. Lorenz.

149. Der mutige Senn.

In der Tschampigeralp im Binntal schickte einst ein Senn den Dinner in einen tiefern Stafel, um den dort zurückgebliebenen Sauertrank zu holen. Wie dieser in die offene

Hütte trat, sah er einen Mann neben dem Traich (Molken-
essig) sitzen, der, den Arm auf die Tanse gestützt, den Kopf
in der Hand wiegte. In größter Angst stürzte der Dinner
aus der Hütte weg und meldete dem Sennen, was er ge-
sehen. Zugleich beteuerte er, daß er den Sauertrank nicht
mehr holen dürfe — um alles Geld in der Welt nicht.
Der Senn maß der Erzählung des Diners wenig Glauben
bei und ging selbst. Doch richtig, was der Dinner gesehen,
sah er nun selbst. In der gleichen Stellung sah der Fremde
noch immer an die Tanse gelehnt. Der Senn näherte sich
dem geheimnisvollen Mann, hob unerwartet dessen Arm
vom Etcherlägel und sagte: „Wärli, z' Träich wöäh i hä.“
Der Fremde hob seufzend sein Haupt zum Sennen empor
und sah ihn mit zwei großen, traurigen, verträumten Augen
an und sprach: „So nimm dü z' Träich, wiels wöäh hä,
hätti immer tha, was i hätti sellä, brüchti nit hie z' sibä.“
Bei diesen Worten züngelten ihm Flammen aus Mund und
Augen. Von diesem Tage an hatte der Senn sehr viel
Glück und wurde ein reicher Mann; der Dinner aber blieb
ein armer Teufel. Den Fremden aber sah von diesem
Tage an keine Menschenseele mehr. Udr. Weger.

150. Der Jäger und das schwarze Schwein.

Eines freien Herbstnachmittages, wie die Jäger deren
so viele haben, zog ein junger Emsler in das wilde Turt-
manntal auf die Jagd. Menschenleer und öde sind die
vielen Alpen links und rechts des rauschenden Turtmann-
baches. Fast wird es ihm bange, dem Jäger, ob dem wilden

Tosen des Baches, der sonst im Herbst so still und ruhig durch dieses verlassene Thal fließt. So einsam und allein durch die Rotigeralpe dem Stafel zuwandernd, besinnt er sich ernstlich, ob ihm auch je so furchterregende Gedanken gekommen, ihm, der sich in den Abendsitzstuben oft über die vielen Bozen und Geister des alpenreichen Tales hinweggesetzt, der die spulenden Geister der alten Sennen und die herumwandernden Seelen der Sennerinnen verlacht, wenn die biedern Alten von polternden Geistern und gruseligen Hüttengeschichten im Turtmannthale erzählten. Und sich selbst auslachend, setzt sich der beherzte Bursche kauern auf einen Stein, sein Gewehr hart neben sich legend und späht nach Bild in dem wilden Stafel und in der andern Alpe, ihm gegenüber, jenseits des Baches, in dem ebenso öden Tschaff'l. Plötzlich will er sich erheben, er ergreift mit der Rechten sein Gewehr; er sieht weit ob den Hütten in Tschaff'l einen schwarzen sich bewegenden Punkt. — Gleich legt er das Gewehr wieder bei Seite und auf dem Ellenbogen zurücklehnend erkennt er ganz enttäuscht, wie ein schwarzes Schwein rasch den Weg heruntertappt und den Hütten zugeht. Er weiß nicht, ist es Einbildung; ihm wird das Schwein immer größer und größer und schwärzer, bis es zuletzt vor der ersten Hütte stehen bleibt, so groß und fest, wie er in seinem Leben noch keines gesehen. Ein kalter Schauer überriefelt ihn; im ganzen Tale ist er ganz allein. Und das große schwarze Schwein erhebt sich gar, es stellt sich auf seine Hinterfüße hart an die Hüttentüre. Wie ein Mensch gewandt greift es mit einem Vorderfuße nach dem langen Holznagel, der, schief durch den Türpfosten gesteckt, von oben herab inwendig die Tür schließt; es zieht ihn heraus, öffnet die Türe und tritt in die Hütte. — Starr sieht der gute Bursche das alles an — gerade so hatte er es erzählen

gehört schon als kleiner Bub von seinem alten Onkel, von dem Stro Tono. Und wieder erscheint das schwarze Schwein auf der Türschwelle und fast größer als zuvor. Aber jetzt sind seine Füße weiß, die lange Nase bis weit den Kopf hinauf ist weiß, wie in Nidel getaucht. Wie es die Türe geöffnet hat, so schließt es sie, er sieht es genau: fast meint er das laute Knarren der alten, ausgebrauchten Türe zu hören. Dann trabt es, schneller als ein gewöhnliches Schwein es imstande wäre, den Weg über die steile Alpenweide hinauf. Einen Augenblick schaut der Jäger nach der Hütte zurück und in demselben Augenblick entschwindet ihm das Schwein. Ratlos sitzt er da noch an demselben Fleck gebannt. Ein Gedanke bligt in ihm auf: er faßt sich: rasch entschlossen steht er auf: er versteckt sein Gewehr und kehrt nach Ems zurück. —

In Ems sucht er seinen Kameraden auf und erzählt ihm alles und teilt ihm seinen Plan mit. Sein Kamerad lacht ihn tüchtig aus: aber er folgt ihm, er läßt sich überreden. Er geht in der folgenden Nacht mit ihm nach Tschaffl. Sie übernachten in der Hütte, wo das große, schwarze Schwein erschienen war. Kaum ist Mitternacht vorbei, so fällt der dicke Holzdubl, mit dem sie die Türe verriegelt, zu Boden und laut ächzend geht die Türe auf, wie von heftigem Wind zurückgeschlagen, und erweckt die erst Eingeschlafenen. Geisterhaft leuchtet der Mond zur Türe herein und die glimmenden Kohlen des erlöschenden Feuers, das sie abends zu ebener Erd' zwischen zwei mächtigen Steinplatten angezündet, erleuchtete dürftig den übrigen Raum. Aber es ist hell genug, daß sie eine schwarze Schlange in vollen Bogen die Hütte herein auf den alten Schottentrog kommen sehen. Die lange, armdicke Schlange steckt ihren Kopf begierig in den leeren Trog und wie sie ihn heraus-

zieht, ist er blendend weiß von dicker Nidel übertüncht. So erhebt sie sich vor der Britsche, auf der die beiden bange zitternd liegen, sieht sie mit wilden, bittenden Augen an. — Der Jäger kämpft mit sich; er hat gar allen Mut verloren. Er faßt sich, redet die graußige Schlange an. Mit wahrer Menschenstimme antwortet die Schlange und beginnt zu reden: „Ich bin es; ich war ein armes, lediges Meidli und hatte in frühern Zeiten in dieser Hütte zu käsen und zu buttern. Nie habe ich mir etwas zu schulden kommen lassen; ich war gewissenhaft, gerecht und unparteiisch gegen alle Gethieren. Doch eines Abends ließ ich die Türe offen stehen; ein Schwein geht in die Hütte und stürzt einen ganzen Kübel voll Nidel um. Dieses Begebnis verschwieg ich und habe die Nidel nie erstattet. Zur Strafe dessen muß ich nun in dieser Alpe als Schlange und als Schwein umherirren und kann nicht selig werden, bis dem Eigentümer diese Nidel zurückerstattet ist.“ Der Jäger fragte: „Wem gehörte denn die Nidel? Wem ist der Schaden zu ersetzen?“ „Die Eigentümer sind schon lange, lange tot. Doch die Erben leben noch. Zweien gehörte die Nidel an; der eine war von Karou, der andere von Ergisch.“ Es offenbarte nun die Schlange Namen und Geschlecht dieser und die Namen der Erben, die Anspruch haben auf diese Nidel bis auf denselben Tag. Und der Jäger versprach: „Gut! So sei es! Ich verspreche einzustehen, so es in meiner Macht liegt, für den Ersatz dieser Nidel. Wir beide wollen sorgen, daß alles geschenkt werde, oder ich selbst werde allen Schaden bezahlen. So dir geholfen werden kann, geschehe es!“ — Er versprach's: unversehens war die Schlange verschwunden.

Noch graute lange nicht der Morgen; und schon standen die beiden mutigen Burjchen auf und anstatt zu jagen, trennten sie sich; sie wollten unbedingt und sofort dieser

armen Seele helfen. Der eine machte sich nach Karon auf den Weg, der andere ging nach Ergisch. Die von dem Geiste Genannten fand er bald in Ergisch. Härter, als er geglaubt, traf er die Herzen dieser. Aber ein altes Großmütterchen dieser Familien stand tapfer für ihn ein und in heiligem Eifer beschwor es seine Angehörigen, doch die arme Seele gleich zu erlösen; und es waren dann alle bereit, ihre Hälfte zu schenken. Auch von Karon her brachte nach einem Tage der Jäger gute Nachrichten. So zogen sie denn fast wohlgenut wieder ins Turtmanntal auf die Jagd. Die Nacht brachten sie in der Geisterhütte der Tschaffleralpe zu. Heute konnten sie nicht einschlafen. In banger Erwartung, ob das Hirtenmädchen ihnen wieder erscheine, plauderten sie die halbe Nacht und die Geisterstunde war herangerückt, ohne daß sie es merkten. Da auf einmal erblickten sie vor ihnen die gewaltige Schlange; aber sie war nicht mehr schwarz, sondern glänzend weiß. Unbemerkt, geisterhaft und doch nicht schreckhaft war sie erschienen und hub nun an, ihnen zu verkünden, daß sie erlöst und mit ihr diese Hütte von Geisterpfuf befreit sei und daß sie ihnen für den Seelendienst Glück und Segen auf der Jagd erlangen werde. Ein leichter Windstoß zieht über die Hütte und die Schlange ward ihren Blicken entzogen. Früh am kommenden Morgen machten sie sich auf die Jagd und noch gingen sie öfters während des ganzen Herbstes auf die Jagd und sie erfreuten sich dabei steten Glückes; aber nie wieder sahen oder hörten sie etwas von dem großen, schwarzen Schwein oder von der riesigen Schlange in Tschaff'l. J. Schaller.



151. **Tufteralpe.**

Hans fürcht der nicht, gscheht der nit. Vor langer, grauer Zeit wird von einem furchtlosen Hans folgende Sage erzählt: Als er einmal im Sommer, da es schon Nacht war, von der Hindelalpe nach der Tufteralpe sich begeben wollte, um da einer frohen Zusammenkunft von jungen Leuten, unter denen er auch seine Liebste mußte, beizuwohnen, habe er bei der Efelplatte, wo der Weg vorüberfährt, ein großes Feuer gesehen und in demselben einige, ihm bekannte Personen, die gestorben waren. Eine von diesen sagte ihm, er solle sich wohl hüten, an dieser nächtlichen Gesellschaft teilzunehmen, er möge ohne Verweilen in sein Haus schlafen gehen. Dieser Warung pünktlich folgend, ging er an Tuftern, wo er die Gesellschaft lustig tanzen hörte, still vorüber. — Was ihm ferner bei dem Feuer sei bekannt gemacht worden, wollte er niemanden offenbaren. W. Zurbruggen.



152. **Der Befehl zweier armer Seelen.**

Ein Mann von Ernen hirtete auf Eggen und mußte allein in einem Hause übernachten. Eines Abends, als er schon zu Bette war, klopfte es an seiner Türe. Schnell kleidete er sich notdürftig an und ging, in der Meinung, es seien Abendfiger da, hinaus und öffnete. Herein traten zwei Frauen von Ernen, die er sehr wohl kannte, die aber doch schon mehr als ein Jahr zu den Toten zählten. Wunderbarer Weise fiel ihm dieser Umstand gar nicht auf und er wäthete sich bei Lebenden. Er unterhielt sich die ganze Nacht hindurch auf's vortrefflichste mit den Toten und am Morgen

glaubte er, er sei noch keine Viertelstunde bei diesen beiden gewesen. Auch das Stümpchen Kerze hatte nicht abgenommen, obwohl es die ganze Nacht hindurch gebrannt hatte. Ungefähr zur Betenlängzeit entfernten sich die Gäste und gaben dem Hirter noch einen Stock mit dem Auftrage, denselben heute früh bei dem und dem Hause in Ernen an die Türe zu lehnen. Er versprach es und die beiden entfernten sich. Erst jetzt wurde es dem Manne klar, daß er die ganze Nacht bei zwei Toten geessen hatte. Ein jäher Schreck durchfuhr alle seine Glieder. Schnell besorgte er sein Vieh und rannte dann aus Furcht ohne weiteres nach Ernen zurück. Am Abende mußte er aber doch wieder nach Eggen zu seinem Vieh, doch da übernachteten wollte er nicht mehr. Nach getaner Arbeit trat er dennoch in die Stube, um seine Tabackpfeife, die er in der Aufregung am Morgen vergessen hatte, zu holen. Kaum war er in die Stube getreten, da klopfte es wieder heftig, aber diesmal an der Stubendecke. Wie, sollten jetzt die zwei Toten wiederkommen?! Es klopfte noch einmal stärker und dann zum dritten Male ganz heftig. Jetzt erinnerte er sich, daß der Stock, den er schon heute hätte abgeben sollen, noch da war. Flugs ergriff er denselben und in einer halben Stunde schon hatte er sein Verschümmnis nachgeholt. In dem Hause, wo er den Stock angelehnt hatte, lebte ein Junggeselle, der Bruder der zwei obgenannten Toten. Am Tage darauf schädigte sich dieser sehr schwer und mußte von da an immer am Stocke gehen.

M. Clausen.



155. Des Vaters zurechtweisender Geist.

In Geshinen starb nach kurzer Krankheit ein junger Ehemann unerwartet schnell seiner Gattin weg. Die junge Witwe hatte alle Hände voll Arbeit, um sich und ihre sechs Söhne ehrlich und redlich ernähren zu können. Trotzdem sie mit Arbeit überhäuft war, trachtete sie gleichwohl, ihre Kinder christlich zu erziehen. Aber bei den wilden Knaben hätte des Vaters Gebot und die Kute mehr genützt als der Mutter milde Mahnung.

Eines Tages wollte der älteste Sohn die bei Tisch aufgetragenen Gerichte nicht essen. Er stahl sich vom gemeinsamen Mahle, ging in den Keller und wollte da trotz Verbot der Mutter die Milch abrahmen.

Wie er aber den ersten Löffel voll Rahm zum Munde führte, sah er gerade vor sich seinen verstorbenen Vater stehen. Stumm war er und blaß und sah ihn mit strafendem, ernstem Auge an, sprach kein Wort, hob aber die Hand empor und drohte ihm mit ausgestrecktem Zeigefinger. Sodann verschwand er.

Erschreckt und zitternd eilte der Knabe zur Mutter, bat sie um Verzeihung und versprach ihr Besserung. Aber von da an schwebte ihm überall das Bild des zürnenden Vaters vor Augen und es litt ihn nicht mehr zu Hause, so daß er beschloß, die Heimat zu meiden. Er trat darum in fremde Kriegsdienste. Hier war ihm das Glück äußerst günstig und bald hatte er die Genugthuung, seiner Mutter mitteilen zu können, daß er Offizier geworden sei. Nach und nach lockte er auch alle seine Brüder in fremde Dienste, wo sie ebenfalls schnell zu Rang und Ehren emporstiegen, um geachtet und geehrt ihre Tage in Geshinen zu beschließen. Dieses soll der Beginn des Reiselaufens in Obergoms gewesen sein,

das manchem Reichthum und Ruhm eintrug, vielen aber den Tod auf dem Schlachtfelde. Adr. Weger.

154. Das leidende Söhnchen.

Einst lag in Ernen ein siebenjähriges Söhnchen auf dem Sterbebette. Als es dem Tode nahe war, wurde es gefragt, ob es nun allen von Herzen verzeihe, die es irgend wann beleidigt haben. Das Kind gab zur Antwort: „Ja allen, aber dem Großvater nicht, weil er mir einmal, als ich Hunger hatte, kein Brot geben wollte.“ Darauf verschied das Kind.

In der folgenden Nacht hörte nun der Großvater dieses Kindes plötzlich die weinerliche Stimme desselben seinen Namen rufen. Der alte Mann glaubte sich getäuscht zu haben, doch schon rief ihn die Stimme zum zweiten Male beim Namen. Der Alte kannte die Stimme des verstorbenen Kindes wohl, doch dachte er: „Was wird das Kind von mir wohl wollen? Einem Kinde kann doch nichts mehr fehlen nach dem Tode, dem ist ja der Himmel sicher.“ Aber kaum hatte er so gedacht, da rief die Stimme zum dritten Male: „Ach Großvater, hörst du mich denn gar nicht, warum gibst du mir keine Antwort?“ Ganz erschreckt richtete sich der Alte in seinem Bette auf und fragte: „Wie, bist du es, Josefli? Bist du denn noch nicht im Himmel?“ „Ach nein,“ antwortete die Stimme, „ich habe dir nicht verzeihen wollen, weil du mir einmal kein Brot gegeben hast und deshalb darf ich nun nicht in den Himmel, bis du mir auch verzeihen hast.“ „O ist's nur das, Josefli,“ rief der Großvater, „dann gehe nur gleich in den Himmel, ich verzeihe dir von Herzen gerne.“

Auf dieses hin hörte der Großvater eine überaus liebliche Musik und mitten drein das fröhliche Lachen seines Nofeli. Das Kind hatte Verzeihung erlangt und ward nun hinübergeleitet von einer Schar Engeln ins himmlische Heimatland.
M. Clausen.

155. Die Verpflichtung gegenüber dem Verstorbenen.

Einmal lebte in Hochmatten auf dem Blatt ein Mann, der ein Tschingelti zum Verwandten hatte. Er kam mit dem Schwachsinnigen überein, ihn mit Lieb und Guet zu übernehmen. Der Tschinggen ging darauf ein und siedelte zu dem Verwandten über. Dieser mußte sich überdies verpflichten, nach dem Tode des Schwachsinnigen drei heilige Messen lesen zu lassen, ferner zwei Kerzenstöcke in die Kapelle von Niederernern und zwei Kerzen in die Kapelle im Ernerwald zu schicken. Der Verwandte versprach das und bald darauf starb der Schwachsinnige, nachdem er dem Verwandten noch einmal auf das dringendste die Ausführung der übernommenen Verpflichtungen ans Herz gelegt hatte. Allein der Verwandte schob die Ausführung inmer hinaus und vergaß ihrer schließlich ganz. Da erschien ihm aber während der Nacht der Verstorbene und machte ihn mit furchtbarer Stimme auf die Unterlassung der übernommenen Verpflichtungen aufmerksam. Der furchtbar anzusehende Geist kannte keine Gnade und verlangte, daß der Verwandte die Sachen bis zum nächsten Betenläuten in's Reine gebracht habe, ansonst er morgen die Sonne nicht mehr werde scheinen sehen. Darauf verschwand der Geist. Der Mann aber, dem er erschien, hatte im Augenblicke gerade kein Geld

zur Hand und sollte doch bis zum Morgengrauen die Sache in's Reine gebracht haben. Er lief noch während der Nacht nach Ernen und weckte da, in Schweiß gebadet von dem schnellen Laufe, eine gutherzige Person und bat dringend um Hilfe in dieser schrecklichen Lage. Er erhielt das Geld und vollführte die letzten Willensverordnungen des Tschingeltzi beim Hochw. Hr. Pfarrer von Ernen, noch ehe die dritte Morgenstunde geschlagen hatte. M. Clausen.

156. Der Hirt in den Tellern.

Eine der drei Alpen, die Ulrichen zu eigen hat, heißt Telleren. In dieser Alpe wickelte sich folgende Begebenheit ab. In den ersten Tagen nach der Alpfahrt verirrte sich den Alplern eine Kuh. Gegen Abend erst bemerkte der Meisterhirte ihr Fehlen. Gleich machte er sich auf die Suche. Schon näherte er sich den höchsten Stafeln, aber umsonst, er fand nichts. Mißmutig wollte er schon zurückkehren. Zuvor aber legte er sich noch einmal auf die Erde und lauschte mit angestrengetem Ohr, ob er nicht die Schelle der Verirrten in der Ferne höre. Und wirklich, er hört kleine Schellentöne aus der Ferne, aus weiter Ferne, untermischt mit dem schrillen Pfiff des Murmeltieres. Freudig erhebt er sich und geht den Klängen nach, die zuerst schwach und vereinzelt, dann aber immer voller und deutlicher an sein Ohr schlagen. Endlich erblickt er die Kuh weit oben auf dem höchsten Grat, ihre Gestalt hebt sich groß und voll am blauen Himmel ab. Unwirsch, doch schnell steigt er an sie heran und führt sie nicht ohne Gefahr in die tiefere Alpe hinab.

Wie er aber in den obersten Stafel der Alpe gelangt, ist es schon kohlschwarze Nacht. Was tun? Allein könnte er sich schon zurückfinden, aber der Abstieg mit samt einer Kuh deutet ihm unmöglich. Und ohne Kuh zurückkehren und sie morgens abholen — brrr, der weite Weg! Ein jeder echte Melpler zählt die unnützen Schritte. So entschließt er sich, das Tier an der Hüttentüre festzubinden, selbst aber in der Hütte Nachtlager zu nehmen. Gedacht, getan.

Kaum aber deckte der erste Schlummer seine Augen, wurde er schon geweckt. Die Türe knarrte in ihren Angeln, dann flüsterte und knisterte es in langen Reihen in der Hütte. Männer und Frauen in altmodischen Kleidern rauschten herein.

Die letzten Eintretenden trugen Holz herein und Kessel und Pfannen. Sie braunten gleich ein hochloderndes Feuer an, brachten die furchtjam ruhende Kuh herein, töteten sie, deckten sie ab, tranchierten sie und warfen die kunstgerecht zerteilten Stücke in den Kessel, in dem bereits klares Wasser brodelte und Blasen warf.

Erstaunt und erschreckt zugleich wagte der Melpler zuerst nicht die Augen aufzumachen. Die Neugierde aber wuchs nach und nach über seine Angst empor, so daß er endlich die Augen aufschlug, um zu sehen, was dieser Judensabbat bedeute.

Kaum hatte er jedoch ein wenig sich die Dinge ringsum angeblickt, als sich ein baumlanger Kerl auch schon auf ihn stürzte, ihn am Hals packte und ihn erbarmungslos würgte, so daß alles gelb und grün vor seinen Augen schwamm.

Zum Glück aber kam alsobald ein feingekleideter Herr herzu, riß dem Langen die Hände vom Halse des Ersticken- den weg und fragte den Hirten, der ganz blau im Gesichte war und in langen unregelmäßigen Zügen nach Luft schnappte:

„Was hat dich hierher geführt, hat deine Neugierde die Stirn gehabt unsere Versammlung zu belauschen oder haben dich Pflichten zu dieser Stunde in diese Hütte getrieben?“

Der Hirte erzählte der Wahrheit gemäß, daß er nicht mehr weiter gekount, weil die Nacht ihn überrascht.

„Du bist frei,“ sagte der Feine, „aber wehe deinem Hals, wäre Neugier der Grund deines Hierseins.“

Indessen war das Fleisch gar gekocht und jeder erhielt seinen Teil. Dem Kelpier wurde ebenfalls ein Stück angeboten.

Dieser dachte: „Muß alles zum Teufel gehen, so will ich auch mithelfen und etwas für die ausgestandene Angst gehört mir auch.“ Er nahm das ihm dargebotene Stück Fleisch an. Köstlichere Bissen hatte er seinen Lebenstag noch nie gekostet.

Als das Mahl beendet, wurde gesungen und getanzt. So schön, so schön! Der Hirte konnte kein Auge von ihnen wenden. Sein Befreier kam wieder zu ihm und ermunterte ihn: „Gieb schön acht auf die Tanzweisen und Lieder, damit du etwas lernst!“ Das ließ er sich nicht zweimal sagen, sondern war ganz Ohr.

Gegen Morgen verzog sich der ganze Schwarm.

Vorerst wagte sich der Hirte nicht vor die Hütte. Er setzte sich auf den Bettrand nieder, mit sich ratend, was er dem Eigentümer der verzehrten Kuh sagen sollte, denn ihm fürchtete, man glaube ihm sein Erlebnis nicht. Ohne daß ihm ein nur etwas glaubwürdiger Einfall kommen wollte, jaun und saß er da, bis die Sonne vorwitzig durch die Ritzen und Spalten des Hüttendaches auf sein Haupt herniederstrahlte.

Dann sprang er, die Verzweiflung im Herzen, auf und schritt vor die Hüttentüre. Aber wie groß war sein Er-

staunen, als er die Kuh, die ihm entgegenmuhte, an der Hütte angebunden fand. Unversehrt war sie, nur am Halse klaste eine handbreite, tiefe Wunde. Da fehlte das Stück Fleisch, das er selbst gegessen.

Aus Freude über die wieder erhaltene Kuh sang er den ganzen Weg entlang aus frohem Herzen jene Lieder, die er bei der nächtlichen Gesellschaft erlernt. Und seine Weisen erklangen so herrlich wie im Himmel der Engelsang.

Als der Senne die wunderprächtigen Lieder hörte, war er vor Staunen wie versteinert: „Wo hast du nur die Lieder alle erlernt?“ Der Hirte erzählte ihm sein Erlebnis.

„Die muß ich auch lernen, morgen steige ich ebenfalls zu dieser Hütte empor.“ „Tue es nicht,“ bat der Hirte in Angst um das Leben des Sennen, „man dreht dir den Hals um, tue es nicht, kein Vorwiziger kehrt da je zurück.“

„Gleichviel, ich will beide, das Leben und die Lieder oder keines, keine Lieder und kein Leben,“ jagte der Senne.

Am folgenden Abend stieg der Senn wirklich zur Alp, aber nie mehr kehrte er wieder. A. d. Weg. er.

157. Der Stier im Niedertal.

Auf der Alpe Niedertal von Ulrichen gab des Abends gewohnheitsgemäß der Senn den Kühen Salz zu lecken. Alle Kühe öffneten begierig das Maul nach dem Leckerbissen. Auch der Muni (Alpstier) kam, um aus der Hand des Sennen seine Portion zu empfangen. Das lag aber dem Sennen nicht recht; er trieb den Stier von dannen, und weil er nicht weichen wollte, schlug er ihn mit dem Knebel. Da wurde der Stier wild, riß aus und stürzte in einen Abgrund.

Der Senne, dem dies freilich nicht recht war, getraute sich nicht, seine Schuld zu bekennen. Von dem Bauern gefragt, was mit dem Muni geschehen, antwortete er nur, er sei in der Nacht erfallen. Der Senne starb bald nachher. Zur Strafe wurde er ins Niedertal gebannt, wo er in Gestalt eines Stieres verweilen muß. Oft kommt er zur Hütte, steigt sogar auf's Dach der Hütte, schnaubt und brüllt, daß alle Alpnechte in Angst geraten. Auch darf kein Hirt in der Nacht die Hütte verlassen, sonst würde er für immer gezeichnet werden. Einst wagte es einer trotz aller Ermahnung aus der Hütte zu treten, aber gleich wurde er an den Hüften berührt und bekam den Lahmtag.

§. Am Herd.

158. Der Geist auf Rasgarten.

Ein Hirt von Ulrichen trat bei einigen Bauern von Obergesteln in Dienst, um im Sommer auf der Hochalpe das Vieh zu hüten. Als sich das Senntum im Stafel von Rasgarten befand, war der Hirt eines Tages fahrlässig und trieb eine Kuh, welche am Rande eines Abgrundes weidete, nicht zurück. Die Kuh stürzte in die Tiefe. Darüber grämte sich der Hirt, erkrankte und starb, ohne seine Schuld bekannt zu haben. Seit jener Zeit bemerkten die Alpnechte in der Hütte das Unthyr. Tief in der Nacht kam es, klopfte an die Türe und rasselte mit den Ringen seines Hirtenstabes. Bald kam die Kunde davon auch zu den Ohren seiner Mutter, die gleich alles aufbieten wollte, um den Geist ihres Sohnes zu erlösen. Da die verunglückte Kuh einer Witwe von Obergesteln gehörte, begab sie sich zu derselben, um sie demüthigt um den Erlaß des zugefügten Schadens zu bitten. Aber

die Witwe war hart und forderte den vollen Preis der todtgefallenen Kuh. Die Mutter brachte das schwere Opfer und zahlte die hohe Forderung. Allein, was geschah? Die Witwe wurde wegen ihrer Härtherzigkeit doppelt gestraft: denn bald darauf verlor sie an einem Tage zwei Kühe; der Rasgarten aber war vom Geiste befreit. P. Am Herd.

159. Die Rache der Toten.

Zu Ernen wohnte vor nicht gar vielen Jahren ein Geschwisterpaar. Die Schwester war nicht recht bei Trost und wurde deswegen von ihrem Bruder oft schlecht und hart behandelt.

Endlich nach vielen Leiden kam sie zum Sterben. Da rief sie ihren Bruder an ihr Sterbebett und sagte zu ihm: „Du, jetzt hast du mich nicht mehr in den Klauen. Für die Behandlung aber, die du mir seit langen Jahren angedeihen liehest, werde ich dir einen Stecken stecken, so daß du einen Stecken haben wirst.“ Bald nach dieser Drohung starb die Kranke.

Als etwas später ein Nefse der Verstorbenen auf Eggen, oberhalb Ernen, ging, traf er seine Tante, wie sie in seinem Hause hinter dem Tische saß. Sogleich begann er mit ihr eine Unterhaltung und er erinnerte sich nicht, daß seine Tante gestorben sei. Nach langem Hin- und Herreden sagte der Nefse zu seiner Tante: „So, und behüt euch Gott, jetzt muß ich heim.“ Der Geist erwiederte: „Ja, behüt dich Gott ebenfalls. Damit ich nicht vergesse! Vor der Türe steht ein Stod, den sollst du nehmen und meinem Bruder

vor die Stubentüre stellen und zwar diese Nacht noch vor dem Morgenbetenläuten."

Als er vor die Türe trat, den Stab in die Hand nahm und gehen wollte, kam es ihm in den Sinn, daß seine Tante, die er gesprochen, nicht mehr am Leben sei. Gleichwohl nahm er den Stab mit, stellte ihn, wie befohlen, seinem Oheim vor die Stubentüre und ging heim schlafen.

Als am Morgen der Bruder der Verstorbenen vor das Haus trat, sah er den Stock, der ihm sehr gefiel, nahm ihn mit bis wo er sein Vieh besorgte. Aber siehe, von diesem Augenblicke war er lahm und das war die Rache der Toten.

A. d. R. Weger.



160. Der Schwung mit dem Toten.

An der Megi (Löttschen) hat vor noch nicht langer Zeit einer — der Schwager des Lorenz Ebner — mit einem Toten gerungen. Als er dort das Vieh verpflegte, sah er einmal einen Mann von der Scheune herab in den Stall springen. Es war beim Mondschein. Beherzt folgte der Hirte dem unerwarteten Besuche nach und gebot ihm, den Stall zu verlassen. Aber statt dem Befehle zu folgen, griff der Tote ihn an. Er rang auf Leben und Tod. Als er mit dem Toten bis vor die Stalltüre gekommen war, und der Mond ihm ins Gesicht leuchtete, sah er, daß er mit einem Verstorbenen ringe: da ließ er ihn fahren.

J. Werlen.



161. Der Spielmann.

Durch das innere Löttschental kam in früher Zeit oft ein Spielmann von der Mülmlisalpe her nach Fasler, um dort zum Tanz aufzuspielen. Auf Mundersech Biel sprang er über den Bach. Doch einmal verfehlte er den Sprung und fiel in die reißenden Fluten, in denen er den Tod fand. Seitdem haben ihn schon verschiedene Personen dort gesehen, wie er eben im Begriffe ist, über den Bach zu springen.

A. Werlen.

162. Der nächtliche Holzhacker.

Vor circa sechzig Jahren logierten in der Boralpe Tannbiel oberhalb des Kohrbergs einige Männer aus den Gemeinden Glis und Enholz, die dort mit Holzbereiten in Arbeit waren. Eines Abends, als sie ihr Nachteffen genossen und sich bereits zur Ruhe begeben hatten, hörten sie droben in dem bekannten Bürgerwalde von Naters jemanden Holz hacken: gegen Morgen aber in einem so strammen und schnellen Tempo, als würden zwei Männer damit beschäftigt sein. Dies dauerte, bis man auf Mund zum englischen Gruß läutete und auf den ersten Schall der Glocke verstummte der Holzhacker. Als dann die Sonne aufgegangen war, hörten diese Holzarbeiter die große Glocke von Naters den Hinscheid eines Mitbruders verkünden. Infolge dieser auffallenden Begebenheit, die dann von Mund zu Mund ging, erfuhr man mit Sicherheit, daß in derselben Nacht zu Naters ein Mann, der wirklich Bürgerverwalter war und

das Holz ausbeuten gewöhnlich zu seinem Vortheile zu lenken wußte, gestorben sei.

H. W y e r.

165. Das Hobigenkessi im Baltshieder- tal.

Im Jahr 1812, als Napoleon sich zum Herrscher von ganz Europa emporzuschwingen wollte und ihm die Schweiz 12,000 Mann zur Verfügung stellen mußte, befanden sich in diesem Heere unter anderen drei Männer, welche nach damaliger Verordnung durch das Los ausgehoben wurden, aus dem westlichen Bezirke Naron; aus welchen Gemeinden, ist dem Schreiber dieser Zeilen unbekannt.

Diese genannten drei Soldaten waren stets die besten Kameraden und einer von ihnen, der im Späßen und Scherzen oft die erlaubte Grenze überschritt, meinte dann scherzweise: „O ja, dies gibt wieder eine gute Wäsche im Hobigenkessi.“ Als im Laufe der vielen mörderischen Schlachten Napoleons glänzendes Heer in Rußland fast gänzlich vernichtet wurde, blieb auch unser gespähige Walliser auf dem Schlachtfelde zurück, während die am Leben gebliebenen zwei andern Kameraden unter den größten Mühseligkeiten, Strapazen und Entbehrungen sich zurück in ihre Heimat flüchteten. Einstmals gingen sie in das ihnen wohlbekannte Baltshieder-
tal zum Hobigenkessi, das am Anfange des dortigen Nägigletschers sich befindet und wo heute ein kleines Bildhäuschen steht, woselbst jeder ein Vaterunser für die armen Seelen zu beten pflegt. Dann sagten sie zu einander: „Wird auch unser verstorbene Kamerad hier sein, da er sich so oft mit einer Wäsche in diesem Kessi lustig machte?“ und im selben

Augenblick sollen sie ihn in seiner roten Uniform gesehen haben, wie er vom schäumenden Gletscherbach langsam im Kreise herumgedreht wurde. H. W y e r.

164. Ein Vergelt's Gott.

Ein Jäger hatte sich eines Abends auf der Jagd im Batschjedertal verspätet. Ein Stättier hatte ihn weit in die Klüfte hinein verlost. Hitzig, die Entfernung nicht achtend, folgte er den Spuren der flüchtigen Gemse den ganzen Tag und doch mußte er am Abend zurückkehren, ohne das Tier erlegt zu haben. Um nicht vom Dunkel der Nacht überfallen zu werden, wählte er den kürzesten Rückweg, den er aber noch nie gegangen war. Es ging auch nicht lange, da hatte er den Weg gänzlich verloren. Nach langem Uherirren kam er über Honeggen in einen dunklen Wald, wo auch keine Spur eines Weges zu finden war. Wohin er ging, wußte er nicht; aber es schien ihm, er habe die Richtung nach Dit:n eingeschlagen. Schon war er Stunde um Stunde gewandert durch einen Wald, der ganz andere Bäume hatte als die Wälder seiner Heimat. Der Graswuchs schien so hoch wie in einem Tropenlande, so daß er Mühe hatte, sich durch die Kräuterfülle hindurchzuwinden.

Ermattet, erschöpft wollte er sich niederlegen. Da erblickte er in der Ferne ein mattes Licht durch die Bäume blinken. Alle Kraft zusammennehmend, schleppte er sich dahin. In den matten Strahlen, die ein dürftiges Lichtlein durch die kleinen Scheiben warf, entdeckte er mitten im Walde ein kleines Häuschen. Er hatte das Häuschen nie gesehen in seinem Leben; fremd wie der Wald kam ihm das

Waldhäuschen vor. Dort klopfte er an an der niedrigen Türe, die ein hölzerner Riegel nach innen und außen schloß.

Auf das erste leise Pochen erschien auch schon die Bewohnerin des Hauses und öffnete. Es war eine ältere Frau mit blassem Gesichte unter der schneeweißen Spitzenhaube. Mehr konnte er nicht erkennen. „Gute Frau,“ sprach der Jäger, „ich bin ein verirreter Waidmann. Kann ich hier Unterkunft finden für diese stockfinstere Nacht?“ Ernst aber mittheilsvoll winkte sie ihm einzutreten. Dann holte sie aus dem hölzernen Schrank in der Stubenecke Speise und Trank, wies ihm in der Nebenkammer ein Bett an. Am Morgen bereitete sie ihm ein gutes Frühstück. Als der Jäger Abschied nahm, wollte er mit aller Gewalt das Dargereichte bezahlen; aber die Frau wollte durchaus nichts abnehmen. So nahm der Jäger Abschied von der gastfreundlichen Wirtin.

Kaum hatte er sich einige Schritte vom Hause entfernt, da hörte er aus dem Häuschen heraus ein klägliches Jammern und Klagen, ein Jammern und Klagen, wie er es in seinem Leben nie gehört. Schnell kehrte er in das Häuschen zurück. Er wollte ja seiner hochherzigen Gastgeberin helfen um jeden Preis. Doch das Häuschen war leer; keine Gastgeberin war mehr zu sehen. Nur aus der Tiefe hörte er ein Mark und Bein erschütterndes Jammern: „Schon hundert Jahre bewirte ich die Leute, aber ein Vergelts Gott habe ich noch nie erhalten.“

Der Jäger rief nun ein um das andere Mal: „Vergelts Gott!“ Umsonst, es war zu spät. Sich bittere Vorwürfe machend, kehrte er nach Hause zurück. Später wollte er noch oft zurückkehren und der armen, gastfreundlichen Frau ein Vergelts Gott sagen; aber er fand den Wald und das Häuschen nicht mehr.

Fr. Lagger.



165. Die Waschfrau.

Ungefähr eine Stunde oberhalb Mund liegt der Weiler Bodmen. Hier kam alle Sonn- und Feiertage eine Frau während des Gottesdienstes in Mund zum Waschtroge und wusch dajelbst ihre Kleider. So oft die Bewohner von Bodmen von der Messe zurückkehrten, wusch, drehte und klopfte sie emsig die zarten Linnentücher. Stumm stand sie am Waschtrog. Niemand kannte sie und sie selbst schien auch niemanden zu kennen: nur hieß sie allgemein die Waschwesi. Sie war friedliebend und schwagte nicht, wie man sonst am Waschtrog so redselig das Redehaus zu gebrauchen und lieblos über die Babi und Kathri loszufahren pflegt. Sie schwagte nicht, eben darum, weil sie allein war. War der letzte Kirchgänger ins Dörflein zurückgekehrt, stahl sie sich schleunigst in den kleinen Keller im Ganderhaus unter der Küche.

Eines Tages ging eben während des Gottesdienstes ein anderes Weib zum Troge, um einige Kleider zu waschen und Wasser zu schöpfen für den Hausbedarf. In Gedanken verloren, erschraf das Weib nicht wenig, als es plötzlich die Waschfrau nebenan am Troge waschen sah. Ohne lange zu überlegen, sprach das Weib zur unbekanntem Wäscherin: „Du Wesi wäschest aber.“ Im gleichen Augenblicke schlug ihm die Wesi mit einem nassen Stretschzoder (Lumpen) über den Kopf, indem sie sprach: „Ja merk es dir und laß dich warnen! Wasche nicht mehr an Sonn- und Feiertagen und während des Gottesdienstes schon gar nicht. Ich habe im Leben oft an Sonn- und Feiertagen hier gewaschen, drum mußte ich nach meinem Tode schon so lange Zeit hier waschen und Buße tun für meine Sünden.“ Sprachs und hüpste

behende ins Kellerloch zurück. Von da an wurde die Wesi nicht mehr gesehen, aber das Kellerloch heißt noch heute das Wesiloch. Fr. Lagger.

166. Dich werden noch mal die armen Seelen drücken.

Die Marjose war wieder einmal zum Tanz geflogen. Sie war ein lustiges Mädel und hatte wieder einmal herzhaft geklopft droben im Munderberge. Die Tänzer waren feine Kerls, etwas urwüchsig und holprig; aber das machte nichts, sie paßten just zu ihr. Und gejobelt wurde, daß die Berge widerhallten. Die Marjose blieb keinen Tödler schuldig. Sie konnte es wie keine andere; daher die stete Aufforderung: „Marjose, noch einen Todel!“ An eine unliebsame Ueberumplung durch Polizeispizel dachte bereits niemand mehr. Die anfängliche Bangigkeit war allmählich der feffellosesten Tanzfreude gewichen. So war schneller, als man erwartete, die Nacht dahingeschwunden und die aufsteigende Morgenröte traf die Paare noch tanzend an. Nun war es Zeit, sich heimlich nach Hause zu schleichen. Das Ungewitter, das die Maid auf der Schwelle des Hauses empfing, war ein Plakregen, er ging bald vorüber; und doch konnte sie nicht recht fröhlich werden. Ihr war's, als käme noch ein zweites, viel heftigeres Ungewitter. Da horch — ein festes Klopfen an der Türe und herein trat der gestrenge Herr Pfarrer. „Marjose,“ sprach er mit strafender Miene, „Marjose, was hast getan? Hat der Tanzteufel dich wieder gepackt? Schau, dich werden noch mal die armen Seelen drücken. Tue das nicht mehr.“

Die Marjose war wie gebrochen. Mit einem Armenjündergesicht stund sie in der Ecke und wagte nicht einmal aufzublicken, als sie murmelte: „Nein niemals mehr.“ Hochwürden entfernte sich, aber ganz wohl war es ihr den ganzen Tag nicht mehr und noch viele Tage nachher.

Die Marjose war niemals mehr zum Tanz gegangen. Sie zog in die Ebene. Es schmerzte sie, die sonnigen Haldeu mit dem sonnenlosen Talgrunde zu vertauschen; aber ihr Präntigam in der schattenreichen Ebene war ihr denn doch lieber als die sonnenumstossenen Berge ihres Geburtsortes.

Eines Abends betete sie in der Wallfahrtskirche von Glis. Was war das? Am Altare der schmerzhaften Mutter sah sie einen Priester stehen. Er zündete eine Kerze an zum Troste der armen Seelen. Sie erkannte ihn deutlich, es war der alte Pfarrer, der ihr gesagt hatte: „Dich werden noch mal die armen Seelen drücken.“ Jetzt trat ihr auf einmal das ganze Schuldbewußtsein ihres jugendlichen Uebermutes vor die Seele. „Ach, wie das drückt!“ keuchte sie hervor. Sie wollte hinzutreten und den guten Seelsorger, den sie hochschätzte, nochmals um Verzeihung bitten. Als sie herzbeekommen dem Altare sich nahte, war der Priester plötzlich entchwunden. Erschüttert und schweren Herzens lehrte sie in ihre Wohnung zurück. Da lag auch schon ein Brief, der ihr meldete, Pfarrer Gattlen sei gestern gestorben und sie sei auf morgen zur Beerdigung eingeladen. Da ging sie in die Kirche zurück und betete lange für die Seelenruhe ihres alten Seelsorgers und nach Stunden und Tagen, an denen sie noch oft und eifrig betete, erleichterte sich auch ihr gedrücktes Herz.

M. Zuber.

167. Die Kapelle zu hohen Flößen.

An diese, unter einem hohen und drohenden Felsen gelegene Kapelle, war einst ein Waldbruderhäuschen gebaut, in welchem ein armer Eremit hauste. Einer von diesen erzählte, daß es bei anbrechender Nacht in dieser Kapelle sehr oft spuke. Unter anderem erzählte er folgendes: Als er abends, da es schon finster geworden, wie gewöhnlich sein Nachtgebet verrichtete, habe am Eisengitter des Chors ein schwarz gekleideter Mann gekniet. Es wird wohl, dachte ich, ein Reisender sein, der dort seine Andacht macht; ich will ihn nicht stören, sondern noch einen Rosenkranz beten; bis der zu Ende ist, wird er sich wohl entfernen, damit ich dann die Kapelle schließen kann. Als ich aber den auch gebetet, wollte sich der Unbekannte noch nicht bewegen; ich trat jetzt leise etwas näher und wagte ihn anzureden: „Guter Freund, es ist jetzt schon spät, ich wollte gern die Kapelle schließen!“ — Keine Antwort. — Ich wiederholte meine Ansprache nochmals. — Keine Antwort. Ich dachte, vielleicht hört er nicht gut, trat näher und berührte ihn ganz hübschlich mit der vorigen Bemerkung: „Es ist schon spät, ich muß die Kapelle schließen!“ — Da war es, als wenn man vom Gewölbe ein Fäschel Erbsen über die Betstühle herabschüttelte. — Mich überlief ein Schauer, als wenn man ein Faß Wasser über meinen Rücken gegossen hätte. — Ihr könnt denken, daß die Kapelle für diese Nacht ungegeschlossen blieb.

Derjelbe erzählte, er habe einst so zwischen Tag und Nacht in dieser Kapelle ganz sanft orgeln gehört; in der Meinung, daß etwa junge Leute diese Frechheit sich erlaubten, ging er in die Kapelle, um ihnen eine Ermahnung zu geben. Da fand er in derselben keinen Menschen; aber bei der

Orgel war eine Person in weißem Kleide, welche derselben leise, wunderbare Trauertöne entlockte, so daß ihm zu fürchten begann und er schnell die Kapelle verließ.

Ein anderes Mal habe er in der Nacht die Fenster der Kapelle hell erleuchtet gesehen. Da sei er zur großen Pforte gegangen und habe zum Schlüsseloch hineingeguckt. Wie er aber die ganze Kapelle hell beleuchtet gefunden und doch keine Kerzen brennen gesehen, habe es ihn nicht verzeut, die Pforte aufzumachen, um nach der Ursache zu forschen.

Einmal habe er in selber mit tiefer Bassstimme, etwa um 12 Uhr der Nacht, lange beten gehört; und ein anderes Mal ein herzliches Weinen, wie von vielen kleinen Kindern, fast um die gleiche Stunde.

Vor vielen, vielen Jahren soll einem angesehenen Manne von Mörel auf dem Plage vor dieser Kapelle in der Nacht, etwa gegen 12 Uhr, ein schwarzer vornehmer Reiter begegnet sein. Er war altväterisch und wie ein Staatsherr gekleidet; ja er glaubte ihn sogar zu kennen: „Bo min Gott! wa will der Herr so spät und ganz allein?“ so fragte er ihn. Da nahm die Gestalt des Reiters so etwas Geisterhaftes an, daß ihm anfang zu schücheln und grausen. Mit dumpfer Stimme antwortete er ihm: „Mi-ni mi! In Banji!“ gab dem hohen und schwarzglänzenden Kopfe die Sporen, daß es sich hoch aufbäumte und mit einem schrecklichen Saße samt dem Reiter in den grausigen Abgrund stürzte. Rechts und links stoben blaue Funken aus der Tiefe empor.

L. W. S. Nr. 21.



168. Das nächtliche Kegelspiel.

Vor weiß Gott wie vielen Jahren ging ein Sigrift bei einer großen Kirche im Oberwallis um Mitternacht über den Kirchhof; da hörte er in der Kirche ein Poltern, als wenn gefegelt würde und sah eine schwache Beleuchtung. Er machte dem Pfarrer die Anzeige davon. Dieser aber lachte ihn aus. In der folgenden Nacht hörte der Sigrift dasselbe und zeigte es wieder dem Pfarrer an. Dieser wurde jetzt nachdenklich, ging mit ihm zur Kirchenpforte und schaute durch das Schlüsselloch. Da sah er mehrere schwarzgekleidete Männer, die mit zwei Kugeln in ein im Kreuzgang gestelltes Kegelspiel warfen. Da schlug es 1 Uhr und im Hui war alles verschwunden. In der folgenden Nacht gingen sie vor 12 Uhr auf die Wacht. Da sahen sie auf den Schlag 12 Uhr, wie die Chorpforte aufging und herein trugen diese schwarzen Männer einen Sarg, nahmen aus demselben zwei Totenschädel und Totengebeine, welche sie als Kegel da wo gestern aufstellten. Diese Totengebeine und Schädel fingen alle zu glühen an, bei welchem Lichte wieder bis 1 Uhr das Kegelspiel fortgesetzt wurde, wo dann wieder alles verschwand. Jetzt entschloß sich der Pfarrer mit Exorzismen diejem Unwesen in der Kirche abzuhelpen. Beherzt und mit allem Heiligen und drei geweihten Kerzen ausgerüstet, ging er bei Zeiten mit dem Sigrift in nächster Nacht in die Kirche, zog einen Ring dort wo die Kegel gestellt wurden, stellte die angezündeten Kerzen auf diesen Ring und sich mit dem Sigrift Mitte in denselben. Als es 12 Uhr schlug und die Geister wie gestern erschienen, fing er seine Beschwörung an: „Ich beschwöre euch im Namen Gottes, wer seid und was treibet ihr in diejem Gotteshaus?“ — Die

schwarzen Männer antworteten: „Wir sind Richter und müssen hier spielen, weil wir mit dem Leben der Menschen ungerechtes Spiel getrieben haben. Diesen Sarg müssen wir vom Richtplatze in den Tempertagen hierher holen und in diesem sind die Totengebeine zweier unschuldig zum Tode verurtheilter Personen, die wir als Hexen haben verbrennen lassen und auf ungeweihtem Erdreiche von Henkershand sind beerdigt worden; — darum glühen sie so fürchterlich — und wir müssen so viel, so viel von ihnen leiden, wenn wir mit selber Kegel zu schieben gezwungen werden.“ „Kann euch aber geholfen werden?“ fragte der Exorzist. „Ja“ antworteten sie, „wenn ihr die Bedingungen erfüllen wollt, ohne deren Erfüllung wir keine Erlösung hoffen dürfen.“ „Und welche sind die?“ „Zuerst,“ erwiderten die Geister, „muß die Unschuld dieser Personen öffentlich in der Kirche bekannt gemacht werden; dann die Gebeine auf dem Gerichtsplatze ausgegraben und auf geweihter Erde nach christlichem Gebrauch beerdigt und endlich den Verwandten das ungerecht entriessene Gut wieder zurückerstattet werden.“ — Da erhoben die Richter alle ihre bittenden Hände mit weinender Stimme gegen ihn: „wollt ihr das tun?“ — „Ja! Gott sei mein Zeuge, ich will es tun,“ erwiderte der Pfarrer. Da schlug es 1 Uhr — und Richter und Kegelspiel und Sarg — alles war verschwunden — und kehrte nicht mehr zurück; denn der Herr Pfarrer suchte auf das schnellste und gewissenhafteste die versprochenen Bedingungen zu erfüllen.

L. W. S. Nr. 80.

169. Totenprozessionen. — Gratzug.

Die mannigfaltigen Sagen von Totenprozessionen, auch Gratzug, Volksgang, Symphonie genannt, sind im Oberwallis allgemein verbreitet. Die Rhoneebene sowohl als das entlegenste Seitental, die Stadt sowohl als das Bergdorf, der belebte Grund sowohl als der vereinsamte Sommerjäh hoch oben auf der Alpe weiß von diesen Totenprozessionen zu erzählen.

Die wunderbaren Sagen dieser Gratzüge sind mannigfaltig und uner schöpflich, immer wieder treten sie in andern Formen und in einer andern Umkleidung entgegen, der Grundgedanke jedoch bleibt immer der gleiche. Es handelt sich durchweg um nächtliche, unabsehbar lange Heereszüge wandelnder Verstorbener (armer Seelen), die in fliegender Hast auf bestimmten Wegen (Totengängen) zu bestimmten Zeiten (Quatembernächten) rastlos Berg und Tal, Ebenen und Höhenzüge durchziehen. Es sind endlose Heereszüge Verstorbener, welche bald in den Kleidern, in denen sie zu Grabe getragen, bald in weißen, bald in wunderbar alten Trachten, spielend und singend, lachend und weinend, betend und murmelnd, unter Musikspiel und Trommelschlag ruhelos die Nacht durchwandern bis die Stunde ihrer Erlösung geschlagen. Das Walliservolk bezeichnet und beschreibt die Totengänge ab und zu ganz genau. Durchweg verlegt es sie in die Hochalpen; ein bekannter Totengang ist der Tschingelweg, der durch neun und neunzig Alpstafel führt. Da, wo die Geisterwege sich kreuzen, da ist eine Kreuzstraße, wer in der mitternächtlichen Stunde in diesen Kreuzstraßen sich aufstellt, erhält aus dem Geisterreiche übernatürliche Kenntnisse und Fähigkeiten, der faun dann mehr als Brod essen. Wer aber von dem Gratzuge über-

raucht wird oder in den Zug einer Totenprozession hineingerät, dem ergeht es übel, eine lange Krankheit ist die Folge oder Hautausschläge und Furunkeln (Eiterbeulen) treten auf — der Volksmund sagt dann von dem Unglücklichen, er sei in „die Binna“ gekommen. Wir lassen nun einige dieser Sagen von Totenprozessionen folgen.

In ganz früheren Zeiten wohnte ein gewisser Blatter in der heute nicht mehr bestehenden Gemeinde Grund. Derselbe war sonst ein biederer, rechtschaffener Mann, aber von den Totenprozessionen wollte er nichts wissen: das seien Märchen von der Großmutter her, sagte er ab und zu, und er wäre sehr neugierig, einmal eine solche Totenprozession auch zu sehen. Seine Mutter verwies ihm öfters seinen Spott und meinte: „du kommst gewiß noch einmal dem Wunder an End.“

Eines Abends nun, als der besagte Blatter sein Vieh wartete, es war schon ziemlich spät geworden, wollte er sich ein wenig ausruhen und setzte sich auf die Scheunentreppe. Da auf einmal hörte er hoch oben von der Höhe herab eine überaus liebliche Musik und prächtigen Gesang. Italiener, dachte er, lustige Italiener, die über den Saumweg heimwärts ziehen nach den sonnigen Gefilden ihrer Heimat. Aber Musik und Gesang kamen sehr schnell näher und näher, dumpfes Gemurmel und Stimmengewirr mischten sich darein und ein unabsehbarer, langer Zug von Verstorbenen in wunderbaren alten Trachten spielend und singend, lachend und weinend, betend und murmelnd, zogen bei einer halben Stunde an ihm mit fliegender Hast vorbei. Und manche waren darunter, die unlängst gestorben waren und auch solche, die er zu Lebzeiten sehr gut gekannt hatte. Zu seinem Erstaunen kam zuletzt noch ein Reiter und zwar auf einem mächtigen Hahn reitend, nachgesprengt. Verwundert rief

unser Mann auf der Stiege aus: „Bewahre mich Gott, zuletzt noch ein Hahnenritter.“ Kaum waren die Worte ausgesprochen, fühlte unser sprachlos gewordene Stiegenhocker einen empfindlichen Schmerz an der rechten Zehe. Der Reiter war an den Spötter herangesprengt und hatte ihm eine spitze Feder, die er aus dem Schwanz des Hahnes ausgerissen, in die Zehe des rechten Fußes eingesteckt und folgte dann im tausenden Galopp dem vorausgeeilten Zuge nach.

Blatter hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als die Feder herauszureißen, aber, o Jammer, das Ding gab nicht nach, er konnte reißen und zerren soviel er mochte, alle Anstrengung half nichts — die Feder blieb in der Zehe stecken — die Gliedmasse schwell schmerzhaft an, und der arme Mann ward beständig von stechenden Schmerzen gequält, kein Kraut, kein Mittel konnte ihm Linderung, kein Arzt Heilung verschaffen. Da erinnerte er sich eines frommen, wundertätigen Vaters in Brig, der ihm dann auch folgenden Rat erteilte: „Sprich alle Tage ein frommes Gebet zum Troste der lieben Verstorbenen, ertrag' mit Geduld Deine Schmerzen, über's Jahr aber, am Jahrestag, zur gleichen Stunde, am gleichen Ort, in gleicher Stellung erwarte die Totenprozession, nur so kann dir geholfen werden.“ Der arme Mann erwartete mit Sehnsucht den Jahrestag, das fromme Gebetlein des Vaters sprach er jeden Tag mehrmals, um ja dem Räte des Vaters gut nachzukommen. Am Jahrestage aber sah er schon beim ersten Sonnenstrahl auf der Scheunenstiege, um die Stunde ja nicht zu verpassen.

Endlich nach langem Warten kam, wie das letzte Mal, die Totenprozession, zuerst Musik und Gesang aus der Ferne, dann ein unabsehbarer Zug dahinschwebender Toten und zuletzt der heißersehnte Hahnenritter. Mit Inbrunst sprach

der Stiegenmann noch einmal sein frommes Gebet und siehe, der Reiter näherte sich Blatter, zog ihm die Feder aus der Zehe und aller Schmerz hörte plötzlich auf. „So, mein lieber Bruder,“ sprach der Reitersmann, „habe Dank, ein Jahr lang hast du für mich gelitten und mich dadurch erlöst“ und aufjubelnd sprengte der Reiter davon. (Gleiche Sage in Ernen und Törbel.) Steiner, M. Clausen, Amherd, Lorenz.

Auf dem Wege von Risp durch Staldenried bis auf den Siwiboden sollen, laut alter Sage, die Toten ebenfalls ihre Prozessionen halten. Ein Mann aus Staldenried, der noch mit Namen genannt wird, habe dort mit den Toten geredet. Ein ununterbrochener Zug, von welchem die Ersten auf dem Siwiboden und die Letzten zu Risp imkehr waren, habe mit einem betäubenden Geräusche in kaum einer Minute eine Strecke Weges von sechs bis sieben Stunden zurückgelegt. Einst habe vor einem Hause ein Baum quer über die Straße gelegen; da habe der heraneilende Zug den Eigentümer aufgeweckt und ihn den Weg räumen lassen. Dieser Weg wird noch jetzt von den Bergbewohnern der alte Volksweg genannt und man hütet sich wohl, denselben während der Nachtzeit mit Holz oder anderen Gegenständen abzusperren.

Im Naterjerberge soll ein Alphäuschen unmittelbar am Rande einer Totenstraße stehen. Eines Abends ließ der Hausvater ein großes Stück Brennholz in der Straße liegen, weil er sich zum Aufspalten verspätet hatte. Um Mitternacht klopfte es kräftig an die Haustüre und ihm ward ernstlich geboten, wenn er sein Häuschen noch retten wolle, sofort die Straße frei zu machen, denn der Totenzug rücke heran. In aller Eile folgte der Erschrockene und — als der erste Tote anlangte, hatte er zwar den Tod fortgeschafft, sein Fuß aber verspätete sich und wurde vom Zuge noch an

der Ferse erreicht, er erkrankte an einem unheilbaren Fußleiden. — Auch ein Mann in Wisperterminen, welcher den Toten ohne den Weißkleidgürtel gesehen, wurde aus dem Schlafe geweckt, um das Lauberwegli für den Totenzug frei zu machen, in welchem er einen Baumstamm hatte liegen lassen. — Auf dem Kletschbort in der Lüsgeralpe stand eine Hütte mitten in einer Geisterstraße: Fenster und Hintertüre wurden immer offen gefunden, so oft man sie auch wieder schließen mochte, weil die Toten durchzogen. Deswegen riß man die Hütte ab und stellte sie am Kofswang in der Belalpe auf, wo sie noch steht.

Auf der Egge an Zungen, in St. Niklaus, hört man in der Herbstquatemberwoche den Totenzug mit deutlichen Musiktönen und starkem Trommeln vorüberziehen, so daß selbst die nahen Felsen wiederhallen. —

R. W. S. Nr. 107, 104.

Viele haben schon den Gratzug oder die Totenprozession in Löttschen getroffen und gesehen. Sie nimmt ihren Weg von Faldum her über Gistli, Lärrihaus, Mittlinwald, Gistli, Schwallguffer, Weihenried, Brand, Gletscherstafel, Gorgä und Alhne.

Der Großvater von Lorenz Ebner sah, als er in der Alhne auf der Jagd war, den Gratzug kommen. Er mußte aus dem Wege weichen. Sein Urgroßvater, der in Weihenried wohnte, hatte einst in einer Quatembernacht eine Schlittenladung Holz auf der Straße vor seinem Hause stehen lassen. In der Nacht wurde er geweckt und hörte eine Stimme, die ihm rief: „Willst du die Straße räumen, oder sollen wir sie räumen.“ Er stand auf und sah, daß die Totenprozession da war. Sobald er das Holz aus der Straße entfernt hatte, ging die Prozession vorbei.

N. Werlen.

Der Scheitelwald, welcher sich zwischen Turtmann und Ergisch ausbreitet, wird von einem Wege von Turtmann nach Eischoll durchzogen. Auf diesem Wege soll ein Mann, laut Sage, einer Totenprozession begegnet sein. Dieser Mann ging abends spät von Turtmann nach Eischoll: als er in die Mitte des Waldes kam, hörte er ein außerwöhnliches Geräusch den Weg heruntertönen, gleich einer betenden Volksmenge in Prozession. Der Mann stellte sich abseits des Weges; kaum hatte er diese Stellung eingenommen, so zogen die Ersten der Prozession zu zweien an ihm vorüber. Nach einer geraumen Zeit langten endlich die Letzten der Prozession an. Am Ende des Zuges kam ein betender Toter allein: sich weniger fürchtend, sagte der Mann zu diesem Verstorbenen: „Warum gehst du allein und die andern zu zweien und wohin geht der Zug?“ Der Verstorbene antwortete: „Deshalb gehe ich allein, weil mein Mitbetender noch nicht gestorben, doch noch heute tritt er in die Reihe ein und zwar ist es dein Bruder selbst und diese Prozession geht nach des Turtmannthales graufigen Gletscherschlünden.“

Fr. Zehnder.

Vor vielen Jahren wurde ein Knabe von Sempeln mit einem Gift ins Schutzhause Engiloch geschickt. Es war Nacht und der Mond warf ein fahles Dämmerlicht auf die Winterlandschaft. Unmittelbar vor dem Schutzhause sah der Knabe eine lange Reihe weißgekleideter Männer auf sich zukommen. Vier von ihnen trugen einen Totensarg. Er trat aus dem Wege und der Zug ging vorüber, deutlich hörte er ein dumpfes Brummen der Vorüberziehenden. Angekommen in Engiloch, fiel er in Ohnmacht und wie er zu sich gekommen, fragte er die Leute, ob sie nicht den Leichenzug soeben bemerkt hätten und er erzählte ihnen, was ihm begegnet sei, beifügend, er wolle ihnen noch die Stelle weisen, wo er

dem Totenzuge aus dem Wege gegangen sei. „Ach“ — rief jetzt die Wirtin aus, „ach, da ist gewiß unsere gute Nachbarin auf der Barriere gestorben.“ Ihre Ahnung wurde bald darauf durch einen Boten bestätigt.

Zwischen der Distel- und Welschmatte auf dem Alpen ist am Wege bei der Kalkgrube ein als Gratzug berühmter Graben. Vor vielen Jahren gingen zwei Schwestern hier vorbei. Im selben Augenblicke kam der Totenzug herangebraust mit großem Getöse, Pfeifen und allerlei Symphonie und tobte vor ihren Thren vorbei das Kalkband herunter. Außer sich vor Schrecken barg sich eine der Schwestern in der Kalkgrubenhütte. Die andere lief den Weg zurück. Totenbleich kamen endlich beide in ihrer Almhütte an.

B. Zoller.

In einer Tempornacht hörte ein Mann aus Emd, ungefähr gegen 11 Uhr, dreimal seinen Namen rufen, der Rufende befahl ihm zugleich, er solle das Holz, das er heute gefällt, aus dem Volkwege räumen. Deutlich erkannte unser Mann den Rufenden, es war sein unlängst verstorbener Freund. Schnell machte er sich auf und begann mit der Räumung des Weges. „Eile, eile,“ rief es ihm zu „und stelle dich schnelle oberhalb des Weges.“ Von der Kirche herauf ertönte die zwölfte Stunde, mit dem letzten Glockenschlage hat er den Weg geräumt; er vermochte mit knapper Not mit einem Sprunge sich oberhalb des Weges zu postieren, denn schon fauchte der unabsehbare Zug der Totenprozession an ihm vorbei. Als die Letzten vorübergezogen, ertönte von der Kirche herauf die Angelusglocke; drei Stunden hatte der Zug gedauert.

L. B. S. Nr. 11.

Ein gutes altes Mütterchen in Ulrichen hat schon oft den Gratzug neben ihrem Haus vorbeiziehen gehört und gesehen; wie eine arme Seele in Leinen stark eingeschnürt mühsam

dem Zuge folgte. Von Mitleid gerührt, stellte sie sich eines Nachts zur gewöhnlichen Zeit an die Hausecke, um die Arme anzureden und den Grund ihres Nachtrabens zu befragen. Diese gab zur Antwort: „I mag nit gab und d'Naht git nit nah.“ Das herzhafteste Weib holte flink die Scheere und löste den Faden. Zum Lohn konnte sie sich nun eine Gnade verlangen. Nicht wissend was begehren, gewährte die Tote ihrer Familie stets Glück zu einfarbig braunen Rüben und all ihren Nachkommen eine gute helle Singstimme.

J. Lauber.

Der Notenjohannes war ein waschechter Emderbürger und dazu ein bekannter Volchsmann (d. h. ein Mann, der mit Geistern umzugehen weiß). Einstmals ging er in den roten Wald und schlug einen Haufen Erlen nieder und ließ sie alle am Volchswege liegen. Heimgekehrt, legte er sich nach verrichtetem Nachtgebet ruhig auf sein hartes Strohlager. Plötzlich, ungefähr gegen Mitternacht, rief's vor seinem Fenster: „Johannes!“ „He, wer ist da?“ antwortet der Notenjohannes und ist in einem Sprung am kleinen Fenster. „Gang, tüe du Wäg rümu“ tönts von unten herauf und er erkennt nun in der Rufenden seine vor einem Jahre verstorbene Frau und hinter ihr eine lange Reihe armer Seelen, alle mit dem „weißen Kleid“ bekleidet und den Rosenkranz betend. Der Notenjohannes wußte nun, was er zu tun hatte. Er sprang aus dem Hause und warf die Erlen, die den Weg versperrten, über den Zaun. Nachdem er fertig war, stellte er sich mitten auf den Weg und wollte nun zuschauen, wie die armen Seelen an ihm vorbeigehen würden. Da sprach seine Frau, die schweigend ihm bei der Arbeit zugeschaut hatte, abermals zu ihm: „Jetzt geh' oder stell' dich auf die obere Seite, denn ich bin die erste und die letzte steht noch in Wisp im Rehr.“ Er stellte

sich auf die obere Seite und wartete bis die letzte vorbeigehuscht war. Diese letzte Person trug einen Butterballen auf dem Kopf und das war er selber, denn er starb bald nachher.

D. Lorenz.

An den Eggen, in Grächen, war ein Haus, vor dessen Fenstern der Volchgang besonders an den Tempertagen vorbeiging. Es war eben ein großer Tod im Nispertal und auch in Grächen starben viele. Da hörte der Bewohner dieses Hauses, als er eben ins Bett gehen wollte und schon einen Strumpf ausgezogen hatte, den er noch in der Hand hielt, plötzlich ein dumpfes Getöse; — es rauschte der Volchgang vorüber. Schnell ging er leise ans Fenster und sah eine große Prozession von Toten vorübergehen, unter denen sich auch viele ihm bekannte und unlängst Verstorbene befanden. Zuletzt kam einer, der an einem Bein keinen Strumpf anhatte, wohl aber denselben in der Hand trug. Er verstund, was dies zu bedeuten habe; daß er nämlich sich selbst unter den Toten gesehen und der letzte sein werde. Er bereitete sich zum Sterben und war auch wirklich der Letzte, der infolge dieser tödtlichen Krankheit in Grächen zu Grabe getragen wurde.

Die Totentrommel wollen viele gehört haben, selbst solche, die noch jetzt leben. Sie soll einer gewöhnlichen Trommel nicht gar unähnlich sein; nur sollen ihre Töne viel dumpfer und melancholischer, die gespielten Märsche aber sehr altmodisch lauten. Ein Mann von fünfzig Jahren, der vor zwei Jahren gestorben, hörte die Totentrommel so oft in den Gebirgen schlagen, daß er mit Leichtigkeit die Melodien derselben nachzupfeifen imstande war.

Ein junger Mann wohnte einst allein und von allen Menschen abgetrennt in seinem Berghause. Die langen Winterabende brachte er gewöhnlich ohne Licht zu mit Rosen-

franzbeten hinter dem warmen Stubenofen. In einer schauerlichen Winternacht, als eben die Winde den frischgefallenen Schnee herumtrieben und er sich ganz allein im Dörflein wußte, hörte er auf einmal die Totentrommel vor seinen Fenstern vorüberziehen. In aller Eile schlüpft er hinter dem Ofen hervor und gewahrt mit Staunen eine große Menschenchaar vorüberziehen; er erkannte zwar niemanden, doch fiel ihm auf, daß der Letzte einen ausgezogenen Strumpf auf der Achsel trage: er hatte denselben beim Hervorkommen hinter dem Ofen von der Wand gerissen und sich selbst unbemerkt so aufgeladen. — Der Seher starb noch im gleichen Jahre. —

Es starb vor mehreren Jahren in Weltwald ein Mann, mit Namen Johann Jos. Vollen, welcher seinem Tochtermann Fabian Riß vier Mal erschien. Das erste Mal sah dieser ihn in der Boralpe die Weiden hinaufgehen; das zweite Mal bei der Hofstatt in der Scheune auf der Strohbank sitzen, als ob er das Vieh verpflegen wollte; konnte ihn aber aus Furcht nicht ansprechen, obgleich es schon heller Tag war. Einmal aber, am hl. Abende, sagte er zu seiner Frau: „Ich will jetzt schlafen: wenn du wachest, so wecke mich um 11 Uhr, damit ich zu der Mühle gehen kann, (welche eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt war: man nannte den Ort Nied) um zu sehen, ob die Mühle gut laufe und um mehr Getreide aufzulegen.“ Als er nun um 11 Uhr erwachte, stand er auf, nahm die Fackel und ging der Mühle zu. Nahe an die Mühle herankommend hörte er das Klappern der Mühle nicht mehr, ging darum schneller und schaute, als er eingetreten, vor allem in den Mehlfasten. Als er sich aber umwandte, stand sein Schwärvater abermals hinter ihm, in Begleitung von zwei Mitgefährten, nämlich einem weiß gekleideten Jünglinge und einer schwarzen Gestalt,

welche den Toten mit eisernen Ketten, um den Leib geheset, festhielt. Aus Furcht rief der Müller: „Im Gotteswillen, was fehlt euch?“ „Mir fehlen drei Dinge; ich habe in Grun ein Lagel Wein gekauft und dasselbe nicht bezahlt; einen Federtaler der Kirche, welchen ich eingezogen habe, ohne daß es sonst jemand wußte, habe ich behalten und glaubte damit mein Gewissen nicht zu belasten; dann ein Gang nach Einsiedeln. Dieses sollst du für mich gut machen und entrichten.“ Der Müller sagte: „den Federtaler will ich erstatten und das Lagel Wein wollte ich auch gerne bezahlen, weiß aber nicht wem; doch nach Einsiedeln mag ich nicht gehen, denn ich bin zu alt, aber jemand bezahlen und für euch schicken will ich.“ Der Tote antwortete: „Derjenige, von dem ich den Wein gekauft habe, ist tot, aber seine Söhne leben noch und diesen kannst du das Geld geben; aber nach Einsiedeln mußt du selbst gehen, ich will dir schon helfen, daß du gehen kannst.“ Als er ihm versprach, alle drei Dinge zu erfüllen, ließ sein Begleiter die Ketten fallen und fuhr mit Entsetzen den Berg hinunter; der Tote sprach noch zu ihm: „Nun bin ich erlöst, leb wohl! in kurzer Zeit sehen wir uns abermals“ und verschwand.

Im gleichen Jahre, in der Fasten-Temperwoche, ging derselbe Ritx einmal nach Reßelschluchten des Abends das Vieh zu füttern. Da er etwas spät noch beim Stalle war, läutete es in Steinhaus den englischen Gruß; er betete noch beim Stalle und ging nach Hause. Nach einer Weile sah er eine schöne Helle, die wie die klare Sonne schimmerte und es begegnete ihm die Totenprozession. Der Erste trug ein weißes Kreuz, welches diesen Glanz verbreitete; nach diesem kamen zwei und zwei zur Seite und die Prozession dauerte ungefähr eine Viertelstunde. Ziemlich am Ende kam sein Schwärvater. Der Müller sagte zu ihm: „Wie? ihr kommet

noch da? Ich glaubte, ihr seiet schon erlöst.“ Der Tote aber antwortete: „Ich bin erlöst, muß aber noch wandern, habe weder Freud noch Leid, doch ist mir die himmlische Freude noch nicht gegönnt; aber bald werde ich dieselbe auch genießen.“ Dann sagte er ihm noch: „Du wirst hier noch mehrere kommen sehen, die du gekannt hast und auch du wirst, bevor einige Jahre vorbei sind, diesen Weg wandeln.“ Und so geschah es; der Müller erkannte von der Totenprozession noch einige, die kurz zuvor in Bellwald gestorben waren, und er starb bald nachher. Der Totengang soll in vier Teile geteilt gewesen sein und bei jeder Abteilung war ein Priester im Chorröcklein, mit Viret und Heiltum=Arm.

L. B. S. Nr. 51, 57, 58



V. Teufel.

170. Der Satan und das Weihwasser.

Der Satan mag das Weihwasser nicht. Darum war's — und ist es noch — frommer Gebrauch — freilich nicht nach neuerm Geschmacke — Weihwasser in den Wohnstuben zu haben und fleißig sich damit zu besprengen.

Ja vor Kreuz und Weihwasser hat der Teufel Respekt. Im Zorn übergab einmal ein Vater sein Töchterlein dem Bösen. Als dieser es abholen wollte, hatte die Mutter den glücklichen Einfall, ihr Kind mit Weihwasser zu besprengen. Nur ein paar schöne Haarlocken blieben trocken — und diese riß dann der Satan aus und fort.

Einem andern bedrängten Hausvater, der nur ein liebes Töchterlein hatte, versprach der Satan eine hübsche Summe, wenn er um Mitternacht abholen könne, was bei seiner Heimkehr hinter der Haustüre sich finde. Der unvorsichtige Vater, der da nur wertloses Hausgerümpel vermutete, willigte ein und nahm das Geld freudig in Empfang. — Aber o weh! er fand da gerade sein liebes Kind. Weil er das Geld empfangen, mußte er Wort halten: er ward kleinlaut und verzagt und getraute sich nicht mehr, sein Kind anzublicken, noch weniger mit ihm zu reden.

Um Mitternacht pochte es heftig an die Haustüre. Der Vater erschrak, weckte das schlafende Töchterlein und sprach: „Steh' auf, mein Kind und schau, wer da ist.“ Ungern

tat's das Mädchen, weil's ihm unheimlich vorkam: doch wollte es dem Vater nicht ungehorsam sein, stand auf, legte Kleider an und — nachdem es sich mit Weihwasser fromm bezeichnet — öffnete es die Türe. Aber niemand war da. — Kaum war es wieder zu Bette, da pochte es zum zweiten Mal, und das Kind tat wie das erste Mal und fand niemanden. Beim dritten Male ging es sogar zum Hause heraus, um dasselbe herum und suchte überall vergebens nach dem geheimnisvollen Klopfer.

Tags darauf gab der Satan dem Vater einen Verweis und den Befehl, das dumme Weihwasser aus dem Hause zu schaffen. Aber dieser antwortete: „Das haben wir miteinander nicht gemertet.“

N. B. S. Nr. 145.

171. Der Alpenpuf.

Zwischen den zwei löblichen Gemeinden Münster und Neckingen in Goms herrschte lange verderblicher Zwist über die Marken, die ihre Bezirke von einander trennen sollten. Zweihundert Jahre lang befehdete man sich in Prozessen, die viel Geld kosteten und zum Frieden nichts beitrugen. Endlich (1668) verständigte man sich gütlich: man trank den Friedenswein auf den streitigen Plätzen und auf beiden Bergabhängen wurden die Grenzen festgesetzt und die Marksteine aufgestellt, wie sie noch jetzt Geltung haben.

Später wurde es in einer Grenzalpe auf Alpen, in Neckingen, am nördlichen Bergabhange, sehr unheimlich und es begann darin ordentlich zu spuken. Wenn auf gewissen Plätzen das Vieh lägern (ruhen) wollte, wurde es hin und

wieder aufgeschreckt und davongejagt. Die Alpleute wurden durch Spuk beunruhigt und mitten in der Nacht aus ihren Hütten ausgetrieben. Die den Mut hatten, etwa auszuharren, wollten einen zweiten Versuch nicht machen und lieber fern bleiben. Die Alpe ward so verschrien, niemand wollte sie mehr gerne benutzen und die Gemeinde hatte Schaden.

Dem wollte man abhelfen. Man nahm zu frommen Priestern seine Zuflucht, die herausbrachten, der Satan habe diesen unheimlichen Spuk veranstaltet, um die Leute zu veranlassen, über die langen Grenzstreitigkeiten und deren Parteien, über die Führer und Vorsteher in diesem Verkehre allerhand Böses und Ungerechtes zu urteilen. — Diese Entdeckung brach den Spukereien die Spitze: sie beunruhigten fortan die Leute weniger und hörten endlich ganz auf.

H. W. S. Nr. 142.

172. Der schwarze Tänzer.

Einmal hatten einige junge Leute von Ernen einen geheimen Tanz veranstaltet. In einem abgelegenen Hause tanzte man und war lustig über alle Maßen. Man hatte schon ziemlich lange getanzt und es hatten sich einige Zuschauer eingefunden. Diese sahen plötzlich einen schwarzen Mann unter die Tänzer treten und unter allerhand possierlichen Sprüngen und Grimassen auch mittanzen. Besonders hatte er es auf ein Paar abgesehen. Bald tanzte er vor bald hinter diesen, bald stellte er sich mitten zwischen die zwei Tanzenden. Alle Tänzer aber schienen nichts zu bemerken. Den Zuschauern kam die Sache unheimlich vor und sie verließen rasch die Stube. Nun bemerkten auch

die Tänzer den schwarzen Gefellen. Alles stürzte aus dem Hause, die einen zur Türe hinaus, die andern zu den Fenstern hinaus. Der Spielmann ließ sein Hackbrett fahren und suchte durchs Fenster das Weite. Nur das einzige Paar, bei dem der Schwarze vorhin mit Vorliebe sich aufhielt, blieb zurück. Da ergriff der Schwarze das Hackbrett und spielte eine rasende Weise. Das zurückgebliebene Paar tanzte weiter wie besessen im Banne des Teufels. Die entflohenen Burschen kehrten nun nach und nach zurück und horchten dem unheimlichen Spiel. Da plötzlich ein schrecklicher Ton, als sprängen alle Saiten auf dem Hackbrett entzwei, ein schrecklicher Schrei, dann tiefe Stille. Lange getraute sich niemand einzutreten. Endlich aber nehmen zwei Burschen sich doch ein Herz und treten in die Stube, um nachzusehen, was es da gegeben habe. Aber welch schrecklicher Anblick bot sich ihnen dar. Die zurückgebliebenen jungen Leute lagen als Leichen am Boden, schrecklich zugerichtet und überall an Hals und Kopf zeigten sich die Spuren scheußlicher Krallen. Am Halse des unglücklichen Burschen zeigte sich eine schwarze Linie bis hinunter in die Herzgegend, wo sie in einen schwarzen Fleck von der Größe eines Fünffrankenstückes auslief. Das Hackbrett lag neben den Leichen in Fetzen geschlagen. So endete der verbotene Tanz zur Warnung der andern für die Zukunft. A. Clausen.

Wesentlich gleich lautet die von Weibel Karlen P. J. erzählte Sage aus dem Rippertale. L. B. S. Nr. 17.



173. Der schwarze Bub.

Auf den Sommeralpen spielt der schwarze Bub oder der Schwarze eine wichtige Rolle.

Auf der Alpe Furg, zwischen Grenchiols und Binntal, heißt eine Anhöhe der Gräfin Bühl. Eine Gräfin jömmerte dajelbst ihr Vieh. Eines Tages entführte der schwarze Bub das sämtliche Vieh. Die Gräfin bemerkte es, eilte jogleich auf die Anhöhe und rief:

„Ihr Männer kommt gefchwind und bald,

Das Vieh läuft jchon über den Roßwald.“

Sie ruft es jo laut, daß man ihre Stimme im Dorfe Grenchiols hörte und der Schwarze jtill jtehen mußte; jie jelbst aber fällt tot zu Boden.

Auf der Mattwaldalpe in Eisten entführte der Schwarze eine ganze Geißherde. Der Hirt bemerkt's, jtiegt jchnell auf den Steinhirt (Steinmännchen, Mellig) und ruft, aber ein einziges Ziegenböckchen erblickt er noch auf der Höhe gegen Simplon. Das Tierchen hört's und fällt tot hin. Er ruft zum zweiten, zum dritten Male, da rennen die Geißen in jchauerlicher Eile wieder her, zwiſchen den Hörnern Vorbeerblätter tragend. Der Schwarze hatte jie in den Gärten von Mailand geweidet: das armjelige Ziegenböcklein hatte ihn aber verraten, und jo mußte er alle wiederbringen.

R. B. S. Nr. 147.

174. Das entführte Kind.

In der Roßbodenalpe zum alten Stafel verlor einjtmals Chriſtian Peter Arnold von Simpeln auf unerklärliche Weiſe jein vierjähriges Söhnchen Peter Anton. Unjoniſt juchte

Wallifer Sagen

17

man dasselbe allenthalben. Tiefbekümmert klagte der Vater das Unglück dem Herrn Pfarrer. „Gehe,“ antwortete dieser „und suche das Kind in der Alpe und im Gebirge und rufe: Im Namen Jesu, wo bist du, Joseph Anton?“ Unverweilt tat der Vater, wie ihm angeraten war. Er durcheilte die Alpe und stieg hinauf bis zum Grieserhorn, immer die Worte wiederholend: Im Namen Jesu, wo bist du, Joseph Anton? Da sah er das Kind schnell über den Gletscher-
raud entfliehen. Er holte es ein, fand es unverletzt und trug es hocherfreut nach Hause. P. Zoller.

Dieselbe Sage wird von einem Kinde von Brig, das im Glishorn gefunden wurde, erzählt. L. W. S. Nr. 5.



175. Das Hufeisen und die Haarflechte.

Eine halbe Stunde oberhalb des Pfarrdorfes Wisper-
terminen steht in reizender Einsamkeit des riesigen Lärch-
waldes eine zierlich geschmückte Kapelle in römischem Stile. Von
nah und ferne wallfahrten die Gebirgs- und Talbewohner
alljährlich dahin. Unter den vielen Motivtafeln, die rings-
herum an den Seitenwänden dieses Terminer Heiligtums
herunterhängen, fallen dem Wallfahrer am meisten auf ein
Hufeisen und eine Haarflechte.

Ungefähr eine Stunde oberhalb der Kapelle tritt man
aus dem Dunkel des Waldes plötzlich in eine offene, vom
grünen Waldesjanne umgrenzte Hochebene. Hier, wo jetzt
nur mehr eine Sennhütte und eine für 48 Kühe berechnete
Stallung stehen, soll einstens ein schönes, ausgedehntes Dorf
gestanden haben, dessen Bewohner auf den Friedhöfen von
Glis und Naters begraben liegen. Der Leichenweg ist noch

jezt sicht- und gangbar. Er führt durch tiefe Waldes-
schluchten, über steile Bergesrücken und schauerliche Abgründe
dem Kohrberg entlang in die Talebene hinab. In diesem
Dorfe nun lebte unter andern ein Hufschmied, Rüpkel mit
Namen, nach welchem Namen später auch das Dorf und
die angrenzende Alpe benannt wurden. Wo des Schmiedes
Werkstatt stand, fand ich selbst einst als Hirtenknabe noch
Kohlen und Eisenschladen und die Esse selbst ist noch er-
kennbar gewesen. Eines Morgens nun, als Schmied Rüpkel
frühe in seiner Werkstatt hämmerte, kam ein fremder Reiter
in vollem und strammen Galopp dahergesprenzt und hielt
bei der Schmiede an. „Meister,“ rief er, sich vom Pferde
schwingend, „schnell beschlage mir das Pferd!“ „Zu
dienen,“ erwiderte der Meister. — „Es hat Eile.“ — „Soll
gleich geschehen.“ — „Habe einige Geschäfte im Dorfe, in
einer halben Stunde bin ich wieder da.“ — Sogleich holte
sich der Meister vier neue Hufeisen, spitzte die Nägel und
machte sich an die Arbeit. „Angegriffen, ihr laufige Burischen!“
fuhr er seine Söhne und Handgesellen an, — „es gilt heute
ein schönes Trinkgeld zu verdienen.“ Furcht- und ahnungs-
los ergriff der Junge die Hufe des Pferdes und von des
Schmiedes Hand flogen die Hammerstrieche in Meisterstakt
auf die aufgeklemmten Eisen. Aber das Entsetzen! Da
röchelt und wiehert das Pferd mit bekannter Menschenstimme:
„Schlage nicht so hart, denn du schlägst auf dein eigen
Fleisch und Blut.“ „Was soll das!?“ schrien erschrocken
Vater und Söhne und sprangen in wildem Satz von
dannen. — „Ach,“ erwiderte das Pferd tiefaufstöhnend,
„schnell beendige deine Arbeit, damit ich eiligst entfliehen
kann.“ Der Schmied saßte sich und fragte, was das zu be-
deuten habe und wer in dem Pferde stecke? „Ich bins,“
antwortete das Pferd in flagendem Tone, „ich, deine Tochter,

die du vor Wochen durch Verwünschen dem Teufel vermacht, und der mich reitet, ist der Teufel, dem du mich übergeben hast. Heute ist der letzte Tag, an dem noch Rettung für mich möglich ist. Geht mir dieser nutzlos vorüber, so bin ich verloren für die ganze Ewigkeit.“ — „Verloren! Verloren für eine ganze Ewigkeit und ich schuld daran! O ich unglückseliger Vater! Der verwünschte, verfluchte Fluch! Ach kann ich nichts tun, um dich zu retten?“ „Meine Rettung ist einzig möglich,“ erwiderte die verwünschte Tochter, „wenn ich dem Teufel entlaufen und heute noch über neunundneunzig Friedhöfe setzen kann, bevor er mich einholt; denn nur heute noch ist mir die Sprache verliehen, daß ich jemanden bitten darf, mich von dem Zügel, an dem der Teufel mich gefesselt hält, loszubinden; heute ist das letzte Mal, daß er mich auf einige Augenblicke allein läßt.“ „Gott rette dich mein Kind,“ senkte der Schmied, den Blick zum Himmel gewendet, schlug die letzten Nägel und löste das Pferd vom Zaun. „Leb wohl, mein Vater, die kleinern Brüder und Schwestern sollen für mich beten.“ Mit diesen Worten rannte das Pferd von dannen. Er mußte schlechte Geschäfte gemacht haben, denn er war übler Laune und brummte in den Bart hinein: „Der verdammte Pfaff hat sie mir entrißen!“ „Wo ist mein Pferd,“ donnerte er den Meister Schmied an und schien ihn mit seinen unheimlichen Feuerblicken durchbohren zu wollen. „Soeben war es noch da,“ erwiderte Küspel, „es muß hinauf auf die Weide gegangen sein.“ — „Wie, du hast das Pferd losgebunden, Verruchter!“ so raste der „Gottseibeiuns.“ „Bin ich denn der Hüter ihres Pferdes?“ erwiderte mutig der Meister: „ich habe es beschlagen und dafür habt ihr mich zu bezahlen, das übrige geht mich nichts an.“ Ob dieser barschen Antwort stutzend, grinst ihm der Teufel höhnisch ins Gesicht und spricht mit

satanischer Freude: „Du sollst es bereuen: jetzt ist sie hin —!“ wirft das glühende Geld dem Meister vor die Füße und sucht unter wilden Flüchen das Weite und fort ging's pfeilschnell über Stock und Stein, durch Wald und Gebüsch und von des Schwarzen Tritten stob's und sprüht's wie Feuer und Blizesfunken. „Heilige Jungfrau“ hat wieder, auf die Kniee gesunken, der unglückliche Vater, „rette doch mein armes Kind; ich will den Frevel, den ich an ihm begangen, gerne selber büßen.“ Auch seine Söhne waren neben dem Vater auf die Kniee gefallen und beteten inbrünstig für die arme Schwester. Doch hätte Küppel jede Hoffnung für die Rettung seines Kindes aufgegeben, würde er gesehen haben, wie der Lauf des Pferdes allmählich langsamer wurde, wie ihm der Schweiß in weißem Schaume von den Lenden zur Erde troff, wie der brennende Atem pfeifend durch die Rüstern quoll, wie es leuchte, stürzte, aufsprang und wieder stürzte, und wie es der Teufel hinterher mit Geistesjchnelligkeit verfolgte. — Aber o Glück! Jetzt hat es den letzten Friedhof erreicht; noch fünf Schritte und es ist darüber. Ein kräftiger Satz — Himmel! da stürzt es wieder und erblickt dicht hinter sich den schwarzen Gefellen, den Gottseibeiuns, seinen Reiter, den Teufel, der schon in wilder Eier die Krallen vor sich hinstreckt, um es beim Schweife zu fassen. Von namenloser Angst ergriffen, rafft es sich zum letzten gewaltigen Sprunge empor und — ist gerettet! Der Zauber der Vermünschung war gewichen; die Hufeisen lagen am Boden und statt des Hofschweifes hielt der Teufel eine Haarflechte in den geballten Klauen. Voll Zorn warf der Satan die Hufeisen und die ausgerissene Haarflechte der entzauberten Jungfrau ins Gesicht. Die gerettete Tochter kam nach mehreren Tagreisen mit den Hufeisen und der Haarflechte im Hause des Vaters wieder an. Dieser schmiedete

die vier Hufeisen in eines zusammen und hing dasselbe nebit der Haarflechte aus Dankbarkeit gegen die Mutter Gottes und zur ewigen Erinnerung an diese merkwürdige Begebenheit in der genannten Gnadenkapelle im Terminerwalde auf. Auch hängt ein Blumenkranz dicht daneben; der soll bedeuten: Küsspeks Tochter wäre dem Teufel nicht entgangen, wäre sie nicht eine reine Jungfrau gewesen.

Vergl. N. W. S. Nr. 149.

H. Studer.

176. Die Kohlen auf der Brücke.

In St. Niklaus wollte einst ein Hirt abends spät seine Geliebte besuchen. Der Weg führte ihn über die Rippe und zwar an einer Stelle, wo sie in einer tiefen Felsenschlucht rauscht und worüber nur eine schmale Bretterbrücke führt. Da sah der Hirt, was ihm sonst niemals widerfahren war, einen Haufen schwarzer Kohlen auf der Brücke liegen, die ihm den Weg versperrten. Ihm war nicht recht zu Mute; doch faßte er sich ein Herz, tat einen tüchtigen Sprung von einem Ende der Brücke bis zum andern. Der Teufel, der aus dem Dampf des zerstoßenen Kohlenhaufens auffuhr, rief ihm nach: „Das war dir geraten; denn wärest du zurückgetreten, so hätte ich dir den Hals umgedreht, wärest du auf die Kohlen getreten, so hättest du unter ihnen versinken und in die Schlucht stürzen müssen.“ Zum Glück hatte der Hirt trotz den Gedanken an seine Geliebte nicht unterlassen, vor dem Kapellchen der Mutter Gottes hinter St. Niklaus wie immer sein Ave zu beten.

P. Zoller.

177. Der weiße Geist.

In den Eisten bei Stalden führt auf der östlichen Talseite eine mühsam und kühn angelegte Wasserleitung das Risperwasser wohl über anderthalb Stund' weit zur Bewässerung der Wiesen nach Staldenried. Diese Wasserfuhr durchschneidet nicht nur steile Bergabhänge, sondern auch mittelst angebrachter Kanäle unsichere Bergruffinen und hohe Felswände.

An einer solch gefährlichen Stelle fiel einmal ein junger Mann in den Abgrund. Unter herzlichem Mitleid und allgemeiner Trauer wurde der Verunglückte tot aufgehoben und zu Grabe getragen. Doch diese Stimmung begann bald in Freude und Verwunderung umzuschlagen: denn sich, an der Stelle, wo der Unglückliche totgefallen, sah man bald und sehr oft einen weißen Geist in Gestalt eines jungen Wixleins (Zickleins) munter herabfallen, wieder aufstehen und in lustigen Sätzen davonhüpfen. Von der sonderbaren Erscheinung erzählte man bald weit umher.

Eines Tages zog ein frommer Ordensmann durch's Eistertal, der von dem weißen Geiste und dem seligen Ende des Totgefallenen auch erzählen gehört hatte. Der Pater wollte der Sache nicht recht trauen und verlangte nach der Stelle hingeführt zu werden, wo die Erscheinung statthabe. Man tat, wie er's verlangte. Als man sich der Felswand näherte, begann es im ganzen Gebirge so unheimlich zu krachen, daß alle davonlaufen wollten; nur der Pater ging um so fester voran, den freilich die Führer nicht verlassen durften. Angekommen an der bezeichneten Stelle, begann er seine Gebete, sieh! da froch das Wixlein erschrocken und zitternd aus einem Gebüsche hervor und mußte offen bekennen, es sei

der Satan und stehe in keiner Beziehung zu dem Verunglückten. Es habe den Spuk nur darum getrieben, damit die Leute ungereimt urteilen und vor einem solchen Tode nicht allzusehr sich fürchten. R. B. S. Nr. 143.

178. Die Spinnerin.

Neben dem Backofen in Wyler stand bis zum Brande des Dorfes im Jahr 1900 das sog. Backhaus. In demselben wohnte in uralter Zeit eine Frau ganz allein. Es war eine fromme und arbeitssame Frau. Ihrer Armut wegen nahm sie viel zum Spinnen ab. Nach ihrem seligen Tode sah man öfters eine Spinnerin auf der Laube des Hauses, in dem sie gewohnt hatte. Die Leute, die die Frau für eine halbe Heilige angesehen hatten, bekamen Argwohn und dachten, es müsse mit ihrer Rechtschaffenheit doch nicht gar so gut bestellt gewesen sein. Als das Gerüde schließlich auch dem Prior berichtet wurde, entschloß sich dieser, die Sache zu untersuchen. Er kam und sah die Spinnerin. Als er aber mit ihr redete, stellte es sich heraus, daß es der Teufel selbst war, der sich dort in Gestalt einer Spinnerin gezeigt hatte, um die Leute auf falschen Argwohn zu bringen.

J. Werlen.

Dieselbe Sage wird auch in Goms erzählt.

R. B. S. Nr. 141.

179. Das grüne Männlein im Tehl bei Leuf.

Neim Nisetstadel, etwa eine halbe Stunde unter Guttet, soll oft ein grüner Mann gesehen worden sein, der den Vorübergehenden manchen schlimmen Streich gespielt hat. Von der Dala-Brücke im Numeling bis zum Niset hat er manchen entweder irregeführt, geisteskrank gemacht oder gar jämmerlich ums Leben gebracht. Eine vornehme Frau aus Leuf, die mit ihrem Töchterlein nach Tehl wallfahrten wollte, verlor ihr Kind unvermerkt von ihrer Seite und fand es erst nach drei Tagen im Walde jämmerlich zugerichtet.

Vor etlichen Jahrzehnten erzählten die Leute wieder viel von diesem Spuke. Auf der Bergstraße, die durch einen Wald zur Wallfahrtskapelle ins Tehl führt, hörte man hin und wieder einen lieblichen Gesang, der die Leute beirrte; bald sah man am hellen Tage ein leichtfüßiges Männlein mit kurzem, grünem Fracke, angeschnallter Keisetasche und einem zierlichen Federbusche auf dem Hut, das die Vorübergehenden angaukelte, ihnen aus einer Schachtel niedliche Zuckerbröddchen bot und sie von der Straße abzuleiten trachtete. Wer das Gebotene verkostete, ward halbnärrisch und kaum mehr aus dem Walde zu bringen; und jeder, der den Spuk einmal gesehen oder gehört, wünschte ihn noch ein zweites und drittes Mal wieder zu sehen und zu hören.

So ergings einer sonst braven Ehegattin aus Leuf, der das grüne Männlein eines Tages den Ehering abforderte. Sie beteuerte, sie hätte keinen mehr und selben schon lange verloren. „Geh zurück,“ antwortete der Grüne, „und suche ihn in deinem Bette, da wirst du ihn finden.“ Und wirklich kam der Ring im Geuister des Bettstrohs wieder zum

Vorschein. Das Weib mußte aber am Ueberbringen des Eheringes mit Gewalt gehindert und deshalb eingesperrt werden.

Der damalige Pfarrer — Hr. Loretan rühmlichsten Andenkens — glaubte hier einschreiten zu müssen. Er suchte darum beim Bischof die Bewilligung und im Stifte Einsiedeln Unterweisung, den Geist zu bannen. Als er mit dem Nötigen wohl ausgerüstet die Burg Leuf verließ, schien der ganze Berg unter grauem Gefache bersten zu wollen. Er ließ sich aber, laut erhaltener Weisung, nicht abschrecken und stieg mutig den Berg hinauf. Bald stellte sich auf sein Gebet das grüne Männlein in seiner gewöhnlichen Gestalt ein. Es bekannte, es sei der Satan und heiße „Legion“; den Spuk habe es darum getrieben, um die Leute allerhand alberne Urteile fällen zu lassen. Es trete nun ab, werde aber später wieder kommen. R. B. S. Nr. 146.



180. Das Vehröbjerli in Tschärminungu.

In der herrlichen Alpe Tschärminungu, oberhalb Albinen, wo alte und junge Frauchen aus den umliegenden Gemeinden in traulichen Hütten mit ihren Kindern und mit den Pflegekindern, die sie in diese frische Alpe hinaufgenommen, ein reizend patriarchalisch Leben führen und des Vieh's Sommernutz besorgen, hatte einst ein Hirt ein gar sonderliches Erlebnis.

Wie dieser Hirt eines schönen Abends alles Vieh, das seiner Wacht anvertraut, sorgsam auf dem Lager zusammengeschart hatte, da wird es nach einigen Stunden, gleich mit dem hell aufgehenden Monde, plötzlich geheimnisvoll still.

Kein helles Glöcklein der muntern Kälbchen ertönt in die heitere Nacht hinaus, nicht die großen Tricheln der buntgeschleckten Milchkuhe, nicht die dumpfen Brummer der ringgewaltigen Meisterkuhe läuten mehr durch die heimelige Stafelmulde, und was nie vorkommt, alle sind unbeweglich still, wie gemalt auf dem finstern grünen Plage. — Da schleicht sich mit gemächlicher Ruhe, mit unhörbarem Schritte, halb gebückt eine dunkle Gestalt zum gebannten Vieh heran. Es ist eine knöcherige Weibsgestalt, leicht geschürzt, mit dunkelgrauem, fahlem, hagerm Gesicht. Auf der wenig gebuckelten Schulter trägt sie einen gefüllten Glöckjack. Mit diesem tritt das fremde Mütterlein in die ruhende Herde, treibt sie auf mit wilder Geberde und fuchtelnder Geiste, reicht den gierigen Kühen mit voller Hand aus seinem Glöckjack. Dann schreitet die Gestalt behend voran und alles Vieh bis auf den letzten Tschaggen folgt in eilemdem Trabe. — — Und dann sah man nichts mehr von dem ganzen Vieh auf der großen, weiten Alpe und 24 Stunden lang blieb jede Spur verloren und alle Hoffnung auf ein Wiederfinden war geschwunden. Das war ein Jammern, das war ein Schimpfen auf den unachtamen Hirten bei den zornigen Weibern in den bräunlichen Hütten! „Er ist schuld an allem. Er ist verantwortlich für den Schaden; er soll haften für die ausbleibenden Melchen, er, er, der schustige Gesell!“ so sagten die zankenden Weiber. — Aber genau nach 24 Stunden war das Vieh, Kuh und Kälbchen alleamt, nichts fehlte, unverfehrt und wohlbehalten auf dem Läger. Jetzt verspricht und sagt der Hirt: „Wohl will ich dem abhelfen. Da will ich aufpassen, da will ich mich stellen.“ Wieder hatte der Hirt sein Vieh in dunkler Nacht auf selbem Läger. Und ein zweites Mal kommt des argen Mütterleins zweideutige Gestalt daher und beginnt von neuem das zaubernächtige

Spiel. Aber da springt gar stink der unerschrockene Wächter hervor und ruft gebietend dem tüchtigen Kobolde: „Halt! Du altes, frummes Weiberlein! Selber bin ich heute da! Ich will dir!“ — „Gut,“ unterbricht das schlaue Mütterchen, „Gut! auch du komm mit!“ und reicht wie dem Vieh mit der Hand dem stuzenden Hirtlein von dem verhexten Glack. Und fort geht es unbezwinglich; das Weiberlein voran, der Hirt hinterdrein als Treiber des von unjteter Macht gezogenen Rudels; er weiß nicht wohin; aber vorwärts, unwiderstehlich vorwärts. Und siehe! nach genau 24 Stunden sind sie wieder an demselben Plage, auf'm Läger; alles frisch, unermüdet, wohlgepflegt. — Der Hirt mußte nichts, als daß er immer getrieben, daß sie unaufhörlich gegangen über Berge, durch Täler und durch weite Ebenen. Nur eines sah man, wie es Tag geworden nach langer Nacht, daß das Vieh Rosmarinzweige eingeklemmt zwischen den Klauen habe. Das Vieh war in diesen 24 Stunden weit hinaus in welsche Lande, in die Provence, in die Wundergärten des Rosmarins gewandert. J. Schaller.



181. Teufelslist.

In der Leufermatten sah man zu gewissen Zeiten während der Nacht eine bekannte verstorbene Person mit feurigen Wasserbeilen und Wasserplatten herumhantieren. Da niemand Mut bejaß, den Geist anzureden, berichteten die Eigentümer der Matten dem Pfarrer Werra in Leuf von dem sonderbaren Vorfall.

Der Pfarrer steckte ein Fläschchen Weihwasser in die Tasche, legte eine Stola bei und begab sich in der ersten Nacht

zwischen 11 und 12 nach den bezeichneten Matten im Leukergrund.

Zu einiger Entfernung von dem angegebenen Orte sieht er eine schwarzgekleidete Person feurige Beile und Wasserplatten schwingen.

Einen Augenblick läuft es ihm warm und kalt über den Rücken; doch er erinnert sich der geeigneten Gegenstände, greift in die Tasche, legt sich die Stola um, besprengt sich mit Weihwasser. Dann naht er sich beherzt dem Geschäftigen und spricht ihn mit fester Stimme also an: „Wer bist du?“ Die Gestalt richtete sich auf, glözte den unliebamen Störfried mit rollenden Augen forschend an. Da hielt er in seinem Treiben inne und antwortete mit dumpfer Stimme: „Ich bin der Böse!“ „Was treibst du hier?“

„Ich bin auf dem Seelenfang. Hierzu nehme ich die Gestalt einer Person an, die gut gestorben ist. Das verführt die Leute, Schlechtes von den Verstorbenen zu reden und das hat mir schon manchen Braten in die Hölle geliefert.“

Dies sprach der Böse und verschwand, einen starken Pech- und Schwefelgeruch zurücklassend.

Pfarrer Werra schlug ein Kreuz darüber und besprengte den Ort mit Weihwasser. Von da an soll der Spuk auf gehört haben.

Raym. Loretan.



VI. Hexen und Zauberer.

182. Die Hexe vom Fieschertal.

Im Fieschertal zu den Lambriggern wohnte ein Weib: die galt als Hexe. Sie wußte jedoch einen jungen Mann so zu umgarnen und für sich einzunehmen, daß er ihr die Ehe versprach. Als der glückstrahlende Bräutigam zu Hause die Eltern um Einwilligung und Segen zu seiner Ehe bat, begann seine Mutter zu weinen und sagte zu ihm: „Aber wie, du kannst uns und dir so etwas antun und willst eine so schlechte Person heiraten, die auf dem Besenstiel durch's Kamin reitet und beim Hexentanz stets dabei ist?“

Der Jüngling stutzte, denn er war es gewöhnt, der Mutter jedes Wort zu glauben. Dann versprach er der Mutter, die Verlobte, bevor er sie zu seiner Frau mache, zu prüfen.

In einem schönen Sommertage, als er auf der Matte sein Heu zu machen hatte, begab er sich zu ihr. Sie war auch zu Hause und schaute eben zum Fenster heraus, wie er zu ihrem Hause kam.

Der Duft dorrenden Heues stieg aus der Scheuer und von den Matten in die warme Luft auf. Die fleißigen Mäher trugen große Bündel in die Scheunen.

Alle im Weiler waren emsig bei der Arbeit und gingen ab und zu wie die Bienen in einem Korbe in sonniger Zeit der Tracht. Nur die beiden feierten.

Schweigend schauten sie in dieses wimmelnde Treiben hinein. Mit einem Male schaute der junge Mann in die blaue, wolkenlose Luft hinein und sprach, um nur etwas zu sagen, zum Fenster empor: „Was meinst, was würden wohl die Leute tun, wenns jetzt Regen gäbe?“

Etwas sonderbar gab sie ihm zur Antwort: „Wundert's dich? Nun, so gehe in unsere obere Stube, da steht ein Krug, zu halb mit Wasser gefüllt, auf einem nußbaumenen Kasten, diesen nimm und gieße die Hälfte Wasser zum Fenster hinaus. Was die Leute dann tun werden, wirst du alsdann gleich sehen.“

Der Jüngling tat, wie ihm geheißen war; ging in die bezeichnete Stube und leerte das Wasser mehr als zur Hälfte aus.

Da zogen vom Eggishorn her schwarze Ballenwolken auf, eine größer und schwärzer wie die andere und im Nu war der Himmel mit Wolken schwarz überdeckt. Blitze zuckten auf und zerrissen für Augenblicke das düstere Gewölk und Donner rollten durch die Stille, als ob Berge stürzten. Und schon rauschte es durch die Luft, erst leise, ganz leise, als ob Fliegen summten; aber das Rauschen wurde stärker, immer stärker und schwoh an, als ob ein Zug Staare heranziehe und endlich toste es heran wie die stürzenden Wasser eines Flusses. Die ersten Tropfen klatschten auf den Boden, wirbelten kleine Wolken Staub auf, sprangen ab und zerspritzten in hundert Funken. Und dann Guß auf Guß, wo vorhin Staub gelegen, rannen jetzt kleine Bächlein. Aber immer schwerer hing der Regen in schweren Zapfeln, die der Wind bewegte, vom Himmel.

Die Leute aber auf den Matten ließen ihre Arbeit im Stiche und liefen, was sie nur konnten, in die Ställe und Scheunen, unter Dach und Fach.

Das Mädchen lachte ihrem Liebhaber zu: „Haft zu viel ausgegossen, viel zu viel: aber schadet nichts. Schau wie die laufen und sind alle pudelnaß.“

Noch eine kurze Weile lachte sie und dann nicht mehr: denn der junge Mann ging zur Türklinke, drückte auf und jagte zu ihr: „Vorhin liehest du die Leute laufen, jetzt aber lasse ich dich laufen. Hexenpact paßt nicht in mein Haus.“

Mit diesen Worten trat er hinaus in den strömenden Regen und hörte nicht mehr auf die Stimme, die ihn zurückrief.
A d r. W e g e r.

185. Die letzte Hexe in Mörel.

Man hatte die Mari Cathri eingezogen als Hexe. Ein Hagelwetter soll sie verursacht haben, das über die Alpen von Greich und Goppisberg niederging; den tiefen Bach ließ sie anschwellen, daß er die herrlichen Wiesen im Tal mit Schutt und Steinen überlief. Wie viele Kühe hat sie krank gemacht! wie viele Schafe und Ziegen in Abgang gebracht!; ja selbst Menschen mit ihrem bösen Blick aufs Krankenlager geworfen! Wohl beteuerte sie zuerst ihre Unschuld. Als man sie aber auf den Folterstock setzte, am Seile aufzog, Spitzen einließ, gestand sie alles. Sie wurde zum Tode durchs Feuer verurteilt. Schon hatte man den Scheiterhaufen aufgerichtet, gerade dort, wo der tiefe Bach in die Rhone mündet. Schon schickte man sich an, sie vom Gefängnis auf den Richtplatz zu führen. Schon war eine nie gesehene Schar Volkes aus allen Bergen zum schrecklichen Schauspiel zusammengeströmt. Doch wie trotzig sind die Mienen der Männer! wie fallen bittere Worte gegen

die Hexenrichter! wie verlangt man stürmisch die Freilassung der Verurteilten! Es war eben der würdige Kirchherr von Mörel, Johannes Wellig (1624—1662), von Berg zu Berg, von Dorf zu Dorf geeilt, hatte seine Pfarrkinder über den Hexenwahn aufgeklärt, ihnen vorgestellt, wie deswegen so viele Unschuldige eines grauen Todes sterben mußten, sie aufgefodert, ein für allemal damit aufzuräumen. Dem Verlangen des Volkes mußten die Richter nachgeben. Mari Cathri wurde freigegeben und von da an gab es keine Hexe mehr in Mörel. E. Claujen.

184. Der Hexenstein bei Simpeln.

In den Birchen, unfern dem Lauegraben bei Simpeln, liegt ein großer Felsblock mit einer kopfähnlichen Vertiefung in der Mitte. Das Volk nennt ihn den Hexenstein und erzählt, es habe einst eine Hexe, in der Absicht, die Kirche von Simpeln zu zerstören, den gewaltigen Stein wie einen Heuschaber auf dem Kopfe bis an die Stelle getragen, wo er jetzt liegt. Hier ließ sie ihn plötzlich fallen. „Vorwärts mit ihm“ — rief ihr einer zu. „Ich kann nicht“ — erwiderte sie, „es ist Tempermittwoch, wo sogar das Kind in der Wiege fastet.“ P. Zoller.

185. Die Hexe im Hegdorn.

Im Hegdorn (Materserberge) lebte einst, so wird erzählt, eine Hexe, die mit einem braven Manne verheiratet war.
Walliser Sagen

Ihr Haus stand gerade auf der Grenzlinie zwischen Gumper (Gemeinde) Meters und Rischinon. Die Hexe konnte sich darum in der gleichen Stube auf beliebiges Territorium hinstellen, was den Behörden Unbeliebigkeiten verursachte.

Zu Zeiten wohnte die Hexe auch in Mletsch. Sie pflegte vertrautere Bekanntschaft mit einem Stridel, der in Brigisch zu Hause war. Wenn sich nun diese Verliebten Besuche machen wollten, so nahmen sie die Gestalt von schwarzen Raben an und flogen so zusammen. Diese Raben sah man darum oft auf- und abfliegen.

Unsere Hexe haßte unter solchen Umständen ihren frommen Mann sehr, konnte ihm aber nie was Leidens zufügen. Da geschah es, daß die Hexe in Mletsch sich Suppe kochen wollte. Sie setzte Pfanne und Butter aufs Feuer und erinnerte sich eben, daß sie noch keinen Schnittlauch zur Hand hätte. Schnell eilte sie nach Meters hinab und holte sich das nötige Kraut in einem Garten. Als sie auf der Rückreise nach Platten kam, sah sie ihren verhaßten Mann eben auf einem Baume schwarze Kirichen lesen. Als Rabe flog sie gleich auf die Spitze des Kirichbaumes und sandte ihrem ausblickenden Manne — er hatte zum Unglück eben unterlassen, zu Mittag den englischen Gruß zu beten — Kot in die Augen herab, daß er blind vom Baume stürzte und starb. Die Hexe aber ging nach Mletsch zurück und kochte ihre Suppe ruhig fort.

Da ging dann doch der wohlweisen Obrigkeit die Geduld aus. Die Hexe wurde eingefangen und angeklagt wegen des häufigen Rabenfluges und des Mordes an ihrem Manne in Platten, während sie in Mletsch Suppe kochte. Vermutlich hat sie auf der Folter alle diese Verbrechen eingestanden, denn der Richter verurteilte sie nach damaligem Strafgesetze zum Scheiterhaufen. Die Sünderin wurde im

Hegdorn verbrannt, wo man die Nichtstätte noch jetzt Haggsch-
Schädji heißt. R. W. S. Nr. 92.

186. Die letzte Hexe in Zermatt.

Die letzte Hexe von Zermatt wohnte in Momatt, einem niedlichen Fleckchen Erde. Momatt liegt über den dunklen Arvenwäldern des Mutttales, auf einer prächtigen Terrasse unterhalb Schwarzjee, zu Füßen des gewaltigen Matterhorn's. Von hier aus konnte das unheimliche Weib mit seinem bösen Blicke das ganze Thal streifen und jedem Einzelnen Schaden nach Belieben. Sie erzeugte die bösen finstern Gewitter, und wenn rings das Thal in dunklen Wolken verhüllt war, dann sandte sie, wie einst der Donnergott, die feurigen Blitze ins Thal hernieder. Ihre Stimme war das gewaltige Rollen des Donners und aus ihren Augen schossen die zuckenden Blitze.

Das gefürchtete Weib hatte auch eine Tochter. Ein wahres Wunderkind zog sie alle an, die in ihre tiefblauen Augen blickten, aus denen zwei Sterne hervorschauten, glänzender als des Himmels Lichtlein bei klarer Nacht. Und Bäcklein hatte das Hexenkind rot wie Alpenrosen: ihr Nacken war weiß wie der Stern des Edelweiß; ihre Haare aber goldglänzender als das Morgenglühen auf dem keuschen Gletscherfirn.

Die Mutter braute Liebestränklein aus blanem Ezuzian, grauem Steinbockkraut und wilden Teufelsfarren. Wer hätte all diesem Zauber widerstehen können! So kam es, daß alle schönen Burtschen des Tales nach Momatt zur schönen Hexennaid pilgerten. Deswegen wurden die reichen Töchter

aus der Umgebung neidisch und eifersüchtig und sie setzten ihre flinken Zünglein in Bewegung. Bald waren die Zauberreien der bösen Momatterin in aller Mund. Es wurde ein Volksding gehalten gegen die verhasste Verführerin und diese von der ganzen Versammlung zum Tode durch Feuer verurteilt. Vier starke Männer wurden abgeschickt, um sie in ihrer Wohnung abzuholen. Die schöne Tochter hatte sich nachts zuvor von einem Liebhaber entführen lassen.

Als die vier Schergen in Mouatt ankamen, saß das alte Weib hinter dem Ofen und drehte eifrig einen Rosenkranz zwischen seinen fleischlosen Fingern. Die Häscher behaupteten, dieser Rosenkranz sei nur von Geißbohnen gewesen und die Hexe habe mit der Religion nur Spott getrieben. Diese aber sagte zu den Männern: „Da kommt ihr eben recht. Ihr trefft mich an einem guten Werke an.“ Ohne darauf zu hören, packten sie die viere und ließen sie keine Erde mehr berühren bis auf dem Scheiterhaufen, der im Spiß errichtet war. Hätte sie noch einmal den Boden berühren können, dann hätte sie sich und die Träger in Tiere verwandelt und man hätte keine Macht mehr über sie bekommen.

Als die Hexe auf dem Holzstoß aufgebunden lag, fing sie auf einmal laut zu lachen an. Man erkundigte sich, was ihr so großen Spaß mache. Da erzählte sie: „Meine größte Freude erlebte ich einst auf der Muttblücke. Dies ist eine Brücke wohl 100 Meter hoch. Ich hatte die ganzen Mäuse in den inneren Wäldern zusammengetrieben, um sie ins Mutt hinüberzujagen. Es waren ihrer so viele und sie drängten einander so, daß viele hinab in d's Muttschin fielen. Mit diesen Mäusen verheerte ich die Speicher und Felder der Muttbewohner, die mich einmal Hexe gescholten hatten. Diese Rache war so gelungen, daß mir die Erinnerung daran noch jetzt den Tod verfüßt.“

Da schlugen alle vor dem bösen Weibe das Kreuz und man zündete den Scheiterhaufen an. Bald war von der letzten Hexe nichts mehr zu sehen als ein Häuflein Asche. Einige behaupten, sie hätten eine schwarze Katze aus dem Scheiterhaufen springen sehen. Oft wollen Hirten noch jetzt droben in Momatt eine ähnliche Katze mit feurigen Augen im Gemäuer der zerfallenen Hütte herumschleichen sehen.

B. Zurbruggen.



187. Die Hexe am Stafel.

Zur Zeit, als von Hexen und Strideln und deren Unthaten noch viel die Rede war, hielt die Zermattergemeinde einen Gemeindefest. Da saßen Männer und Jünglinge gemütlich zusammen im Gemeindehause und verleben einen fröhlichen Abend. Unlieb ist es darum allemal, wenn ein solches Zusammenleben irgendwie gestört wird.

Kaum war aber diesmal die Gesellschaft beisammen und die ersten Becher eingeschenkt, so hieß es mit Schrecken, am Stafel sei ein Untier sichtbar geworden und man dürfe die Schafe nicht ohne Aufsicht lassen, wenn man nicht Schaden haben wolle. Weil niemand gerne das Gemeindehaus verließ, so erboten sich die ledigen Töchter, für die Nacht Wache zu halten. Damit waren alle wohl zufrieden und eine Schar mutiger Mädchen stieg zur Alpe hinauf. Sie fanden aber nichts Gefährliches; bezogen darum, weil es eine kalte Herbstnacht war, eine alte Hütte, um fröhlich einander mit allerhand Jugendspielen den Abendsitz zu verkürzen. Alles ging nach Wunsch; sie blieben ohne Störung. Doch kaum war Mitternacht herangebrochen, da erhob sich ein furchtbarer

Sturm. Die Erde erbebt, die alte Hütte zitterte, der Wald frachte, die Schafe sprangen blökend umher und die erschrockenen Wächterinnen krochen in die ersten besten Schlupfwinkel, wo sie laut zu beten anfangen. Zum Glück dauerte der Spektakel nicht lange: alles ward wieder still und ruhig. Die guten Mädchen verlebten nur eine schlaflose Nacht und kehrten am Morgen noch ganz bleich vor Schrecken nach Hause zurück.

Nach etlichen Jahren bekannte eine Heze noch auf dem Scheiterhaufen seelenvergnügt, wie sie einst im Stadel eine muntere Mädchengesellschaft geschreckt und in Todesangst gejagt habe. Sie sei gerade ob der Hütte gestanden und habe, indem sie ihre Schürze schüttelte, den furchtbaren Sturm hervorgerufen.

L. B. S. Nr. 64.

188. Die Heze von Lötjchen.

Am Jahre 1808 ging vom Lennbachhorn ein gewaltiges Lawitier nieder. Dasselbe hatte 7 Stunden im Umfang, brach 18 Firsten und schlug auf der Schattenseite des Tales noch bis weit in den Wald hinauf. Einige Zeit vorher kam eine verdächtige Person ins Tal. Man fand es für ratfam, dieselbe gefangen zu nehmen und einer Untersuchung zu unterwerfen. Sie führte ein Muttergottesbild, einen Blutstein und ein Martenspiel mit sich. Als man ihr diese Gegenstände abnehmen wollte, sträubte sie sich gewaltig. Nachdem man sie ausgeplündert, und ihre Sachen in Wyler unterhalb des Dorfes in einem Acker verbrannt hatte, wurde sie fortgeführt. Auf dem Gasenbach sagte sie zu ihren

Begleitern: „Heute soll es noch ein schreckliches Gewitter geben.“ Der Prior Blöber, der auch dabei war, aber antwortete: „Heute hast du zu spät.“ Ueber die Meiggernalpe zogen schon rabenschwarze Wolken. Das Ungewitter mußte sich aber verziehen, und es fielen bloß einige Tropfen. Und doch genügten diese, eine Lawine in Bewegung zu setzen. Das Weib wurde nach Frankreich gebracht und dort zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Dort soll die Hexe eingestanden haben, daß sie den großen Schaden im Liechtale angerichtet, indem sie jene ungeheure Lawine von 1808 verursacht habe.

J. Werlen.

189. Die Wetterhexe.

Aus einem der vielen einsam gelegenen Häuser, deren letzte Spuren man in der Gegend zwischen St. German und Außerberg noch findet, ist die letzte Hexe hervorgegangen, die zu Karon abgeurteilt und verbrannt wurde. Dieselbe soll besonders zur Heu- und Grummeternte oftmals arge Unwetter verursacht und den Leuten großen Schaden zugefügt haben. Wehe derjenigen Haushaltung, die bei Anstellung von Tagelöhnerinnen nicht an sie dachte, oder andernfalls ihr nicht nach Laune abzuwarten wußte oder vermochte. Sicher wurde das zum Einfahren bereite Heu oder Emd übel verregnet. Schließlich ging doch den Leuten und den hochweisen Herren vom Gericht die Geduld aus. Die Hexe wurde gerichtlich eingezogen und zum Feuertode verurteilt. Als man sie am Morgen eines schönen Sommertages bei großem Volksauslauf zum Scheiter-

haufen führte, soll sie zum Himmel geschaut und im Tone der Wetterprognose gesagt haben: „Situ gits a heiße Tag.“
K. v. Notcu.

190. Die Gefangennahme einer Hexe.

Südlich dem Dorfe Ergisch heißt ein Ort Hexenkehr. Der Name kommt daher, weil nach der Sage dort eine Hexe gefangen genommen wurde. Die Hexe, die auf der Eggen wohnte, war einem Kinde in Ergisch Taufpatin. Oft lud sie ihr Patenkind auf Besuch ein, und bei dieser Gelegenheit mußte es ihr den Kopf nach Unrat absuchen. Zu seinem Erstaunen bemerkte das Kind eines Tages, daß seine Patin zwei Hörnlein trug. Es hatte nichts Eiligeres zu tun, als dem Vater am Abend davon Mitteilung zu machen. Dieser hinwieder benachrichtigte das Gericht von dem Vor-
falle. Der Richter wußte sofort, daß er es hier mit einer Hexe zu tun habe. Um aber mehr Beweise zu deren Verurteilung bereit zu haben, ließ er insgeheim Nachforschungen anstellen über Tun und Lassen der Hexe. Nebst verschiedenen Uebeltaten wurde ihm berichtet, daß die Hexe während des Mittagkochens das Gemüse sich in Mailand hole; ferner, daß sie ihr Vieh in einer 5—6 Stunden von Ergisch entlegenen Alpe in Sömmernung habe, daß sie aber alle Tage zurück-
komme, um die Feldarbeit zu besorgen und abends spät wieder auf die Alpe sich begeben, wozu sie höchstens zwei bis drei Minuten brauche. Das waren Beweise genug für ihre Verurteilung. Der Richter beauftragte den Vater des Kindes, die Hexe zum Kornschneiden einzuladen. Die Ein-
ladung wurde sofort angenommen und als die Hexe bei dem genannten Orte Hexenkehr an der Arbeit war, kam der

Nichter mit Gefolge, ließ sie festnehmen und auf ein Pferd binden. Als die Heze auf dem Pferde war, bat sie den Richter, man möchte sie herabnehmen, um die Schuhriemen fester zu knüpfen. Diese Bitte wurde ihr abgeschlagen, denn man glaubte allgemein, daß solange und sobald eine Heze den Boden berühre, es unmöglich sei, sie festzuhalten. Sie wurde nach dem Dorfe geführt und dort verbrannt. Man zeigt noch heute den Platz, auf dem der Scheiterhaufen errichtet war.

Fr. Zehnder.

191. Der Schlangenbann.

Es gibt im Wallis viele Gegenden, wo keine Schlangen sich vorfinden. Nach der Sage sind sie durch fahrende Schüler aus diesen Gebieten verbannt worden. In Zermatt piff ein solch fahrender Schüler auf seiner Flöte. Also gleich krochen alle Schlangen aus den Löchern hervor und folgten eilig dem Flötenspieler. Dieser schritt, immerzu pfeisend, langsam talauswärts und alle Schlangen folgten ihm lauschend nach. Nur die Schlangenkönigin mit goldenen Ringen aus Gornern führte er an einer Schnur. Beim hohen Steg führte er die Königin zu einer Oeffnung und ließ alle Schlangen in dieses große Loch glitschen, das er mit einem großen Stein zudeckte. Das Loch heißt noch jetzt Schlangengrube.

In Saas machte der fahrende Schüler den Antrag, alle Schlangen aus dem Tale zu verbannen, wenn man ihm eine vollständige Kleidung vom Kopf bis zum Fuß geben wolle. Die äußern Talbewohner willigten nicht ein, die innern aber waren einverstanden und gaben ihm die Kleidung.

Nahe bei den Grenzbächen stieg nun der Schlangenbanner auf einen hohen Stein und betete eifrig in einem Buche. Den in banger Erwartung harrenden Zuschauern gab er den gemessenen Befehl, ihn sofort zu töten, wenn die dritte weiße Schlange kommen sollte; sein Leben sei dann verwirkt und er wolle lieber von Menschen als von Schlangen den Tod erleiden. Bald krochen in langen Reihen die Schlangen heran und legten sich um den Stein des Schlangensbanners herum, die eine auf die andere sich häufend. — Und es kam die erste weiße Schlange mit großem Gefolge, und die Schlangen türmten sich um den Stein immer höher hinauf. Aber auch die zweite weiße Schlange erschien, umgeben von einem grauſig zischenden Schlangenheere. Gewaltig stieg die Schlangenmauer und drohte des Steines Spitze zu erreichen. Die Zuschauer starrten vor Schrecken: selbst dem Schlangenbanner begann das Blut in den Adern zu stocken. Doch die grauſigen Schlangenreihen lichteteten sich allmählich. Bald folgten nur einzelne Nachzüglerinnen, die dritte weiße Schlange erschien nicht. Alljogleich verendeten alle die Schlangen und wurden als Schlangenhüllen von der Spitze fortgeschwemmt.

Im Unterberg des Fieſchertales bot sich ein fahrender Schüler an, die Schlangen zu bannen, wenn man ihm die Versicherung gebe, es gebe unter den Schlangen nur schwarze, aber ja keine einzige weiße. Weil niemand sich erinnern konnte, je eine weiße Schlange gesehen zu haben, machte sich der Schlangenbanner mutig ans Werk. Er nahm eine Salbe, eine Pfeife und eine lange Rute. Die Schlangen, die seine Ankunft witterten, taten sehr wild. Sie sprangen im Kreise herum, zischten grell und spieen Gift, daß es nur so regnete von Gifttropfen. Es wäre um den Schlangemächtigen geschehen gewesen, wenn er

nicht schnell die starkriechende Salbe, welche die Schlangen betäubte, hervorgezogen und die Pfeife, welche sie widerstandslos heranzuhüpfen zwang, geblasen hätte. Als er alle um sich versammelt glaubte, schlug er sie mit der Rute tot, oder erjäufte sie im weißen Wasser.

Die Schlangenniederlage war vollständig. Alles lobte den kühnen Sieger, der selbst auf den Erfolg nicht wenig stolz war. Aber, o weh! Plötzlich erschienen drei weiße Schlangen, welche durch die Salbe nicht betäubt, durch die Pfeife nicht gebannt, durch die Rute nicht berührt werden konnten. Sie stürzten sich grimmig auf den Feind, umschlangen ihn in mächtigen Windungen, würgten ihn zu Tode und verschlangen ihn mit Fleisch, Bein, Haut und Haar.

Diese unverdauliche Speise war aber auch der Tod der weißen Schlangen. Sie verschwanden und wurden nie mehr gesehen. Seither ist der Unterberg von Schlangen frei.

R. W. S. Nr. 18 und 19.

Dieselbe Sage wird von der Griebelalpe oberhalb Oberems erzählt.

Fr. Zehnder.

192. Der Maulwurfsbann.

Einst verursachten die Maulwürfe zu Krumbach und auf den Bleiken (Simplon) großen Schaden. Da traf es sich, daß ein frommer Ordensmann vorüberkam und gastfreundlich aufgenommen wurde. Beim Abschiede fragte er die Hausfrau, ob hier herum unter dem Vieh irgend ein Gebrechen sei. „Das jaßt nicht,“ entgegnete sie „aber die Schermäuse verheeren die Güter und Felder.“ Der gute Pater segnete andächtig die Gegend und bis auf den heutigen Tag gibt

es in Krumbach und auf den Meifen bis an die Eggen keine Maulwürfe, während jenseits des Krumbaches viele vorkommen.

P. Zoller.

193. Der lange Gletscher.

Dort, wo jetzt der lange Gletscher im Vötschenthal sein blaues Krystall herabreckt, wohnten einstmal's Leute. Die Gegend war lieblich und angenehm, aber es mangelte hie und da an Wasser. Diese Not klagten die Leute einmal einem fahrenden Schüler. Der antwortete ihnen: „Ich will euch schon Wasser verschaffen. Suchet unter euch eine reine, unversehrte Jungfrau aus. Dieser befiehlt, je ein Stücklein von sieben Gletschern zu nehmen und dieselben auf der Anhöhe, wo das Thal seinen Abschluß hat, hinzulegen. Wenn aber dann die weiße Kuh von der Anhöhe hinabschaut, denket daran, weiter ins Thal hinabzuziehen.“ Die Leute taten, wie ihnen gesagt worden. Die Gletscherstücklein schmolzen nicht; im Gegenteil, mit jedem Jahre wurden sie größer. Der Schnee verblieb rings um sie, wurde Eis und Gletscher, und so entstand der große lange Gletscher, der heute noch das Thal mit Wasser versorgt. J. Werlen.

194. Der fahrende Schölar.

Ein fahrender Schüler kam einst nach Außerberg. Als er die große Wassernot dieser Gegend wahrnahm, anerbote er sich, eine Wasserleitung beim schönen Meiß durch den Felsen zu bauen, wenn er sich in der Gemeinde ansiedeln

fönne. Bevor die Leute den Vertrag abschlossen, wollten sie zuerst Proben seiner Kunst sehen. Er ging mit einigen Männern bis an den Felsen, wo das Wasser in hölzernen Rinnen um denselben herumgeführt werden mußte. Der Fremde bestrich mit einer Flüssigkeit den Felsen. Tags darauf konnte er den Stein mit einer Mörtelkelle (Pflasterkelle) herausnehmen, wie wenn er Zieger wäre. Das war nun der heute noch bewunderte schöne Meiß. Die Leute aber witterten Zauberkünste und erlaubten ihm den Aufenthalt nicht.

Fr. Lagger.

195. Kaspar Tillier.

Am Ende des 15. Jahrhunderts kam ein Mann nach Törbel, der Kaspar Tillier hieß und aus England gebürtig war. Er bewohnte ein kleines alleinstehendes Haus unterhalb des Dorfes in den sogenannten Steckentehren. Dazumal wütete im Wallis eine verheerende Pest. Auch in Törbel hielt der schwarze Tod reichlich Ernte und, weil die Törbjer noch keine eigene Pfarrei hatten, sondern nach Stalden pfarrgenössig waren, mußten die vom Tode Dahingerafften an letztem Orte zur Erde bestattet werden. Tagelang blieben die Leichen unbeerdigt und die Ansteckungsgefahr ward um so größer. Sehr zufrieden war man daher, als Kaspar Tillier sich anerbote, diese traurigen Leichensfahrten zu besorgen. Die Gemeinde verschaffte ihm ein altes Maultier, auf welches er die Toten in Kobkörben auf lud. Dieses unmenbliche Verfahren verhärtete das Herz des ohnehin schon harten Mannes derart, daß er zum Raubmörder wurde. Er schloß ein Bündnis mit dem Bösen, der ihm ein scharfes

Zaubermeiſſer gab, deſſen er ſich auf ſeinen Raubzügen bediente. Fährte er dieſe teuflische Waſſe bei ſich, ſo war er unüberwindlich.

Sein Wohnhaus in den Steckenlehren — die Grundmauern ſind noch jetzt da — lag am Wege, der ins Dorf Feld führt, und hier begann er ſein blutiges Handwerk. Während der Nacht ſpannte er einen Eiſendraht, der mit einer geheimen Glocke in Verbindung ſtand, über den Weg, und wenn ein ſpäter Wanderer dieſen Draht berührte, ſo gab die verräterische Glocke dem harrenden Räuber das erwünſchte Zeichen. Das war gleichſam die Todesglocke der ahnungslos Vorbeisgehenden. Seine letzte Stunde hatte geſchlagen! Die Leute konnten ſich lange Zeit das geheimnisvolle Verſchwinden ſo vieler lieber Angehörigen nicht erklären. Freilich munkelte man von verſchiedener Seite, der mutmaßliche Mörder könne kein anderer ſein als der finſtere Tillier, der menſchenſcheu, wie ein Geſpenſt, allein herumſchlich. Beweiſe hatte man aber keine.

Unter dieſen Umſtänden fand es Kaſpar Tillier für angezeigt, den Ort ſeiner verbrecheriſchen Tätigkeit zu ändern und er ſiedelte nach Hohſtetten zwiſchen Törbel und Zeneggen über. Lange Zeit hörte man von ihm nichts mehr. Wollte er die Leute von ſeiner Fährte ablenken und irreführen, oder verſuchte er ſich zu beſſern und wieder ein ordentlicher Menſch zu werden? Niemand weiß es. Wer ſich aber mal dem Teufel verſchrieben, kehrt nicht ſo ſchnell zum Kreuze zurück!

Nach Jahren ging einmal ein gewiſſer Chriſtian Schaller von Törbel Geſchäfte halber nach Birchen. Als er auf der Rückreiſe im düſtern Wald, oberhalb Zeneggen, von der Nacht eingeholt wurde, ſtieh er unerwartet auf Kaſpar Tillier, der ſein Gevattermann war. „Guten Abend, Gevatter,“

sagte Tillier gut gelaunt, „das freut mich aber von Herzen, daß ich eine so liebe Gesellschaft bekomme, da können wir ja den Weg teilweise miteinander machen.“ Dem Christian war diese Begegnung weniger angenehm, das kann man sich vorstellen, aber an ein Entfliehen war nicht zu denken; nur weigerte er sich hartnäckig voranzugehen. Als auch Tillier nicht den Wegweiser machen wollte, sprach endlich Schaller: „I weiß was, zwei quoti Frind ferggunt en ander.“ Dabei drückte er dem Straßenräuber so warm die Hand, daß demselben das Blut unter den Nägeln hervorschoss. Als sie in die Nähe von Hohstetten kamen, wo ihre Wege sich trennten, nahm Tillier Abschied, ohne für den freundlichen Händedruck sich allzusehr zu bedanken. Jetzt aber kannte Christian den Weg nach Törbel! So schnell ihn seine Beine nur tragen konnten, lief er dem Dorfe zu; er wußte, was ihm bevorstand. Glücklicherweise hatte der Mörder am selben Abende seine Zauberwaffe vergessen, — so wie so durch Zulassung Gottes — sonst hätte Schaller den Kuckuck nicht mehr gehört. Auch so noch ging es ihm nahe ans Leben, denn Tillier holte sein Messer! Schon unter der Biene sah Schaller in der Ferne den Mordstahl des Verfolgers im fahlen Mondlichte blitzen; auf den Blatten oberhalb der Furre mußte er um Hilfe rufen und nur wie durch ein Wunder konnte er sich ins erste Haus auf den Furren retten. Jetzt war das Maß voll; umsomehr, weil man auch drunten im Tale von Zeit zu Zeit von schauerlichen Mordtaten hörte. Zum Ziel, oberhalb der Neuenbrücke, fand man eines guten Tages eine ganze Familie ermordet, nur die Leiche der jüngsten Tochter fehlte. Dieses blühende Mädchen blieb mit Haut und Haaren verschwunden. Es war aber nicht tot; der Mörder Tillier hatte es nach Hohstetten entführt und nun mußte es ihm die Tage verkürzen. Er hielt es meistens in

strengem Gewahrsam, nur um die Mittagszeit durfte es mit ihm vor seiner Hütte sich sonnen. Dieses Mädchen wurde dem Scheusal zum Verhängnis. Wie es gekommen, weiß ich nicht, aber durch ihre Mithilfe ist Kaspar Tillier dem Arme der Gerechtigkeit überliefert worden. Man führte den gefährlichen Verbrecher auf dem kürzesten Wege nach Bisp; nämlich hinunter in die Burgadern und den Nebweg hinab. In der Nähe von Z'unterflih, wo eine kristallhelle Quelle aus den Burgflühen hervorprudelt, fing der Schelm von Herzen zu lachen an. Als man nach dem Grunde seiner außergewöhnlichen Heiterkeit forschte, antwortete er: „Jedesmal, wenn ich hier vorbeikomme, muß ich lachen. Vor Jahren hab ich an dieser Stelle einem Manne den Kopf abgeschlagen und ohne Kopf tat er noch drei oder vier mächtige Sprünge.“

Wie Kaspar Tillier gelebt, so ist er auch am Galgen gestorben. Ohne Reue und Besserung! Arme, arme Seele!

Al. Ruppen.



Sagen in der Volkssprache.

196. D'r Näckerbozo im obru Lerch.

Im obru Lerch va Randa hiner d's Bümäsch Hus het friejer as alts Hüschi g'stannu, das dum Truffer Hans-Josi g'hert het. In discher Gäscheru ischt, so lang schi d'Lit hent chenu b'sinnu an Bozo g'si, der d'Huslit schreckli g'nächt het. Am meischtu heigi der uner dum Ofubauch im Hennuchromu g'wietet, wa ischu Hans-Josi, wie d'altu Lit alzi hant zum Bruch g'ha, d'Henne g'habet hat. A mal figi der Hans-Josi a leinig im Hus g'si und duo heigis a so grumplot und g'wietet, daß er von Angst hat wellu zum Pfeister usspringu. D's Rickerli ist aber viel z'chleis g'si und duo het er duo no fir no hiner'schi mägu. So het der arm Schnäggo mit dum Chopf im Rickerli miesu beitu, bis daß nu eine vam undru Lerch mit anam Stämmbohr het chenne überstämme. Deschi het duo frili der Hans-Josi firchterli g'fluocht. Dum Bozu het das Fluochu aber ou nit g'fallu und het mu duo schini Schwägri so erschlipft, dasch über d'Stäga bri gipurzlot und daran g'storbun ischt. Das ischt duo du Litu ou z'viel g'si. Schi hent duo d's Hüschi verchouft, wil aber der Choufer du Bozu nit hat chenu drusmärtu, so hat er's duo abg'schreckt und anderstwa a muß g'macht. Sez g'geht mu nummu d'Mura vam Nahhus meh.

Al. Andenmatten.

197. D'r Tamatterhäns.

Ä Saas im Dorf het e mal e Ma g'wonnt, demsch „Tamatterhäns“ (Hans Anthanmatten) g'feit hent. Der ischt riche g'si und het es guot's huslich's Wib g'hä. Er het aber wellu befälu und rächt hä und Schini het mu mieku g'horjame, juscht het's Strit gegä. So het er e mal d's Heuw e mannerscht la us der Schir trägu, wilsch mu nit da ing'leit hent, wa er befolu het, und es andersch mal het er Schinera befolu, me als e guoti Stund z'rug z'ga, um andere Cheß zum Abundessu z'reichu und het unnerdätschi d'Arbeiter nime la arbeitu und selber ou nummu unhasfällarfut. D's guot Wib het das frili uvergrifli ungeru geta, het aber do mieku g'sche.

Der Rämlichu ischt ou Seimer g'si und het di G'leit alleinigu g'ladut; er het du Saum am Bodu uf's Bascht g'spannu und so als zämu en bruf uf's Gleit gebirt. Z'Simpilu het er e mal ab=er Lattu es flets g'wäschus Hämb g'no und ang'leit und schis b'schifna e muß g'heicht. De Kameradu, die g'lachet hent, het er g'feit: „Schi verspilunt a mir nid, nis ischt d's weher Hämb, und z'wäschu hent schus der Wil.“

R. W. S. Nr. 155.

198. Antufuhans.

Antufuhans felig (der Hans des Anton Anthanmatten) ischt en tolle brave Ma g'si; het frili nit g'rad d's Pulver erfunnu, aber do de Litu in's G'sicht g'feit, was er gedeicht het. Wa der Bischof Blatter felig i Saas uf d'Wistaz cho

ischt, ischt Antusuhans Chilchuvogt g'fi und het darum
mießu schaffu und uswarte. Da ischt's kapitiert, daß der
Bischof am Mittagessu g'feit het, in de Thäleru und uf de
Bärgu gäbe es guots Roggubrod; Er wellti geru danasa
choru. Duo hensch dum Chilchuvogt g'riefst, er jelle abu
um guots Roggubrod loße, der Bischof welle schi. Duo
ischt unse Hans glich mitener wißu Zwelu inner Hand in
d'Stube cho und het dum Bischof g'feit: „A ba! Narrheite!
Bischof! sid nit Eifältige! esset ier hie Wisbrod — Roggu-
brod chenter de de heimu essu.“ R. W. S. Nr. 156

199. D's alt Sänghüs.

Friejer, daß der alt Praling no gläbt het, het ambrüf
a Säng as grimmonds alts Holzhijschi g'itannu, dem alli
Eischler allzig nummu „d's alt Sänghüs“ g'feit heint.
Das ischt as kurjos Gäschi g'fi, wa bodu mängs ferum
archlipft het. Wels d'Nacht da umhe z'barangu gha het,
das het asie g'feh, wie uf eimal d's ganz Hüs häll gibrunnu
het; aber verbrunnu is do nit. Hie und da is wie a firigi
Bijjaggu von der Wasserschwelli dahe garickt und uf das
het de öü amum d's ganz Hüs glichttot. Ghert het mu
witerseh nit und gitah hets öü feim nit — üßer annal.

Im Winter, wennsch da obu dir a Säng umhe ghirtot
heint, sind d'jungu Lit gwänli am Abund in dischum
Sänghüs zämund cho fer z'abusitu. De heintsch bitanandre
der Kosilkranz gibätot und demna a biß gitanzot ewan
dasch sind ga liggu. Zeß amal — g'fi we's am Frowu-
abund im Kriichtmanot — sind d'Meitjini amab ins Dorf
z'Chilchu gangu fer mornadesch zer rächtu Zit zum Fäst

z'cho. Unnerdanna heint obunna a paar Burschtu giplanot, ischo die Nacht amal gherig z'archlipfu. Bit a paar Weidchettinu ischt eine ambrüf ins Unnerdach schi ga grächu. Wie düö d'Chiejerine cho sind, fat dische G'fell richtig an, chettinu und der Bozo machu. Aber oho, der ischt dißmal schlächt ancho! Uf eimal tüöt's in dem Hüsch an Pöll, daß schi gidücht het, die ganzi Baraggu mieße z'Hudol und z'Fägu; bit de Chettinu het düö der rächt Bozo sälber g'schandot und arichtig ischt annannerscht d's ganz Hüs as einbännigs Fiir gsi. Die jungu Litjini heint an Angscht g'ha, Donnerbald! und heint g'jesinot und g'chrizgot, und sind zum Hüs üs. Wie'sch sind vorna gsi, het d's Gibarr innuna üfghert, aber gibrunnu het's immer no. Und da is grad gsi, as wenn da as wels firchterli süßge und wehwe. Schließli het d's Fiir üfghert und im altu Gigodol is annuum stockstüchster gsi. Der aber, wa hat wellu der Bozo machu, ischt mornadeisch a stuc derva in schim Smachji arwachet und het schi gar niime chännu bjinnu, wie ar usum brännundu Hüs üse cho sigi.

Zeß het mu lang niime vernärkt, d's jung Votch wurd schekei brever si. Heiße tüöt's, a richi Tächter hei öü die Büöbu aso firchterli gäru gsch und de heigisch die ganz Nacht glichtot fer dajch gseje z'ihra cho. Zer Straf mießeisch jetz da allzig umhezindtu. E. Pfammatter.

200. Der Schlingstei.

Im Eselboden, Grächen, sy a mal vor alte Zyttu a Famili gsi, di oft us ar Mattu, wa an grossi Dola (Vertiefung) gsi sy, Namtschedre (*Anthriscus sylvestris*) und

Scherlicha (Heracleum sphondylium) fer d's Reh z'hirtu, g'träupft (gepflückt) hei. Allimal wa schi dischi Chrytter heint gsamlot, hei-sch oich allzyt Gott gidaichot, daß er ne so guoti Chrytter la wazu hei.

Das Gottlobu hei a Hex ghört, und wil-sch das nimme hei ghöru mögu, so sy-sch innu Wald gangu a grossi Fluoh ga reichu, di schi im Eselbodu in dischi Chrytter = Dola hät wellu werfu, damit dischi Lyt, di bim Chrytterjammlu so Gott globot heint, fei Chrytter meh bercho (überkommen, bekommen) chenne. Wie schi nu darmit bis in d'Werggarte chon ist, so sy ihr a Ma bigegnot, der uber dischi schrecklich Burdi, so d'Hex uf um Gnick gibrungu hät, so erschlipft (erschrocken) sy, daß er usgruofu hei: „Wo Jesus, Maria, wa willt doch darmit?“ Kum daß er dischi Wort g'seit hei, so hei d'Hex du mächtigu Stei mießu la fallu und hei nu nimme mögu g'mottu (bewegen). — Wil-ra so ihri böjchi Absicht, g'schlinggot hät (nißlungen ist), so hei mu dieser grossu Fluoh der Schlingstei g'seit; und der Ort heißt noch hittigs Tagß „bim Schlingstei“. I scheinen.

Schweiz. Archiv f. Volkskunde 1. Jahrg. 2. Heft.

201. D' Vakanz ja de armu Seelu.

Mine Großvatter jällig, d'r Chiempfü Merez, wa lengi Jahr (das deichi), bifor daß'r uf na Tärnu g'angu ist, z'Glis ist Sigroßt g'si, het mengsmal, ja u schuppo, schuppo Mal g'seit, an Zant Lärju bringe mu am Morgu d'Groß Glogga fast nit zwäg und z'Allerseelu gähjch fast ja sälber. In d'r kurzu Zit fa Allerseelu bis Zant Lärju hei d'armu Seelu d' Vakanz; aber de ja Zant Lärju bis z'Allerseelu

miesseſch de unnum ins Jägſir ga bieſu. Fer d'friü Zit hälfeſch ſälber litu, aber fer d'Wöſſ de nimme; de mieſe mu firchterli tretu und wärchu, bis mu di Glogga zwäg bringe.

J. Brindlen.

202. D'e Chlopfer uf um Rigg.

Bozna git's i Saas nit ſo vil, we mu d'Väbändigu nit zelt. — Do iſcht e mal d's Weibelschhanschjohannumarjiſch Ma (d' Weibelschjohannumarji we mi Muotter ſelig g'ii) es G'päſſig's begegnet und kapitiert. Der het e mal bin leidu Wetter dum Reh Heuw in's Diſtel getreit. J'ruggenundu het'smu uber d'Chrizeggu. ab'ga am leeru Chorb uf'um Rigg afa chlopfu. Er iſcht erchlipft und rezergangu; het mu aber ou ſtercher g'klopfut. Duo het er Angſt ubercho und het afa laufu — und er iſcht g'liffu und g'liffu und es het mu g'chlopfut und g'chlopfut, bis er Zermeigeru ſchich faſt wie e todte Ma het uſu Bodu la fallu, und de Litu g'ſeit het, der Bozu heigi mu ſchi g'hintut, ſi mu na g'liffu und heigi mu alzi hinderna an'nu Chorb g'chlopfut. — Duo henſch du Chorb b'ſchauwut und g'ſe, daß es chleis Triegelti en brin g'hanget het, das min ſchnelleru Ga geng j'rug an'nn Chorb ang'ſchlagu het. — Duo iſcht der guot Ma e muſ g'ſtannu und het g'ſeit: „E wellige donnerschieſige Narr bini ou g'ſi! Ja zer fuli Hex! däſchi ſchämi mi do gotlos!“ — Diſchi G'ſchicht het mer d's Jodrubarbiſchjoſubantoni gezelt fer vile Zahru, wa Kutuſubarbiſchpeterjohannantoni no e chleine Höſlerbuob g'ſi iſcht und Grunneruſenderiſch Chleina no nid d'Ergele g'ſchlagu het.

R. W. S. Nr. 159.

205. D's lidend Ghindli im Todbett.

En Mal hei in Lötſch'n, uf weller Huob weiſſi nimme, es jung's Ehwolchli es chleis Ghindli uberchon, und das ſi nen z'Tod erkranket, hei nid chene beſſren und nid chene ſterb'n. Der halt Todtuschweiß ſi mu wie Erbiß uber z'G'ſichtli inegitrolut. Wie's ſefflig lang in letzten Züg'n g'ſin ſi und der Gottu und dü Gotta und Nachbair'n und juſt d'Stuba volli Lit mu hei well'n uisbeitun, ſo ſäge es wells: weg'n well'm ät das uſchuldig Ghind e ſo lid'n mieße? Daruf ſäge d'r Bat'r: eimal ſchinert weg'n ſelle's nime lidu und duo ſi's ohoich ſchidig un uf um Tätzſch g'ſorb'n. — Es Zittlin derna ſi's d'r Muott'r erſchin'n und hei dra g'off'nbarut, daß's nuch e halb Stund für d'n Bat'r im Jägſür hei mieß'n lid'n, eh wan daß's hei chön'n in Himm'l chon. — So wiſſe mu nie für well's d'uſchuldigu Ghindlin, mieße lid'n und ſelle feis ſäge, für mich bruicht's de nit hie und nit da z'lid'n, das iſt Gott aleinigu bifannt.

Ander danna daſch diſch'm Ghind uf d'n Tod gibeitut heind, und d'Lit, wie's geid, mit en andern gidorfut, ſo ſäge e Jäger, er hei oich eineſti g'hört erzäll'n, daß e Jäger im Balſchiederthal hei well'n z'ener Geinſchu ſchieß'n. Z'G'wehr verſäge mu und wie'r uifg'ſch, ſo ſie mu diß Thier under d'n Digu weg chon, er wiſſe nit wie. Es ſi denn en böſche Jäger g'ſin und gitroff'n hätt'r ſcha g'wiß und endlich. — Na e ſchupli Jahr'n gange diſche Jäger bis z'Meiland. Us em aſchouwlich'n Huis rieſe mu e hibſchi, weſſliche Froitw embrab und thie mu Wiſchtung, z'ihra z'chon und frege 'ni: Ob er ſchia nid b'chenne? ſchi ſie oich im Wallis g'ſin. — Renei; dara chen' er ſchich eimal gar nid

gäh'n, verfezte dra dische, und düo fä'sch mu duo an z'all'n. Daß'sch e so e jungi Schgoitsa es Meitschi si g'sin, heisch allerlei Bigeb'nheite g'les'n. — Was für es donnerstierig's nett's Läbe z'Chiejer-, Pieter- und Jägerläbe wä und e so settig's; und was heisch z'thuon, und wüschte vor em alt'n Wibli: weisch grad chönti en Gembscha si, de weltisch d'Jäger recht z'm Narr ha und spring'n und lustigi si und uber alli Gänder fahr'n. Und was bigegne dra? di vermaladrat Hara — das alt Wibug'sicht, si e rechte Helin g'sin und die hei scha ohoich in es Gemstchier verwandlut, bis daß dri Jäger uf schia gizahlet hei. Entgangesch mu, so chens neisch mum heim ga Ramsell si und sust heisch denn d'n Lohn für ihra fürgeb'n Wüschte . . . D'r Dritt'n, wa uf schia gizahlet, si er g'si, — aber, es hei schäzesch auch nid sell'n jin — noh gang'n si's dra den asa uferschamunt und da na b'chenne schi ihn'n. — Settig Gemstche git's es deich'n feinu meh! —

R. W. E. Nr. 164.



Inhaltsverzeichnis.

Pfarrer Moriz Tscheynen V

I. Schätze.

Nr.		Seite
1	Der unschuldige Schatzfinder	1
2	Der Schatz auf der Brünnegge	2
3	Die Kristallkapelle auf dem Galen	2
4	Der Schatz im Fredenloch	4
5	Der Schatz beim Kapellchen oberhalb Mörel	4
6	Der Schatz zu den hohen Klühen	6
7	Die Gräfin zu den Tischen	8
8	Der Schatz auf den Bleiten	10
9	Der Schatz zu Weingarten	12
10	Der Goldbrunnen	14
11	Mord in Ban-Zwischbergen	15
12	Ein Schatz auf der Bärenkumme am Kastellberg	16
13	Der Schatz in Belleggen	16
14	Die Silberader im Gredetschtale	17
15	Die Schätze in Wisp	17
16	Der Geldschatz im Gstöpf	18
17	Die Wunder der heiligen Nacht	19
18	Der Schatz in den Diebjen	21
19	Die Vinerfage	23
20	Der Geldschatz und der schwarze Bod	24
21	Bestrafter Reib	25
22	Der Schatz auf der Burg	25
23	Der Geist im Rotigo Blatt	27
24	Die Schatzgräber am heidnischen Hüel	30

Nr.		Seite
25	Das Weinsäß in der schönen Kanne	30
26	Das Bergwerk im Korpat	<u>32</u>
27	Die Frau mit dem Schätze	33
28	Der Schatz im Schloß Ugaren	34
29	Die Schatzkammer bei Feschel	36
30	Der Schatz im Teshwäldchen	38
31	Die Entstehung der Teshkapelle	38
32	Der betrunkene Ziegenhirt	41
33	Das verwünschte Fräulein in Gerunden	42

II. Zwerge.

34	Die Gotwärgini als Viehverspflieger	44
35	Das Gotwärgi als Müllerknecht	45
36	Das Bergmännlein	47
37	Das Schafessen	<u>49</u>
38	Der Lebensretter	49
39	Der Hellelusee	50
40	Das gestohlene Kind	51
41	Die goldene Wiege	52
42	Die Gotwärgi-Hausfrau	53
43	Der arme Müller	53
44	Die Glaubensboten	54
45	Die Kohlen	55
46	Der Auszug der Gotwärgini	56

III. Spukgeister.

47	Der Jäger im Merezebach	58
48	Die Hohbachspinnerin	59
49	Der Gipsbogen	<u>61</u>
50	Das Zudentuni auf dem Flöschboden	62
51	Der Bogen beim Wylerbach	62

Nr.		Seite
52	Der dreizehnte unter zwölf Nachtbuben	<u>63</u>
53	Der irreführende Bozen	65
54	Der wandernde Bozen ⁿ	<u>66</u>
55	Berggeist	<u>67</u>
56	Der Bozen auf Eggen	68
57	Der Totenschädel	69
58	Der Bozen in Jännigen	71
59	Der Geist in Eggernboden	72
60	Der Senn in der Welschigeralpe	73
61	Der nächtliche Wanderer	<u>73</u>
62	Das Kegelspiel	75
63	Der Bozen im Moos	75
64	Die Wirtstöchter	76
65	Das Geisterhaus auf der Riederlpe	77
66	Der Kollibock	80
67	Das Grab unter der Linde	81
68	Der Fuchs in Geimu	82
69	Der Engel des Friedens	83
70	Der Jauchzerbozen	85
71	Der Wanderbozen	87
72	Am Vorabende von Uerheiligen	87
73	Der Reiter von Zinnen	89
74	Der Bozen im Lamigraben	91
75	Der Tanz beim Schallberg	93
76	Der Geistertanz	95
77	Der Geist in der Kirche	96
78	Der Hauptmannspfad	97
79	Der Geisterspuk im Ranztal	98
80	Die Säge im Ranztal	99
81	Der Bischofstadel	100
82	Gulobabi	101
83	Der Spuk im Nebenzimmer	<u>102</u>
84	Die bestrafte Spötter	103
85	Die geisterhafte Wanderung	<u>105</u>

Nr.		Seite
86	Der Bozen zu Imwinkelried	<u>107</u>
87	Der Geist bei der Meeresfelli	108
88	Das Seematterkreuz	109
89	Die Schwüre auf den Hetschen	110
90	Der Breitmattenbozen	<u>112</u>
91	Der Schratbozen	113
92	Das unerwartet abgebrochene Schauspiel	114
93	Der Geist des unvorsichtigen Tänzers	115
94	Das geizige Weib	116
95	Das Tanzvergnügen im Sengboden	<u>117</u>
96	Der gespensterhafte Bod	119
97	Die Geister am Niedberg	120
98	Der Hohllichtbozen in Zermatt	<u>121</u>
99	Der Bozen zur hohen Stiege	<u>123</u>
100	Der Mettjubozen	<u>124</u>
101	Die Rindsbetterfluh	125
102	Der Höhle-Schafdieb	126
103	Der Lärmgeist	126
104	Die übermütige Lene	128
105	Der Jauchzerbozen auf der Schröteralpe	129
106	Der Dornstaudenritt	130
107	Der Grillbozen	131
108	Der Bozen im Tiefengraben	132
109	Der Lusenbozen	133
110	Der Bozen am Gwadren	134
111	Die Marktsteine	135
112	Der Benzmann in Ergisch	<u>136</u>
113	Der Bozen im Tennholz	<u>137</u>
114	Der Schaffhit in Meiden	138
115	Die schwarze Rahe	139
116	Der schwarze Stier	140
117	Die schwarze Kuh	140
118	Die Einladung zum Alpenmahle	142

Nr.		Seite
119	Die Geister in der Eschafelalp	<u>143</u>
120	Der Untergang der Illalpe	<u>144</u>

IV. Arme Seelen.

121	Gruß an Mletsch	<u>147</u>
122	Das Gastmahl um Mitternacht	152
123	Die schöne Frau im Geisterschloß	156
124	Der Totentanz	<u>162</u>
125	Die edle Mailänderin	165
126	Zwei arme Seelen im Turmangletscher	168
127	Die armen Seelen im Mletschgletscher	<u>170</u>
128	Die Gäßler im Leuter Rathaus	<u>171</u>
129	Die Gäßler aus dem Pfandischi	<u>174</u>
130	Der Geißhirt im Pfandischi	<u>176</u>
131	Die Sylvesternacht in Münster	<u>178</u>
132	Ehoch, d'alt Schmidja spinnt noch!	180
133	Der Pfarrer in Münster	<u>182</u>
134	Der eifende Tote	183
135	Der Mann mit dem Schafe im Bietschi	184
136	Die Erscheinung nach dem Tode	<u>187</u>
137	Die Braut im Weinhaufe zu Leut	<u>188</u>
138	Dank der armen Seelen	192
139	Der Meßdiener in der Ernerwaldkapelle	193
140	Das Wirtshaus	194
141	Die Weinverfälscherin	194
142	Der fremde Viehhändler	195
143	Das verzauberte Fräulein im Schlosse Mageran	197
144	Der Rinderhirt in der Bachalpe	<u>198</u>
145	Dreierlei Milch	201
146	Der Sirt in der Alpe Chermignon	203
147	Der Mundbecher	204
148	Der ruhelose Senn	205
149	Der mutige Senn	206

Nr.		Seite
150	Der Jäger und das schwarze Schwein	207
151	Tufteralpe	212
152	Der Befehl zweier armer Seelen	212
153	Des Vaters zurechtweisender Geist	214
154	Das leidende Söhnchen	215
155	Die Verpflichtung gegenüber dem Verstorbenen	216
156	Der Hirt in den Tälern	217
157	Der Stier im Niedertal	220
158	Der Geist auf Rasgarten	221
159	Die Rache der Toten	222
160	Der Schwung mit dem Toten	223
161	Der Spielmann	224
162	Der nächtliche Holzhacker	224
163	Das Hobigentessi im Balttschiedertal	225
164	Ein Vergelt's Gott	226
165	Die Waschfrau	228
166	Dich werden noch mal die armen Seelen drücken	229
167	Die Kapelle zu hohen Flüssen	231
168	Das nächtliche Kegelspiel	233
169	Totenprozessionen. — Gratzug	235

V. Teufel.

170	Der Satan und das Weihwasser	247
171	Der Alpensput	248
172	Der schwarze Tänzer	249
173	Der schwarze Bub	251
174	Das entführte Kind	251
175	Das Hufeisen und die Haarflechte	252
176	Die Kohlen auf der Brücke	256
177	Der weiße Geist	257
178	Die Spinnerin	258
179	Das grüne Männlein im Tehl bei Leuf	259

Nr.		Seite
180	Das Wehrobjerli in Tschärminungu	260
181	Teufelslift	262

VI. Hexen und Zauberer.

182	Die Hexe vom Fieschertal	264
183	Die letzte Hexe in Mörel	266
184	Der Hexenstein bei Simpelu	267
185	Die Hexe im Hegdorn	267
186	Die letzte Hexe in Zermatt	269
187	Die Hexe am Stafel	271
188	Die Hexe von Löttschen	272
189	Die Wetterhexe	273
190	Die Gefangennahme einer Hexe	274
191	Der Schlangensbann	275
192	Der Maulwurfsbann	277
193	Der lange Gletscher	278
194	Der fahrende Scholar	278
195	Kaspar Tillier	279

Sagen in der Volkssprache.

196	D'r Näderbozo im obru Lerch	283
197	D'r Tammatterhäns	284
198	Antusuhäns	284
199	D's alt Sänghüs	285
200	Der Schlingstei	286
201	D' Balanz fa de armu Seelu	287
202	D'r Ghlopfer uf um Rigg	288
203	D's lidend Ghindli im Lodbett	289





This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.

A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.

Please return promptly.

MAR 29 1927

~~SEP 30 54 H~~

